



Hamburg und Altona.

Eine Zeitschrift

zur Geschichte der Zeit, der Sitten und des Geschmaks.

Die Kenntniß der Welt macht uns zu Menschen.

Vierter Band.

10tes, 11tes und 12tes Heft.

Hamburg, 1802.
bei Friedrich Hermann Neßler.



Hamburg und Altona.

Ein Journal
zur Geschichte der Zeit, der Sitten und des Geschmaks.

X. Heft.

I.

Dem Prinzen
Wilhelm von Braunschweig
bei seiner Anwesenheit in Hamburg
den 10ten Junius 1802.

Willkommen, theurer Prinz! in unsrer Veste!
    Willkommen hier in unsrer Bürgerstadt!
Die als das Heiligste und Beste,
    Als ihr Palladium die goldne Freiheit hat.
Auch Du bist Bürgerfreund, so wie Dein grosser Vater,
    Auch Dir gefällt der schlichte Bürgersinn.
Auch Dir entflieht auf unserm Welttheater
    Zufälligkeit als Tand dahin.
Hier keimt für Dich ein süsses, häuslichs Leben;
    Hier sieht Dein wonnevoller Blik
Die edle Fürstenfrau, vom Schiksal Dir gegeben
    Zum Glük für Dich, — für Tausende zum Glük.
Wenn einst — des Sehers Blik dringt in die dunkle Ferne,
    Dringt in der Zukunft finstre Nacht,
Sieht, sichrer als im Buch der Sterne,
    Den Ring der Wesenkette festgemacht —

Wenn Du, einst Vater meiner Brüder,
Der Vater Braunschweigs Bürger bist;
Wenn Dich das Lieblichste der Lieder
Als Braunschweigs Herrscher einst begrüßt,
So denke: „Daß der Freund und Führer
„Von freien Bürgern weit erhabner steht,
„Als der despotische Regierer
„Von Sclaven, in erborgter Majestät;
„Daß Liebe nur das Fundament der Thronen,
„Daß Freiheit nur des Staates Leben ist;
„Daß Fürsten nur im Schoos der Freien sicher wohnen
„Und daß ein freier Mann als Herrscher Dich begrüßt.“

Theophilanthropos.

II.

Ueber, für und wider das Hamburgische und Altonaische Polizeiwesen. *)

Unsre Hamburger Polizei ist gut, daß heißt: es findet grade soviel Aufsicht statt, daß man auf der Strasse sicher ist, weder todtgeschlagen noch beraubt zu werden, aber weiter erstrekt sie sich auch freilich nicht, und man könnte tausend Fälle angeben, wo unsre Polizei schläft, und zwar so fest, daß es viele Mühe kosten würde, sie vom Schlafe aufzurütteln.

Darüber sind nun freilich sehr viele Patrioten unzufrieden; aber viele Hamburger befinden sich auch wohl da-

*) Es sind zwei Aufsäzze über die Altonaer Polizei-Tyrannei eingesandt, welche hier beide hintereinander gegeben werden. Zwei Zeugen beweisen mehr als Einer.

D. H.

bei, denn sie können jezt machen was sie wollen, können in Hamburgs engen Strassen nach Belieben auf und nieder jagen, und die Fußgänger müssen an Haustreppen und Beischlägen ängstlich genug herum kriegen, um nicht gerädert oder überritten zu werden. Der reiche Mann, das heißt derjenige, der Vermögen besizt, oder auch die Kunst versteht, sich Credit zu machen, hat in jeder Hinsicht manche Vorzüge in Hamburg, die er bei einem wohl eingerichteten Polizeiwesen billig nicht haben sollte. Denn die Fußgänger, wenn sie Wagen rollen hören, können sich nicht genug in Acht nehmen, ihre Gliedmaßen zu erhalten, und darüber ließe sich mancherlei sagen, wenn man nicht befürchten müßte, tauben Ohren zu predigen.

Auch giebt es noch andre Gegenstände, die sehr häufige Klagen über Polizei veranlassen. Aber gewöhnlich sind es Grillenfänger, Hypochondristen, abgelebte Männer und bussfertige Matronen, die dergleichen Jeremiaden anstimmen; denn junge Leute, und solche, die sich noch mit an die Reihe derer anschließen, welche Jugendfreuden genießen wollen, sind immer vergnügter an Orten, wo die Polizei nicht sehr exact ist; gesezt auch, daß Beutel und Gesundheit sich nicht sonderlich dabei befinden sollten. Kurz, es ist, was Polizei betrift, recht gut in Hamburg, und man befindet sich wohl dabei, wenn man auch über einige Punkte Klage führen muß, weil man sich der Freiheit freut, daß hier kein Polizeijäger uns nekken kann, wie es an Orten zu gehen pflegt, wo die Strenge an der Tagesordnung ist.

Daß es ehemals in Altona mit der Polizeiordnung sehr kläglich beschaffen war, ist bekannt. Das Pflaster der Strassen war in solcher Verfassung, daß man bei Nachtzeit, weil hier keine Leuchten von Polizeiwegen brennen, in Gefahr kam, geplündert zu werden, oder Arm und Beine zu brechen. Nun freilich ist es in Altona noch

immer der Fall, daß wer sich nicht selbst leuchtet, und wenn kein Mondlicht am Himmel steht, genöthigt ist, seine Glieder auf Gnade und Ungnade zu ergeben; aber das ehemals sehr übel berüchtigte Altonaer Pflaster ist seit Verbesserung der Polizei auch verbessert, und überhaupt manches Gute erzeugt worden, so daß Freunde der Ordnung keinen Augenblik anstehen können, in dieser Hinsicht Altona einigen Vorzug einzuräumen.

Ich kenne kein so närrisches Geschöpf in der Natur, als der Mensch ist, besonders wenn Nationalstolz und Geldgeiz, überhaupt die Neigungen und Begierden, sich durchkreuzen, denn dann verwikkelt er sich so sehr in Widersprüche, daß er selbst nicht weiß, was er loben oder tadeln, was er lieben oder verachten soll.

Immer rükken die Altonaer den Hamburgern manche Polizeigebrechen vor. Aber sobald sie nur einmal die Zuchtruthe der Polizei gefühlt, und 3 Mark 14 Schilling erlegt haben, welches die kleinste und gewöhnlichste Strafe ist, so klagen sie über die Strenge ihrer Gesezze.

Ich muß frei bekennen, daß diese Klagen mir oft ungerecht geschienen haben, denn da die Altonaer weder Mauern noch Wälle besizzen, da ihre Häuser und Güter, fast möchte ich sagen, offen da liegen, so haben sie auch von Raubgesindel mehr als wir Hamburger zu fürchten, und die Wachsamkeit der Polizei muß sich nothwendig auch mit Strenge verbinden.

Altona hat es schon öfterer erfahren, daß zu viele, oder richtiger gesagt, daß zügellose Freiheit schädlich werden kann. Wurde nicht vor mehrern Jahren, selbst in der Stadt, ein hölzernes Gebäude vom Pöbel demolirt, und Bretter und Balken gestohlen, weil ein Luftschiffer nicht auffliegen wollte oder konnte? Erlaubte sich nicht da das Volk wilder Excesse, so daß selbst die Bürgercompagnien, die mit Trommeln und Fahnen, mit Ober- und

Untergewehr aufzogen, nichts ausrichten konnten, und man genöthigt war, Hamburger Dragoner zur Hülfe zu rufen, um den ausgebrochenen Tumult zu stillen. Haben nicht Handwerksbursche die Soldatenwachen spoliirt, und wurde nicht sogar erst vor wenigen Jahren das Haus eines Bürgers zu Grunde gerichtet, Menschen gemißhandelt, und Geld und Hausgeräthe öffentlich gestohlen? Ich denke, solche Plünderungen rechtfertigen die Strenge der Polizeigesezze, und daher kömmt es auch wohl, daß viele Einwohner ihren Nakken unter das Polizeijoch beugen, unterdessen aber auch viele Bürger laut murren, und manches gegen die Polizeiverwaltung einzuwenden finden.

Es ist wohl der Mühe werth, unpartheiisch zu untersuchen, ob diese Beschwerden gegründet sind, oder ob die Altonaer sich ohne Grund beklagen, und ich denke, grade ein Hamburger müßte eine solche Arbeit unternehmen, weil seine Entscheidung am wenigsten verdächtig ist, da es ihm ziemlich gleichgültig seyn kann, ob in Altona eine stricte oder laxe Observanz statt finde. Ich wenigstens gehöre zu dieser Klasse, und wenn ich in Altona reite oder fahre, da will ich mein Pferd wohl in Zügel halten, daß es nicht zu stark laufe, und meinen Cariolgaul ebenfalls recht fest fassen, damit er nicht zu schnell auf Altonas Pflaster dahin rolle, und Polizeidiener und Armenvögte meiner Rosinante in Zügel fallen können.

Die Hauptfrage ist hier eigentlich: Worin besteht das Lästige der strengen Polizei? und um diese zu beantworten, müssen einige der Gesezze hier berührt werden; wobei ich aber erinnern muß, daß ich nur das wiederhole, was erzählet wird, denn es ist äusserst selten, daß man Polizeiverordnungen an Altonas Strassenecken angeschlagen findet, das neue Pfeiffenmandat ausgenommen, davon ich unten reden will.

Eins der vorzüglichsten Gesezze besteht mit darin: daß man des Abends auf der Strasse keinen Lärm machen soll. Ich finde das sehr heilsam für jeden Hausvater, der sich mit seiner Familie nach Ruhe sehnt; doch wenn es wahr wäre, daß man nicht einmal laut reden oder lachen darf, ohne arretirt zu werden, so muß ich frei bekennen, die Hamburger Sitte, nach welcher Niemand, in Ansehung des Lautwerdens, eingeschränkt ist, ziehe ich dem Altonaer Polizeigesezze weit vor, und die große Strenge, mit welcher von den Straffälligen 3 Mark 14 Schilling eingetrieben werden, läßt vermuthen, daß in dieser Polizeipön der Hauptgrund des Gesezzes enthalten sey.

Eben so wenig darf man an Häuser stark anklopfen oder rufen, um in der Nacht eingelassen zu werden. Auch das ist ein überaus vernünftiges Gesez; denn wie oft werden nicht Nachbarn beunruhigt, wo es erlaubt ist, zu tumultuiren, um die eingeschlafenen Dienstboten zu erwekken, die ihren Hausherrn, der sich vielleicht in Wirthshäusern verspätet hat, stundenlang vergeblich klopfen lassen; aber auch diese Ordnung kann übertrieben, und das sonst gute Gesez sehr gemißbraucht werden. Umstände müßten hier die Sache verändern, so wie überhaupt kein Gesez wörtlich zu beobachten ist, wenn es nicht zu hart seyn, oder vielleicht gar ins Lächerliche fallen soll. Der Hausherr, sagt die Polizei, kann seinen Hausschlüssel bei sich führen. Aber kann das auch jeden Abend geschehen, und kann jedem, der im Hause logiert, der Hausschlüssel anvertraut werden?

Daß niemand in der Nacht Mobilien oder Pakete tragen darf, ist eine sehr lobenswerthe Vorsicht, um den Dieben ihre Diebereien zu erschweren; aber lächerlich ist es, wenn man Frauenzimmer angehalten hat, die in der

Nacht zu Hause kamen, und zwar deswegen, weil sie — einen Arbeitsbeutel in der Hand trugen.

Kurz, es ist nichts gewisser, als daß auch das vernünftigste Gesez kann gemißbraucht werden, wenn es wörtlich, ganz nach englischer Manier, angewandt wird.

Ein Fall dieser Art hat sich erst neuerlich in Altona ereignet, der zum Beweiß des Mißbrauchs höchst bemerkungswerth ist. Ein Bürger und Kaufmann ist willens, des Morgens früh nach Hamburg zu gehen, um von da nach Leipzig zur Messe zu reisen; er hat seinen Bedienten bei sich, der das Reisegepäkke trägt; aber noch sind die Wächter auf ihren Posten, und streng, ihre Ordre zu befolgen, bringen sie den Kaufmann in Arrest. Weder die Vorstellung, daß er schnell reisen müsse, daß die Postpferde schon bestellt sind und ein Gefährte auf ihn wartet, noch die Bitte seines Schwiegersohns, der auch Bürger in Altona ist, und für seinen Schwiegervater in Bürgschaft treten will, kann den Kaufmann früher vom Arrest befreien, als sonst gewöhnlich ist; die Polizeigerechtigkeit ist unerbittlich, sie vernimmt erst den Arrestanten des Morgens, und der als Verbrecher behandelte Bürger muß 3 Mark 14 Schilling erlegen.

Entweder die Sache verhält sich wirklich so, wie sie allgemein erzählt wird, und dann denke ich, wird kein Mensch die zu große Strenge der Polizei ableugnen können, oder sie verhält sich auch anders, und in diesem Fall wäre es nothwendig, daß einem solchen Gerüchte öffentlich widersprochen würde, um das Publikum vom Gegentheil zu überzeugen. Denn so wie diese Geschichte vom Mund zu Mund geht, und dabei noch mehrere Anekdoten erzählt werden, wie Polizei- oder Nachtwächter sich erlaubt haben, einen angesehenen Bürger bei dieser Gelegenheit gröblich zu insultiren, muß eine solche Polizeityrannei in dem Staate besonders auffallend seyn, der unter allen

Monarchien, in Ansehung einer milden Regierung, den Vorrang behauptet.

Endlich muß hier des neuen Pfeiffenmandats erwähnt werden, dessen ich schon oben gedachte, und das, seines Inhaltes sowohl als seiner Folgen wegen, eine besondere Aufmerksamkeit verdient. Wenn überhaupt in diesem Polizeiplacate das Tabakrauchen auf den Strassen und Spazziergängen Altonas verboten wird, so glaube ich nicht, daß vernünftige Menschen eine solche neue Einrichtung mißbilligen werden; denn, im Fall auch die Gefahr der Feuersbrünste durch das Tabakrauchen auf den Strassen eben nicht sehr vermehrt würde, so wird doch Niemand das Unschikliche eines solchen Gebrauchs ableugnen können, der auch in Hamburg eingerissen ist, und der sehr leicht von unsittlichen Menschen kann übertrieben werden. Es muß freilich Einheimischen sowohl, als besonders Fremden, sehr auffallend gewesen seyn, wenn sie bei ihren Spazziergängen in der Stadt sich auf eine Bank sezten, und einen starken Tabaksraucher zum Nachbar erhielten, der, unbekümmert ob auch dem feinern Publikum die Uebelgerüche seines wohlfeilen Tabaks behagen möchten, sich in Dampfwolken einhüllte, und gewiß werden die Spazziergänger mit dem Rauchverbote sehr zufrieden seyn; aber es ist auch eben so gewiß, daß diese Polizeiverfügung für einige Individuen viel zu hart ausfallen dürfte. Dem Arbeitsmanne sowohl, als besonders dem Handwerker, ist das Tabakrauchen so sehr zur andern Natur geworden, daß es ihm schwer fällt, sich davon loszureißen, und wenn diese Menschen auf der Strasse gehen, oder hier eine Arbeit verrichten, wobei sie mit keinen Feuer fangenden Materialien umgehen, so ist schwer einzusehen, was es der Polizei hindern könne, wenn diese Arbeiter ihre Pfeiffe im Munde haben. Allenfalls könnte, um mögliche Gefahr vorzubeugen, diesen Leuten befohlen werden, ihre

Pfeiffen mit einem Dekkel zu versehen, und nur auf Spazziergängen müßte das Tabakrauchen ohne Einschränkung verboten bleiben.

Im Ernst wird man doch nie behaupten können, daß die Steinbrücher zum Beispiel, wenn sie das Strassenpflaster ausbessern, und dabei ihr Pfeifchen schmauchen, die Stadt dadurch in Brand stekken werden, und der Allmosensammler bei der Ottenser Kirche ist besonders zu beklagen, daß auch ihm sein einziges Labsal, die dampfende Pfeiffe, durch das strenge Mandat geraubt wurde. Vielleicht war ihm der Tabak zum Bedürfniß geworden, vielleicht machte er auch nur einen Zeitvertreib aus, der bei einem so langweiligen Geschäfte ruhig auf seiner Bank zu sizzen, und auf die Mildthätigkeit der Vorübergehenden zu lauren, ihm doppelt nothwendig war. Auch auf der Landstrasse von Ottensen aus nach Neuenstädten sind die Tabakspfeiffen verbannt, bis auf die Hälfte dieses Weges, man sagt bis zur zweiten Mühle. Ist dieses gegründet, so ist ein solches Verbot, besonders für die Landleute, die Producte zur Stadt bringen, äusserst lästig, weil man annehmen kann, daß bei rauher und neblichter Witterung den Bauern, Fischern und Schiffsleuten das Tabakrauchen nicht bloß zum Zeitvertreib, sondern selbst zur Gesundheit diene.

Daß ein großer Theil von Altonas Bürgern, die Krugwirthe besonders, die in dem an das Hamburgische Gebiet angrenzenden Theile der Stadt wohnen, und hier ihre Nahrung treiben, daß diesen sage ich, das neue Tabaksmandat vielen Schaden zufüge, ist eben nicht schwer zu begreifen. Ihre vorzügliche Nahrung haben sie Hamburgern zu verdanken, die bei schönen Sommertagen nach Altona wallfahrten, theils des Spazzierganges, theils aber des wohlfeilern Bieres wegen. Diese Spazziergänger sind des Tabakrauchens zu gewohnt, als daß ein Po-

lizeimandat vermögend seyn sollte, eine solche Gewohnheit auszurotten, und eher würden sie ihren bisherigen Vergnügungsort verändern als das Tabakrauchen aufgeben.

Ich gebe gern zu, daß die Polizei sich nicht immer nach hergebrachten Gewohnheiten richten könne, und dem allgemeinen Wohle muß das Interesse einzelner Staatsglieder billig nachstehen; aber wird auch das allgemeine Wohl dadurch gehindert, wenn Handwerksbursche vor den Hausthüren der Wirthshäuser mit brennenden Pfeiffen sizzen, oder auf der Strasse herumgehen? Das denke ich, möchte schwer zu beweisen seyn, und wollte man die Unsittlichkeit des Tabakrauchens in Anschlag bringen, so würde die Aufgabe noch schwerer ausfallen, denn was ist sittlich oder unsittlich? Landesgewohnheiten scheinen bei dieser Aufgabe alles zu entscheiden, und es gab nie allgemeine Sittengesezze, sie richteten sich gewöhnlich nach Erziehung und Clima.

Auch denke ich, an einem Grenzorte, wie Altona, ist es der Politik überaus angemessen, in Ansehung mancher Polizeigesezze, die in Residenzstädten angenommen werden, etwas nachgebender zu verfahren. Man beobachtete eine solche Grenzpolitik durchgängig, und auch, was Altona betraf, schien von jeher die Dänische Regierung von dem weisen Grundsazze überzeugt zu seyn, daß hier mehrere Freiheiten, als an jedem andern hollsteinischen Orte, statt finden müssen, weil im Gegentheil der Erwerbzweig Altonaer Bürger sehr geschmälert würde.

Diese Bemerkungen sind gewiß um so unpartheiischer, da sie von einem Hamburger herrühren, der vielleicht aus überspanntem Patriotismus herzlich wünschte, daß ähnliche und noch schärfere Pönalmandate in Altona publizirt und die Hamburger dadurch bewogen würden, ihre Vergnügungsplätze mehr aus den andern Thoren auf ihrem eigenen Gebiete zu wählen, als in und um Altona ihr Geld

zu verzehren; aber weißlich ist es auf keinen Fall gehandelt, wenn die kleinere Stadt, die von der größern Vortheile zieht, solche Einrichtungen und Freiheits-Einschränkungen trift, daß die Einwohner des wohlhabendern Grenz-Ortes zurükgescheucht werden.

Das ist hier offenbar der Fall, und wird es noch mehr werden, wenn, wie man vermuthen kann, die Altonaer Polizeibedienten ihrer Pflicht pünktlich nachkommen, und nicht nur den Fremden ihre Tabakspfeifen confisciren, sondern sie auch nach Maasgabe der Umstände, wie es in dem Pfeifenmandate heißt, oder, welches einerlei ist, nach Willkühr mit Strafe belegen.

Diese Willkühr überhaupt ist ein böser Gebrauch im Justizwesen, besonders aber in Polizeifällen. Das Haupt-requisit eines Strafedicts muß in Bestimmung der Art und Größe der Strafe bestehen, wenn aber die Gesezgeber sich vorbehalten, nach Befinden der Umstände zu strafen, so werden sie oft der Partheilichkeit verdächtig, denn nun hängt es von ihrer Willkühr, von ihren Launen ab, wie sie den Straffälligen zu taxiren, für gut befinden. Willkühr in Strafen sowohl bei Justiz- als Polizeisachen ist der erste Uebergang zur Despotie, und diesen müßte man in jedem wohleingerichteten Staate zu vermeiden suchen. Aber noch einmal muß ich wiederholen, ein solches Verfahren ist bei der allgemein bekannten milden dänischen Regierung um desto auffallender. — Ich glaube gern, daß es bei dem Altonaer Polizeiwesen nicht der Fall seyn wird, die Art und Größe einer Strafe gleichsam um deswillen nur auf Schrauben zu sezzen, damit man freie Hand habe, sie zu vermehren, oder zu vermindern, und traue im Gegentheil diesem Polizeigericht auch Gerechtigkeitsliebe zu; aber ich kenne meine Rechte als freier Bürger, und weiß, daß es mir erlaubt ist, über

ein öffentlich angeschlagenes Polizeimandat meine bescheidenen Bemerkungen zu äussern.

Diese Erlaubniß veranlaßt mich ebenfalls, einen andern Mißbrauch zu rügen, der sehr oft in Altona statt findet. Einer meiner Bekannten hatte sich an dem Pfeifenmandate selbst vergriffen, das heißt, er hatte ein solches Placat, das nur an einem Nagel hing, und schon mehrere Tage herumflatterte, ab und zu sich genommen. In dem Augenblik wird er von einigen Armenvögten ergriffen, nach dem Polizeiherrn gebracht, weil dieser aber nicht zu Hause ist, zum Polizeidiener geführt, der genöthigt ist, seinen Prinzipal aufzusuchen, und an diesem dritten Ort wird nun Gericht gehalten. Die Sentenz fällt dahin aus, daß dieser Hamburger ausser der gewöhnlichen Altonaer Taxe von 3 Mk. 14 ßl. noch zwei Species erlegen muß, und dagegen finde ich nichts zu erinnern*); aber desto mehr, daß man den Straffälligen in der Stadt zur Schau herum, und von einem Ort zum andern führt. Da die Polizei-Sporteln in Altona so ergiebig sind, so dürfte man in solchen Fällen wohl erwarten, daß da, wo das Polizeigericht gehalten wird, auch ein Ober- oder Unterbeamter immer zugegen sey, der einem die Strafe abnimmt, um derentwillen man aufgegriffen worden ist, denn wahrlich für einen freien Hamburger ist es zu empörend, sich von den Vögten und Lohnwächtern herumführen zu lassen, die gewöhnlich dazu bestimmt sind, Bettler und herumstreichendes Gesindel aufzufangen, und an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen. Diese Behandlung ist um desto empfindlicher, wenn es sich am Ende ergiebt, daß das Vergehen selbst von der Polizei nicht eben für bedeutend erkannt worden ist, weil man sich, wie es in vielen Fällen geschieht, mit 3 Mk. 14 ßl. vom Arrest wieder loskaufen konnte.

*) Ich aber sehr Vieles. D. H.

Unterdessen wäre es unrecht, wenn Hamburger darüber murren *) wollten, da, wie oben bereits erwähnt worden, selbst Altona's Bürger von Inhaftirung und denen damit verbundenen Operationen, als z. B. der öffentlichen Aufzüge in Gesellschaft von Nachtwächtern, Armenvögten und Gerichtsbedienten nicht befreit werden können, im Fall sie auch Caution leisten, oder andre Bürger für sie in Bürgschaft treten wollen. Der Fall, den ich oben anführte, da ein Altonaer Bürger und Kaufmann, von Nachtwächtern arretirt, insultirt und von seiner Geschäftsreise abgehalten wurde, obgleich sein Verbrechen äusserst unbedeutend seyn mußte, weil es sich zu keiner höhern, als der gewöhnlichen Strafe von einem Species und zwei Schilling qualificirte. Dieser Fall ist so einzig, daß ich noch immer seine Wahrheit bezweifle, und wohl wünschte, einige Belehrung darüber durch den Weg der öffentlichen Blätter zu erhalten. Sollte das Altonaer Bürgerrecht von so weniger Bedeutung seyn, daß in einer so geringfügigen Polizeisache, wo es bloß auf Erlegung der 3 Mk. 14 ßl. ankommt, nicht einmal die Bürgschaft eines Bürgers angenommen würde? Das kann ich nicht glauben; und wäre es — so würde mir mein Hamburger Bürgerrecht um so schäzbarer seyn, weil ich mit diesem zugleich auch das Recht erhalten habe, mich wider gröbliche Beleidigungen der Hamburger Nacht- und Tagewächter sicher zu stellen, welches in Altona eben nicht der Fall zu seyn scheint. —

*) Murren nicht. Sie müßen Altona und sein Gebiet zu vermeiden suchen.

D. H.

III.

Ueber das Polizeiwesen in Altona.

Die Thätigkeit und der Eifer des dermaligen Chefs der Altonaer Polizei für die öffentliche Ruhe und die Sicherheit der Bürger; nebst den zwekmäßigen Anstalten, welche zum Theil für beide, seit dessen, für Altona im Ganzen, so erspriеslichen Amtsführung getroffen worden sind, haben Demselben meine und aller ordnungsliebenden Einwohner Hochachtung in einem Grade erworben, daß ich mit diesen nichts mehr wünschte, als daß Er so allgemein und so geschäzt würde, als Er bei seinen Talenten, bei seinem Eifer und bei seiner rastlosen Thätigkeit für das öffentliche Wohl es verdienet.

Daß Derselbe sich in der That viele Verdienste um Altona erworben habe, leugnet auch Niemand. Jeder, der bei der noch mangelnden Erleuchtung der meisten Strassen, bei finstern Abenden, jezt sicher seinen Weg gehet, ohne in Gefahr zu seyn, sich an einem Baume den Kopf zu zerstossen; oder über einen Schutthaufen oder einen andern Gegenstand hinzustürzen; oder in dem zusammengefegten Straßenkoth zu versinken; verdankt Ihm diese Sicherheit. Jeder, der der Bequemlichkeit genießt, welche ein bis zum Unkenntlichseyn verbessertes Steinpflaster, und der so gut besorgte Abfluß der Rinnsteine gewähren, unterläßt sicher nicht, in Ihm einen der Urheber dieser wichtigen Verbesserungen zu sehen. — Wenn die Bettelei aufgehört hat; wenn dem Einschleichen von liederlichem Gesindel gesteuert wird, wenn ein wachsames Auge der Polizei die verdächtigen Personen beobachtet, und dem Verbrechen aufs thätigste nachspüret, so, daß der

Verbrecher selten unentdekt bleibet; wenn Betrug durch falsches Maas und Gewicht unabbittlich geahndet wird; wenn durch die bei den Nachtwachen eingeführte vortrefliche Disciplin, jeder Einwohner beinah bei ofner Thür sicher schlafen kann; wenn das Publikum von den barokken und lästigen Abendparaden der Bürgerwachen befreiet wurde, die zur öffentlichen Sicherheit wenig oder nichts nuzten, und dabei diejenigen, welchen der Wind oder ein andrer Umstand das Licht in der Laterne verlöscht hatte, chikanirten; wenn alle diese und andre vortrefliche Einrichtungen, sag' ich, während der Amtsführung des dermaligen Polizei-Chefs ihr Daseyn erhielten; so giebt es Niemand, der nicht eingestehet, daß er sich um die Stadt sehr verdient gemacht habe. Allein — dennoch wird derselbe, allgemein genommen, nicht so geschäzt, wie ein so gemeinnüzziger, ein so wohlthätiger Beamter es von Rechtswegen seyn müßte; ja, Er wird sogar oft bitter getadelt, und ist wenig geliebt. Nicht selten wird selbst dessen Charakter angetastet und mit gehässigen Seiten umgeben, die demselben nach meiner und vieler Andern Ueberzeugung keinesweges eigen sind.

Einen so gemeinnüzzigen Mann vom Publikum in der Art verkannt zu sehen, das thut mir nun sehr weh; so wie es Jedem weh thun muß, dem als Patrioten der Mann werth ist, der mit Auszeichnung für das öffentliche Wohl sorget und handelt; und aus diesem Gesichtspunkte bitte ich, die Beweggründe zu beurtheilen, die mir gegenwärtig die Feder in die Hand geben. —

Da jene Tadler einen beträchtlichen Theil des Publikums ausmachen; so läßt sich nicht wohl annehmen, daß sie ganz ohne hinreichende Gründe tadeln; und ich selbst so sehr ich im Ganzen für die gegenwärtige Altonaische Polizeiverwaltung bin, sehe mich genöthiget, das Daseyn solcher Gründe zuzugeben, doch ohne durchgängig die Re-

sultate zu billigen, welche man in Beziehung auf den Polizei-Chef aus diesen Gründen hervorgehen läßt; vielmehr behaupte ich gegen männiglich, daß sie größtentheils voreilig und falsch sind; besonders gewiß alle die, die dessen Charakter beflekken. —

Nein, gewiß, dieser Charakter, welchen der Patriot, der durch das Scheinbare der Oberfläche der Dinge zu dringen vermag, mit mir eben so aufrichtig, als die Talente und die Fähigkeiten des Mannes, verehrt, hat keinen der ihm angeschuldigten Makel. Wenn der billige Mann an den Altonaer Polizeianstalten noch hier und da etwas zu tadeln findet; so schreibt er die bestehenden Mängel theils auf Rechnung der Unmöglichkeit, Alles auf einmal thun zu können; theils auf Rechnung der natürlichen Unvollkommenheit, welche auch den besten und überlegtesten menschlichen Einrichtungen anklebet; theils findet er den Grund einiger jener Mängel in einem, nicht allezeit genugsam gemäßigten Eifer — der aber immer ein rühmlicher Eifer bleibt — welchen, bei der Wärme, mit der er jeden Zwek verfolgt, nicht allemal die Mittel, um dazu zu gelangen, aufs sorgfältigste wählt; und zulezt vergißt er nie, daß auch der scharfsehendste Mann nur zwei Augen habe, die allerdings nicht alle Mißbräuche entdekken, noch den Unterbedienten gehörig auf die Finger zu sehen, vermögen. Gewiß, auf diese Art Tadler zürnet der Chef der Altonaer Polizei nicht! Denn ein Mann seiner Art ist sicher von dem kleinlichen Eigendünkel frei, sich für unfehlbar zu halten; und aus diesem Grunde versprech auch ich mir dessen Verzeihung wegen der Offenherzigkeit, mit welcher ich bisher gesprochen habe, und mit welcher ich noch ferner sprechen werde, um seinem sonst guten Auge statt Waffe zu dienen.

Allein, nicht Aller Urtheil über den Mann und über die, den von demselben getroffenen Polizeianstalten

anklebenden Mängel und Inkonvenienzen, ist so billig und mild. Viele urtheilen und tadeln mit Härte und Bitterkeit. — Man schreit über Despotie, über Verlezzung unschädlicher, von jeher hergebrachter Freiheiten; man nennt die gegenwärtige Art der Polizeiverwaltung ein Schrekkenssystem, das frohen Sinn unterdrükt, Lebensgenuß stört, und durch Zurükscheuchung der Hamburger Lustwandler, dem Nahrungsstande der Stadt schadet; man schwazt sogar von Finanzoperation .... Die Hauptklagen des Publikums lassen sich auf drei Punkte einschränken: Erstlich, klaget man über die Ausführung an sich guter Polizeiverfügungen; zweitens, über andre dergleichen Verordnungen, welche man als ganz unnüzze Beschränkungen bisher geduldeter, und seit langer Zeit zur Gewohnheit gewordener Dinge ansieht; und drittens, über die Tyrannei, welche die Polizeidiener und Nachtwächter über das Publikum ausüben. — Ueber einen jeden dieser drei Klagpunkte will ich mich jezt näher auslassen, so weit es der Raum erlaubt.

Als eine vortrefliche, sehr löbliche Einrichtung, sowol für die Sicherheit, als die nächtliche Ruhe der Bürger, erkennt man im Ganzen die neueingeführte Disciplin unter den Nachtwächtern, und die Strenge, mit welcher man gegen alle Ruhestörer durch dieselben verfahren läßt. — Allein — man beschwert sich erstlich sehr darüber — und wie die Erfahrung lehret, mit allem Rechte — daß man, wie sonst bei neuen Einrichtungen gewöhnlich ist, gar kein Plakat affigiren lassen; und folglich das Publikum so lange in einer gänzlichen Unwissenheit über dasjenige geblieben ist, was künftig in den Stunden, da die Nachtwächter gehen, als verboten anzusehen ist, bis es nach und nach durch eigenen oder Andrer Schaden davon zum Theil unterrichtet worden ist. Nicht allein, daß man dadurch gegen einen alten, sehr richtigen Grundsaz

verstoßen hat, zufolge dessen man nur durch Uebertretung **bekannter** Gesezze straffällig wird; so übergiebt man auch dadurch das Publikum der Willkühr gewinnsüchtiger Menschen aus den Hefen des Volks, weil keiner weiß, wie weit die Grenzen der Instruktion dieser Leute gehen.

Ferner beklagt man sich, daß Dinge zu Ruhestörungen gemacht worden sind, die in keinem Winkel der civilisirten Welt dafür gelten; und die nur höchstens zur Zeit gefährlicher Gährungen im Volke, oder in einem belagerten, unter der militairischen Geissel stehenden Plazze verboten sind. Dem Jauchzen und lärmenden Gesange oder tobenden Gelächter ungezogener und trunkener Gesellen und anderm Tumult bei Nachtzeit strenge zu steuern, ist löblich, nothwendig; einem solchen Unwesen, das Sittlichkeit und Wohlstand beleidiget, selbst am Tage zu steuern, wäre sogar nicht zu tadeln. Allein, unter Ruhestörungen zu zählen: wenn vernünftige Leute im anständigen Gespräch mit einander gehen; wenn einem etwa ein Lachen, wie das Lachen gesitteter Menschen ist, aufstößt; wenn Jemand eine Viertelstunde nach dem Aufziehen der Nachtwächter noch seinen Hund zu sich lokt; wenn einer ordentlich und bescheiden an sein Fenster oder an seine Hausthüre pocht, oder seinen Hausgenossen sein Daseyn auf eine andre Weise zu erkennen giebt, um eingelassen zu werden u. s. w.; das rechnet man nicht unbillig unter unnütze und zweklose Fesseln, womit man das Publikum belästiget; denn alles das kann Niemand beschwerlich seyn; über alles das **muß** sich Niemand beschweren, der im gesellschaftlichen Zustande leben will; und wollte er es, so muß man ihm den Rath geben, sich in irgend einem abgelegenen Erdwinkel eine Einsiedlerhütte zu bauen . . . . Es hat in der That den Anschein, daß diese Art Einschränkungen nichts anders beabsichten, als, die Altonaer so in Schrekken zu sezzen, daß zu der Zeit, da die Nacht-

wächter auf der Straße sind, durchaus kein Mensch mehr ausser seinem Hause angetroffen werde: so unbillig eine solche Absicht auch — besonders in einer großen Stadt, ist, wo so viele Menschen erst spät von ihren Geschäften losgefesselt werden, und hernach erst Zeit haben, sich in Gesellschaft einige Erholung zu geben. Wollte man aber ja darauf bestehen, ein ruhiges Zweigespräch, ein bescheidenes Lachen ꝛc. zu Ruhestörungen zu machen; so bitte ich zu bedenken, daß die Ruhe der Einwohner weit mehr durch das Pfeifen der Nachtwächter unterbrochen werde, wodurch sie um jede Kleinigkeit und oft ohne eigentlichen Grund ihre Kamraden zu Hülfe rufen. Dieses gällende, durchdringende Pfeifen (nur für Nothfälle bestimmt), das den festesten Schlaf verscheuchet, und von dem man im ersten Aufschrekken nicht weiß, ob es nicht Feuerlärm sey, wäre im Stande, für Kranke und Wöchnerinnen die traurigste Wirkung hervorzubringen; statt, daß gewiß Niemand erschrekken, noch dadurch vom Schlafe aufgestört werden wird, wenn er einen andern Menschen vernünftig sprechen, bescheiden lachen oder seinen Hund lokken hört. — Noch mehr scheint der Verdacht, daß man die Altonaer nach 10 oder im Sommer nach 11 Uhr in ihren Häusern, wie Soldaten in den Kasernen, einschliessen wolle, sich dadurch zu bestätigen, daß selbst die Art wie man geht, ob zu geschwind, oder zu langsam, zur Verhaftung qualificirt, und daß selbst kein Mensch auf seinem Beischlage oder auf seiner Thürschwelle oder auf seiner Bank vor dem Hause, nach dem Aufgehen der Nachtwächter sizzen soll, um nach einem schwülen Tage frische Luft zu schöpfen, die er in einer engbebauten Stadt in seinem Hause nicht finden kann.

Endlich klagt man, daß folglich dadurch, daß man keine Polizeiverordnungen über das habe ergehen lassen, was man während der Wachstunden der Nachtwächter zu

thun oder zu unterlassen habe, um Unannehmlichkeiten zu entgehen; und dadurch, daß gegen die oft so lügenhafte Angabe der Nachtwächter, das Wort des unbescholtendsten, glaubwürdigsten Mannes für nichts gilt; man der Willkühr dieser Menschenklasse, aus den Hefen des Pöbels, die ohne moralisches Gefühl ist, die von Eigennuz und von der so gewöhnlichen Neigung solcher Leute, eine ihnen eingeräumte Gewalt zu mißbrauchen, geleitet wird, gänzlich preisgegeben werde; und zwar so, daß ich schon Wetten von 100 gegen 1 habe anbieten hören: man sollte bei jezziger Zeit nach 11 Uhr nicht 1000 Schritt von seinem Hause gehen können, man möchte auch so vorsichtig seyn, als man wollte, ohne nach der Wache geschleppt zu werden; und traun! man wagt bei dieser Wette nichts, da der Nachtwächter bei dem besten Willen, ein Accidenz zu verdienen, seine Forderungen über das Betragen derjenigen, die ihm aufstoßen, ausdehnen kann, wohin er will; und da nichts den Beklagten gegen dessen, noch so falsche Anklage schüzzen kann. Mit einem Worte, sagt man, die Nachtwächter verfahren als Despoten; arretiren Jeden, den sie nicht schonen wollen; und an einem Vorwande dazu fehlt es ihnen nie, wenn man auch nur den Oden frei von sich läßt. — Geht man z. B. geschwind; so heißt's: was giebt's bei Nachtzeit zu laufen? das ist verdächtig; fort, nach der Wache! — Geht man langsam; was soll das Schleichen? da stekt was dahinter; fort, nach der Wache! — Läßt sich auch bei einem sehr sorgfältig abgemessenen Schritte von dieser Seite kein Vorwand finden: so redet der Nachtwächter den ruhigen Fußgänger an, wie z. B. wohin noch? — nach Hause; — woher? — von einem Freunde; — aber so spät noch auf der Straße; das soll nicht seyn — — Nu, ich thu ja nichts; geh still meinen Weg; wer mag mir das wehren? . . . . Was? Er raisonnirt noch! — — Fällt nun noch ein Wort, wie

solches dergleichen Ueberlästigkeit, dergleichen unverschämte Zudringlichkeit wohl zuwege bringen kann; gleich wird in die Pfeife gestoßen, als wenn die Stadt brennt; und wenn die Kamraden herbeieilen, werden sie gegen den sogenannten Widerspänstigen zum Beistande aufgefordert, und der Arme muß nach der Wache, um den Morgen darauf 3 Mk. 14 ßl. — (vielleicht der Erwerb zweier sauern Tage! vielleicht das unentbehrliche Mittel zur Erhaltung einer zahlreichen Familie!) zu erlegen.

Ist es nicht höchst traurig — unerhört, daß der ruhige Fußgänger eben durch diejenigen beunruhiget und in Unannehmlichkeiten verwikkelt werden soll, deren Amt eigentlich ist, dafür zu sorgen, daß er sicher und ungestört seinen Weg gehen könne. Auf diese Art wird der Nachtwächter ja eine Geissel, die schlimmer ist als die Räuber, vor welchen sie die Straßen rein halten sollen. Was hilft es mir, daß es keine Diebe mehr giebt, die mir bei Nachtzeit auf der Gasse meine Börse abfordern; wenn ich um Nichts und wieder Nichts nach der Wache geschleppt, meiner Nachtruhe beraubt, und um 3 Mk. 14 ßl. gestraft werde? Vielleicht konnte der Dieb mir so viel nicht einmal abnehmen, weil meine Baarschaft nicht so viel betrug! und dann, wenn ich dem Diebe gegeben habe, was er verlangt, läßt er mich wohl ungehindert meinen Weg gehen. . . . Ein Jeder, der sich tumultuarischen Lärms enthält und keine andre Excesse verübt, muß die ganze Nacht hindurch ungestört gehen können; und das zu verwehren, ist abscheuliche Tyrannei, die in gewissen Fällen selbst manche höchst traurige Folgen hervorbringen kann.— Ich nehme an, daß ein gefährlicher Patient, ein Sterbender, einen so schnellen Beistand des Arztes oder eine so eiligst anzuwendende Arznei bedarf, daß jeder versäumte Augenblik ihm das Leben kosten kann; oder daß für eine Frau in Kindesnöthen in der höchsten Eile Wehmutter,

Wartefrau und andre zum Beistande erforderliche Personen herbeigeschaft werden müßen; und daß die Abgeschikten unterweges von brutalen Nachtwächtern unter einem, von Habgier erfundenen lügenhaften Vorwande — wie das gewöhnlich der Fall ist; — oder vielleicht deswegen, weil der Abgesendete wegen der dringenden Art seiner Verrichtung schnell geht; oder weil er, wo er die nothwendigen Personen aus dem Schlafe wekken und auf die Beine bringen muß, anpocht, festgenommen und nach der Wache gebracht werden. Wird da nicht das Leben eines Menschen, und im zweiten Falle das Leben zweier Menschen in offenbare Gefahr gesezt? Gesezt auch, daß man den Arretirten nach seiner gemachten Aussage alsbald wieder frei ließe; so bleibt die Sache immer dieselbe, da man ihm seine Zeit geraubt hat — eine Zeit, die für ein oder zwei Menschenleben so entscheidend war. — Mich schaudert vor dem Gedanken an die Möglichkeit, da eines der Meinigen das Opfer eines solchen Nachtwächterunfuges, eines solchen unzuläßigen Despotism werden könnte; und ich mache die Polizeidirektion im Namen der Menschheit für jedes Menschenleben, für jede Gesundheit verantwortlich, die ein Opfer jenes nicht gesteuerten Unwesens werden könnte. . . .

Als eine sehr wohlthätige Sache erkennt man nicht minder, das strenge Verbot gegen das zu schnelle Fahren und Reiten; allein auch hierbei tadelt man bei der Ausführung desselben, das Willkührliche, welches ebenfalls die Folge einer nicht genugsamen Bestimmung jenes Verbotes ist. — Unbillig — (nur unbillig, will ich sagen) — wäre es ja wol, alle Fuhrwerke und Reiter auf den bloßen Schritt einzuschränken, da ja dadurch der Zwek der meisten, welche es sich ihr Geld kosten lassen, um zu fahren oder zu reiten, der ist, schneller, als zu Fuß fortzukommen; und zwar nicht allezeit bloß zum Vergnügen, sondern auch

bisweilen wegen Erforderniß seiner Zeit und seiner Geschäfte. Ein kurzer Trott müßte also erlaubt seyn; und die Polizeiverordnung könnte sich billig nur auf den gestrekten Trott und den Galop erstrekken, welche Grenze dem Publikum hätte angezeigt werden müßen. Da lezteres nun nicht geschehen ist, steht es in der Willkühr der Polizeibedienten, alles zu zu schnellen, straffälligen Fahren und Reiten zu machen, was ihnen beliebt; und so wird das Publikum auch hierdurch der Habgier und der Chikane preis gegeben.

Unter diejenigen Verbote, die man gänzlich als lästige und überflüßige Beschränkung des Publikums ansieht, rechnet man vorzüglich das, welches neulich gegen das Tabaksrauchen ergangen ist; und es erregt selbiges viel Mißvergnügen. Noch würde man sich nicht darüber beklagen, wenn dasselbe nur auf den einzigen, eigentlichen öffentlichen Spazziergang in Altona, die Palmaille, nebst der anstoßenden Reperbahn eingeschränkt worden wäre, und im Ganzen nur die Cigarren getroffen hätte, mit welchen, wie verlautet, allerdings einige Ungezogenheiten und Mißbräuche verübt worden sind; und die auch, in Hinsicht auf Feuersgefahr — (so wenig die überhaupt, wie Erfahrung seit Menschengedenken in Hamburg und Altona lehrt, vom Tabaksrauchen zu besorgen ist,) — noch einigermaßen gefährlicher seyn könnten, als das Rauchen aus der Pfeife, von welcher wol ein Fünkchen abgeweht wird, aber alsbald verlöscht, und wenn es ja brennend den Boden erreicht, auf das Steinpflaster fällt, und nie bei fernerm Fortwehen des Windes sich glimmend erhält. — Allein das Verbot des Rauchens aus der Pfeife — dieses Labsals, dieser durch lange Gewohnheit unentbehrlich gewordene Erquikkung des Arbeitsmannes, der unter seiner Last oder hinter seiner Karre, von Schweiß triefend, keucht; das Verbot der Pfeife, die

ses Lieblingsgefährten der Hamburger Lustwandler, die Altona bereichern, und derjenigen Einwohner dieser benachbarten Stadt, die Sommerwohnungen auf dem Altonaischen miethen, und gern am Feierabend, im Schlafrok rauchend, Straße auf, Straße ab gehen: dieses Verbot, sag' ich, wird allgemein gemißbilligt. Der arme Mann! sagt der Menschenfreund, nun ist ihm auch sein Pfeifchen Tabak geraubt, wobei er das Mühselige seines Geschäfts weniger fühlte; das ihm die Last eines Centners zu einigen Pfunden erleichterte! .... Der Verdienst wird immer geringer werden, klagt der Schenkwirth, der Bäkker, und Jeder, dem die Hamburger ihr Geld bringen; da man diesen Gästen, Altona, statt es ihnen auf alle Art angenehmer zu machen, durch lästige Einschränkungen immer mehr verleidet! ..... Und warum jenes Anathema gegen die Tabakraucher auf der Straße? — In der darüber affigirten Polizeiverordnung sind zwei Ursachen angegeben; erstlich, die Gefahr einer Feuersbrunst, und dann, das Unanständige des öffentlichen Rauchens. Allein, man findet diese Gründe als unzureichend. In Ansehung der Richtigkeit der Besorgnisse vor Feuersgefahr, beruft man sich, wie gesagt, auf langjährige Erfahrung, und meinet, daß dieselbe nur auf dem Dorfe, zwischen Bauerhütten, mit dürrem Holze umgeben und mit Strohdächern, statt habe *). Das Unanständige im Rauchen kann man gar nicht auffinden, da selbst mitunter in den feinern Gesellschaften und an allen öffentlichen Orten vom ersten Range geraucht wird, ohne daß man sich über Verlezzung des Wohlstandes beschweret. — Ueberhaupt meinet man, daß wenn wirklich ein hinreichender Grund zu dem Verbote des Tabaksrauchens auf der Straße da wäre, man das lezte darüber ergangene Verbot von 1748 wol in seiner

*) Auf eine brennende Pfeife eine Kapsel und Cigarren nie auf den Straßen geraucht, scheint mir ein nothwendiges Gesez für Städte und Dörfer zu seyn. The.

Kraft erhalten und in den 54 Jahren gewiß erneuert haben würde. — Zulezt findet man auch noch in der neuen Polizeiverordnung über diesen Gegenstand das auszusezzen, daß ebenfalls in einem Punkte wieder viel Unbestimmtheit angetroffen wird. Es heißt nehmlich darinn: es soll auf keinem der öffentlichen Spazziergänge geraucht werden. Was verstehet man hier unter öffentlichen Spazziergängen? Man hat in Altona nur einen eigentlichen öffentlichen Spazziergang, nehmlich die Pallmaille nebst der Reperbahn; daher scheint es, daß man unter diesem Plural auch die Landstraßen, Feldwege und Fußsteige ausser der Stadt und dem Dorfe Ottensen, die auf dieser Oerter Territorium liegen, habe inbegriffen wissen wollen. Wenigstens scheint das so; und es ist dadurch der Chikane ein bequemes Hinterthürchen offen gelassen worden; da sie nun zu öffentlichen Spazziergängen machen kann, was ihr beliebt, um die armen Lustwandler in Unannehmlichkeiten und Geldstrafe zu bringen. Auch kann sie jedem Liebhaber des Tabakrauchens seiner Pfeife, welche er wohlbedächtlich schon auf hamburgischen Gebiet ausgeklopft, bei seinem Eintritt auf das altonaische berauben, wenn es ihr belieben sollte, sie für eine gestopfte und brennende zu erklären; wogegen alles Protestiren vergebens seyn würde, da dem Polizeidiener natürlich mehr als dem Besizzer einer schönen meerschaumenen Pfeife geglaubt wird.

Keinen Gegenstand treffen die Beschwerden und die Klagen des Publikums aber härter, als die Despotie und den Unfug, welche die Unterbedienten der Polizei und namentlich die Nachtwächter sich gegen Jedermann *) erlauben — und erlauben dürfen; und wenn gewisse Anekdoten, die im Publikum von Mund zu Mund gehen,

*) Gegen Jedermann, sezt man hinzu, der Nachsicht und Artigkeit nicht durch wirksame Mittel von ihnen zu erlangen weiß. — D. V.

durchgehends so sind, wie sie allgemein erzählt werden: so sind jene Beschwerden in der That nur allzu gerecht. Hier sind einige zur Probe, welche den nächtlichen Terrorismus charakterisiren.

Ein bekannter Altonaer Bürger hatte seine Verwandschaft bei sich eingeladen. Als dessen Gäste, unter welchen sich seine Mutter befand, sich Abends nach Hause begeben wollten und vor der Thür Abschied genommen hatten, rief man sich im Hinweggehen noch eine gute Nacht und ein Lebewohl zu: vielleicht, daß auch ein Scherz diesen oder jenen zum Lachen bewog. Der Nachtwächter, der sich in der Nähe befand, sezte die Weggehenden deshalb zur Rede, sprach: von nach der Wache bringen. Jene, welche sich wegen einer Sache, die wol nirgend geahndet wird, und auch zu Altona vorher nie zu verdrießlichen Folgen qualificirte; die so unschuldig war, die nichts Tumultuarisches, nichts Unsittliches, nichts wider die öffentliche Ruhe und Sicherheit enthielt, angetastet sah, ertrug das nun freilich wohl nicht ganz sanftmüthig. Es kam zum Wortwechsel; der Nachtwächter wollte Hand anlegen, der Hauswirth rettete seine Gäste — (unter welchen sich seine Mutter befand!) — aus den Händen des Nachtwächters, indem er ihnen in seinem Hause eine Freistatt sicherte. Die Folge von diesem Vorfalle war, daß derselbe vor die Polizei gefordert und in Geldstrafe genommen wurde. —

Zwei Mannspersonen gingen nach 10 Uhr nach Hause. Unterwegens unterhielten sie sich von der Komödie, die sie diesen Abend gesehen hatten; und es wurde von dem einen eines sehr komischen Auftrittes gedacht, worüber der andre, mit dem Zusazze: das ist zum todtlachen, auflachte. Der in der Nähe befindliche Nachtwächter sprang hinzu und brachte sie nach der Wache, wo sie übernachten und des andern Morgens die gewöhnliche

Geldstrafe von 3 Mk. 14 ßl. erlegen mußten: und das, wegen eines unschuldigeu Lachens!

Ein junger Mann führte Abends ein paar Frauenzimmer, die in seines Vaters Hause zum Besuch gewesen waren, nach ihrer Wohnung zurük. Sein Hund läuft unversehens mit, und mit den Damen in ihr Haus hinein. Der junge Mann, der ihn sogleich vermißt, will ihn, ohne die Damen mit dem Herausjagen zu beschweren, heraus haben und pfeift dem Thiere. Darüber kommt der Nachtwächter hinzu, und führt denselben, weil er seinem Hunde gepfiffen, nach der Wache. Indeß die armen Aeltern sich über das Aussenbleiben ihres Sohnes halbtodt ängstigen, ist er selbst in der größten Verlegenheit; theils darum, daß er kein Geld bei sich hat; theils wegen des Mittels, seine Aeltern durch Nachricht von sich zu beruhigen. Endlich erkauft er einen Boten — ich weiß nicht, ob einen von der Wache oder einen Nachtwächter, welcher den auf den benachbarten Territorium wohnenden Vater von seiner Verhaftung benachrichtigen soll. Der Bezahlte stekt das Geld aber in die Tasche, und erfüllt den erhaltenen Auftrag nicht. Um 2 Uhr des Morgens schikt er einen Andern, der endlich doch so ehrlich war, nach dem Hause der Aeltern hinzugehen. Das Finale von Allem war die Erlegung eines Strafgeldes von 3 Mk. 14 ßl. am andern Tage.

Ein Mann geistlichen Standes begiebt sich Abends mit seiner Gattin und seinem kleinen Sohne von einem Abendessen bei einem Freunde nach Hause. Die Dame läßt ihren Schuh im Kothe stekken; der Knabe ruft den vorangehenden Vater, mit der Laterne herbeizukommen, um der Mutter Schuh suchen zu helfen. Dem geistlichen Herrn wird die Sache lächerlich; man spricht darüber. Der Nachtwächter kommt hinzu; und ohngeachtet man ihm den Verlauf der Sache erzählt, führt er den Mann

fort. Zum Glük war der Oberwächter, als er auch seinerseits den ganzen Vorgang vernahm, so billig, ihn sogleich wieder loszulassen, vielleicht bloß in Rüksicht auf seinen geistlichen Stand. — Fama sezt noch hinzu, daß er den folgenden Morgen sich bei der Polizei beklagt habe; aber, statt Genugthuung zu erhalten, noch in Strafe genommen worden sey. —

Ein hiesiger Bürger, dessen Hund sich auf der Straße befindet, pfeift demselben, doch so, daß er in seiner Thür stehen bleibt. Sogleich kommt der Nachtwächter, und fragt in sehr ungewählten Ausdrükken, was er zu pfeifen habe? Der Mann sagt, daß es seinem Hunde gelte, und daß er nicht glaube, daß er (der Nachtwächter) ihm das verwehren könne. Dieser erwiedert, indem er mit seinem Stokke droht, er solle nur aus der Thür treten, so wolle er es ihm wohl weisen.

Der Hofmeister eines hiesigen ansehnlichen Bürgers stehet Abends mit einem seiner Zöglinge vor seiner Hausthür, und scherzet mit dem Knaben. Der Nachtwächter betrift sie, schleppt sie nach der Wache, und der Vater muß den Beutel ziehen.

Ein hier privatisirender Mann vom Stande, der, wie man mir gesagt hat, auch Schriftsteller seyn soll, kömmt Abends vor seine Hausthür, klopft leise an ein Fenster, und ruft Kathrine, den Namen der Magd, um ihn aufzumachen. Der in der Nähe befindliche Nachtwächter bemächtiget sich seiner sofort, und führt ihn nach der Wache. Als der unschuldig Verhaftete des andern Morgens vor das Polizeiamt kömmt und das Faktum erzählt, wie es gewesen war, und wie der Nachtwächter nicht ableugnete, ward er zwar, ohne in Geldstrafe genommen zu werden, entlassen; allein der Nachtwächter bekam auch nicht einmal einen Verweis. Kurz hernach kommt derselbe Mann Abends mit seiner Gattin aus einer Gesellschaft vor sei-

nem Hause an. Unglüklicherweise steht der Nachtwächter wieder unweit davon, welche Nähe Jenem einiges Bedenken macht. „Darf ich nur Kathrinen rufen?" fragt der Mann den Wächter. „Er mag immer Kathrine rufen," antwortet dieser, „aber ich führ'n nach der Wach!" — „Nun denn, ans Fenster pochen darf ich doch?" erfolgt die zweite Frage. „Auch ans Fenster pochen mag er," entgegnet wieder der Nachtwächter, „aber ich führ'n nach der Wach." — „Wie soll ich aber hineinkommen?" fragt abermals der Mann. „Ja, das hätt' er vorher bedenken, und den Hausschlüssel zu sich stekken sollen;" war jezt der belehrende Bescheid des Nachtwächters, der unser Ehepaar aber vor der Hand zu nichts dienen konnte. Zum Glük war indeß ein gegenüberwohnender Kafetier, der Bürger C. . . ., Zeuge dieser Scene gewesen, und lud seine Nachbaren ein, einstweilen bei ihm einzutreten, welche Einladnng man auch mit Dank annahm. — Als hierauf der Nachtwächter sich entfernte, und nach dem andern Ende der Straße ging, um abzurufen, benuzte man dessen Abwesenheit, um Kathrinen auf die Beine zu bringen, die auch eiligst öffnete. Nun gelangten zwar der Herr mit seiner Gattin glüklich in ihr Haus, aber nicht ohne Gefahr, bei einem Augenblik Verspätung, von dem schnell zurükeilenden Nachtwächter ergriffen zu werden.

Den vergangenen Winter übernachtete ein Hamburger in Altona, um den Maskenbal zu besuchen; und befand sich bei einem Freunde, dessen Haus sich neben dem Komödienhause befindet. Da man ja von einem Hause zum andern nicht fährt; so wollte er diese paar Schritte schon maskirt, gehen. Allein, ehe er das Komödienhaus erreichte, ward er angehalten; und ungeachtet aller Vorstellungen nach der Wache gebracht; aus welcher er dennoch auf Vermittelung einiger Freunde sobald wieder be-

freit wurde; jedoch nicht anders, als gegen Erlegung von 3 Mk. 14 ßl. —

Vieles Aufsehen hat unter andern auch im Publikum der nächtliche Einbruch von Polizeibedienten in das Haus eines Maanes gemacht, der im Verdacht war, daß er feilen Dirnen Aufenthalt gäbe. Ausser, daß die Polizeibedienten von dem Nachtwächter die Lanze entlehnten, und damit die Thüre einbrachen; mißhandelten sie den Hauswirth auch noch mit Schlägen, welches allerdings noch unverschämter war, als da bei einer Haussuchung nach verdächtigen Personen, der Polizeidiener den Topf auf dem Feuer visitirte, in welchem doch unmöglich ein verdächtiger Mensch verborgen seyn konnte. —

Ich begnüge mich, von einer Menge ähnlicher Geschichten nur die obigen anzuführen; und füge, indem ich die Fälle, da Individuen, über unverschuldete Gewaltthätigkeit klagen, rekapitulire, nur noch einige Bemerkungen hinzu.

Erstlich, sehen wir Personen, die im Kreise ihrer Familie den Mühseligkeiten des Lebens einige Stunden entrissen, und der geselligen, unschuldigen Freude gewidmet hatten; die nach einem Genuße, den der Menschenfreund dem Menschen so gern gönnt, von rohen Nachtwachen insultirt, weil die vom Vergnügen geöfneten Herzen, auch noch beim Scheiden, ihren Lieben etwas zu äussern hatten! Ferner wird der Hauswirth von der Polizei kondemnirt, weil er seine Gäste, worunter — ich bitte dies in Erwägung zu ziehen — seine Mutter sich befand, nicht wollte unverschuldet nach der Wache schleppen lassen, und sie in seinem Hause in Schutz nahm! — Ich frage, wo? — (vielleicht nicht in Konstantinopel, vielleicht nicht in P. . . . unter der leztern Regierung!) galt es wol je für ein Vergehen, wenn von einander scheidende Freunde vor ihrem Hause oder sonst wo, von einander

Abschied nahmen? wo ward das je für eine Ruhestörung gehalten? wo qualificirte sich solch eine so gewöhnliche, so unschuldige Sache zu einem Gegenstande der Polizeirüge? —

Hernach sehen wir einen Menschen verhaften; ihn in der Wachtstube einer unangenehmen Nacht überlassen, und ihn des andern Morgens vor die Polizei führen, um ihn um 3 Mk. 14 ßl. zu strafen, weil er eine komische Stelle eines Lustspiels belacht, an die sein Freund ihn erinnert! Gott, giebt es denn auf der Welt nicht bittre Stunden genug für den Menschen, daß auch noch diejenige Gewalt, welche allein da ist, für Menschenwohlseyn zu wachen und zu sorgen, ein unschuldiges, bescheidenes, untumultuarisches, durchaus unschädliches Lachen zu verpönen, sich anmaßet! — Wir leben ja, wie gesagt, doch nicht in einer belagerten Stadt unter militairischem Zwange; und auch Gottlob! nicht in einem Orte, wo der Geist des Aufruhrs brütet, um etwa zu besorgen, daß ein Lachen ein gefährliches Signal seyn könnte! — —

Ferner, wird ein Mann in die Wache geschleppt, und seine zurükgelassene Familie in Angst und Schrekken gesezt, weil er seinem Hunde pfeift! — Ich weiß nicht, soll man darüber seufzen oder lachen? —

Hernach, wird ein Gatte, der mit seinem Weibe über das lustige Unglük scherzet, daß sie einen Schuh im Kothe stekken lassen, von groben Nachtwächtern insultirt, und nur mit genauer Noth von der für seinen Stand sehr unschiklichen Gemeinschaft mit der Corps-de-Garde befreit. Es ist beinah schreklich! —

Weiter, wird ein Mann unter seinem eignen, bezahlten Dache vom Nachtwächter aufs gröbste angelassen und bedrohet, weil er seinen Hund lokt! — Ein Lehrer mit seinem Zögling wird arretirt und zur Geldstrafe kondemnirt, weil er mit dem Knaben vor seiner

Hausthür in Unschuld kurzweilet! — Man möchte bei Anhörung solcher Thatsachen, wie diese, befürchten, daß bald die Macht der Nachtwächter, schuldlose, ruhige Menschen zu schurigeln und zu insultiren, auch bis in die Schlafkammern der Bürger ausgedehnt werden möchte! —

Noch finden wir einen Fall, der wegen seiner Originalität ins Vademekum für lustige Leute paßte, wenn sich einem dabei nicht so viel unlustige Folgerungen aufdrängten. — Wie? ein Mann, der eine Magd bezahlt, soll nicht einmal dadurch der Unbequemlichkeit überhoben seyn, einen schweren, lästigen Hausschlüssel mit sich herum zu tragen! und zwar, weil es einem groben, gewinnsüchtigen Nachtwächter einfällt, es ihm verwehren zu wollen, daß er seiner Magd ein Zeichen geben dürfe, ihm zu öffnen; und weil dem ungeschliffenen Nachtwächter eine solche Ungezogenheit gestattet, und derselbe, wie ers verdiente, dafür nicht auf Wasser und Brod gesezt wird! — Und warum soll eine so unschuldige, in der ganzen Welt gewöhnliche und erlaubte Sache, verwehrt werden? — Weil — wird man vielleicht sagen — die nächtliche Ruhe dadurch gestöret wird; ferner, weil ein Dieb sich unter einem solchen Vorwande an die Häuser anschleichen könnte! . . . . . Allein, entgegne ich, seit wann sind die Altonaer denn so nervenschwach geworden, daß das Anpochen eines Fingers an eine Glasscheibe — (an die man ja nicht ungestraft mit Fäusten schlagen darf!) — oder das leise Kathrinrufen — (das ja nicht das Brüllen eines Trunkenboldes ist!) — sie in Schrekken sezzen sollte? — Und welcher Dieb, entgegne ich ferner, der nicht im Einverständniß mit den Hausbewohnern selbst ist, kündiget seine Gegenwart durch Anklopfen oder Rufen an? Ihm müßen Brecheisen und Dietriche die Thür öffnen! — Wollte man sich aber durchaus etwas Verdächtiges als wahrscheinlich dabei denken, wenn einer vor seiner Haus-

thür steht und seinem Gesinde das Zeichen zum Oeffnen giebt; so bedenke man, daß hier ja eben der Fall eintritt, da der Nachtwächter durch Beobachtung des Ausganges der Sache, einen wesentlichen Zwek seiner Sendung erfüllen kann. — Ueberdies passen alle jene Weils, so herbeigezogen sie auch sind, nicht auf den vorliegenden Fall, da der Nachtwächter seinen Mann — doch das zweitemal — gar wohl kannte. Es war bloß eine bisher unerhörte Plakkerei; so wie es überhaupt unerlaubte Chikane ist, zu verlangen, daß Jedermann sich mit seinem Hausschlüssel schleppen soll. — Wenn man nun einmal ohne die Absicht gehabt zu haben, so spät auszubleiben, und also, ohne sich mit dem Hausschlüssel versehen zu haben, durch unvorhergesehene Umstände so lange aufgehalten wird, daß die Nachtwächter auf der Straße sind; was soll man da thun? — Was soll man thun, wenn man einlogirt ist, und der Hauswirth keinen Hausschlüssel an seine Einlogirte giebt? — Was, wenn nur ein Hausschlüssel existirt — (wie es, da man die Hausschlüssel Sicherheitswegen nicht gern vervielfältigt, gewöhnlich der Fall ist,) und doch mehrere Individuen der Familie an verschiedenen Orten aus sind? — Was soll man in diesen Fällen thun, frag ich, da Beides, Anklopfen oder Rufen und auf der Straße zu bleiben; unfehlbar Verhaftung nach sich ziehet? — Und zu was denn überhaupt — ich frage nochmals — diese ganze Schuriegelei? — Eine gute Polizei schüzt die Bürger, wacht für deren Sicherheit und Ruhe; sie plagt sie aber nicht durch willkührliche, unnüzze Einführungen und Chikanen; durch Beschränkung unschädlicher, überall erlaubter Freiheiten. — — —

In Ansehung der Verhaftung des maskirten Hamburgers auf dem Wege von einer Thür zur andern, gehe ich ohne Anmerkung darüber weg, daß diese Unannehmlichkeit einem Hamburger Gaste wiederfahren; auch

untersuche ich eben so wenig, in wie weit die Politik und das Interesse der Stadt erforderte, in einem Orte, der wie Altona gelegen ist, nnd der wie dieses, zum Theil durch Hamburgs Geld bereichert wird, zuweilen, wo es ohne wesentlichen Nachtheil sich thun läßt, durch die Finger zu sehen; oder überhaupt nicht sogar strenge in Kleinigkeiten zu seyn. Auch würde ich überhaupt die Arretirung maskirter Personen — welche allerdings ein Gegenstand der Polizei sind — hier gar nicht rügen, wenn das Publikum nicht von Partheilichkeit spräche, die bei Fällen von der Art des vorliegenden statt haben soll. Man sagt nehmlich allgemein, daß keiner Maske, die bei Redouten vom Komödienhause nach Franks Wirthshause hinübergehet, ein Wort gesagt werde; daß aber Jeder, der sich nur zwei Schritte rechts vom Komödienhause maskirt sehen lasse, ohne Gnade festgenommen würde. Wozu diese Gefälligkeit gegen die Frankschen Gäste? Warum das? fragt das Publikum. — —

Ueber den zulezt angeführten nächtlichen Einbruch von Polizeidienern und der dabei vorgefallenen Mißhandlung des Hauswirths durch Schläge, schweige ich ganz, da das Publikum darüber schon abgeurtelt hat, und das Schlagen einen höchst sträflichen Eingrif in das richterliche Amt, ein Attentat nennt, welches Zuchthausstrafe verdienet. . . . .

In den bisher denunciirten Fällen, da Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten gegen Individuen verübt worden sind; in den darüber flüchtig hingestreuten Bemerkungen — die nicht mein Eigenthum, sondern aufgesammeltes Raisonnement des Publikums sind — so wie überhaupt in allen dem, was ich in diesen Blättern gesagt und angezeigt habe, liegen, wie mich dünkt, triftige Gründe welche die Aufmerksamkeit des Altonaer Polizei-Chefs darauf rege machen, und denselben zur nähern Untersu-

chung geneigt machen müßten; und im Namen seines eigenen Ruhmes, im Namen des unter Willkühr und lästigen Fesseln seufzenden Publikums, und im Namen des Nahrungsstandes und des Interesses der Stadt Altona fordre ich denselben dazu auf; fordre ihn dazu mit der, in der hohen Meinung gegründeten Hoffnung auf, die ich von dem Direktor jener Polizei, von dessen Charakter, von dessen Einsichten, von dessen Herzen und von dessen gutem Willen hege, daß diese Aufmerksamkeit, diese Untersuchung, keine andre Folgen als solche haben könne, die mit den Wünschen des Publikums und der Freunde der Menschheit übereinstimmen. —

IV.

Ueber die Frage: Ob die Hamburgische Verfassung rein demokratisch sey?

Erste Betrachtung.

Es scheint in der That überflüßig, ja sogar unweise zu seyn, eine, dem ersten Anblik nach speculative Frage über die Form einer Verfassung aufzuwerfen, unter welcher wir das höchste Maaß politischer und bürgerlicher Freiheit und Glükseligkeit genießen, welches auf Erden vielleicht möglich ist. Allein, bei näherer Untersuchung dürfte es sich leicht ergeben, daß dergleichen Fragen nüzlich, ja sogar nothwendig sind, um die gehörige Wärme für Gesez und Vaterland in den Köpfen und Herzen der Staatsbürger zu erhalten, und jener sträflichen Gleichgültigkeit gegen die Segnungen des Gesezzes und der Ordnung, welche elende Selbstsüchtler und Egoisten bildet, entgegen zu arbeiten. Es ist die erste und heiligste Pflicht

des Staatsbürgers und des freien Mannes, die Geschichte, die Gesezze und die Verfassung seines Vaterlandes zu kennen. In einem Freistaate, wie Hamburg, verdoppelt sich die Nothwendigkeit dieser Kenntnisse, weil jeder erbgesessene Bürger und jeder andere Bürger, welcher ihm nach den Gesezzen gleich geachtet werden muß, mehr oder weniger Antheil sowohl an der gesezgebenden als der ausübenden Macht nimmt, und nie konnte einem Hamburgischen Bürger ein größerer Lobspruch beigelegt werden, als was der Graf von Schönborn, der Principal einer Kaiserl. Commißion in Hamburg von 1708 — 1712 von dem Oberalten Witte sagte: Daß er die Recesse mehr als die Bibel im Kopf gehabt habe. Freilich sagte der Herr Graf dies mehr Spottweise, und fügt die Beschuldigung hinzu, daß dieser Oberalte die Gesezze nach seinem Sinn und seiner Meinung, d. h. egoistisch interpretirte, welches allerdings nicht lobenswürdig, aber auch noch nicht erwiesen ist. Ein Hamburgischer Oberalter muß die Hamburgischen Recesse und Gesezze mehr im Kopfe haben, als die Bibel. Denn in der Bibel steht sehr viel und mancherlei, wovon er im Leben nicht die geringste Anwendung machen kann. Allein die Gesezze muß er durchaus kennen, weil er die Ehre hat, Nomophylax, d. h. Bewahrer und Aufseher des größten Heiligthums im Staate, des Gesezzes, zu seyn. Selbst für diejenigen Staatsbürger, welche nicht die gesezlichen Erfordernisse haben, an der gesezgebenden oder ausübenden Macht Theil nehmen zu können, ist die Kenntniß der Staatsverfassung und der Gesezze durchaus nothwendig, damit sie lernen, worin ihre Freiheit bestehe, wie sie gegen die Gesezze handeln, und sich dadurch des Schuzzes und der Segnungen derselben unwürdig und verlustig machen können, und welcher hohen bürgerlichen Freiheit und Glükseligkeit sie im Staate genießen, ohnerachtet sie an

der Macht in demselben keinen directen Antheil nehmen dürfen. Die hiesige patriotische Gesellschaft, welche unaufhörlich auf das Melius hinarbeitet, hat sich auch aus diesen und ähnlichen Betrachtungen bewogen gefühlt, auf die Ausarbeitung von Lesebüchern über die Hamburgische Verfassung und Geschichte einen beträchtlichen Preiß sezzen zu wollen, und dann durch solche Lesebücher diese so nothwendigen und heilsamen Kenntnisse unter ihren Mitbürgern zu verbreiten. Vielleicht bin ich so glüklich, den Bearbeitern dieser Lesebücher durch meine Betrachtungen über die Hamburgische Verfassung hie und da einen Fingerzeig geben zu können; vielleicht gelingt es mir, Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an das Gesez dadurch zu verbreiten und zu befördern. In keinem Falle halte ich sie für unnüz und überflüßig, ausser, wenn es mir nicht gelingen sollte, über meinen Gegenstand etwas Interessantes und Anziehendes zu sagen.

Der Herr Doctor Jonas Ludwig von Heß, welchen man als einen der hochachtungswürdigsten Hamburgischen Patrioten mit Recht ansehen kann, besonders da er aus Wahl und Neigung Hamburg zu seinem Vaterlande erkoren hat, kann dadurch schon allein den gerechtesten Anspruch auf die Liebe und Dankbarkeit seiner Mitbürger machen, daß er eine durchdachte und vortrefliche Uebersicht der Hamburgischen allgemeinen und besondern Verfassung gegeben hat. Diese Uebersicht füllt den dritten Theil seines vortrefflichen Werks: „Hamburg topographisch, politisch und historisch beschrieben," welches durchaus in den Händen jedes wohlhabenden Bürgers seyn sollte. In Rüksicht der historischen Darstellung bin ich mit dem Verfasser völlig einstimmig; in Rüksicht des Räsonnements weiche ich in verschiedenen Stükken von ihm ab. Diese Abweichungen und die Gründe derselben zu zeigen, soll der Vorwurf meiner ersten Betrachtung seyn.

Wenn man will, kann man sie als eine bescheidene Recension der von Heßischen Schrift ansehen.

Herr von H. hält die Eintheilung der Regierungsformen in Monarchie, Aristokratie und Demokratie für eine Speculation der Schule, und behauptet, daß sie den Denker bald anekeln werde. Unmöglich. In der Schule der Philosophie sowohl, als in der Schule der Erfahrung (beide sollten nie getrennt seyn) hat man Namen nöthig, um Begriffe zu bezeichnen. Ob die Namen allemal den Begriffen adäquat sind, ob die mehrsten Menschen nicht an dem Namen kleben, und die Sache selbst darüber aus der Acht lassen, ist eine andre Frage. Aber das scheint mir eine Hauptregel zu seyn: „Daß man einen Namen nicht eher verwerfen müsse, bis man einen schiklichern und passendern erfunden hat, und daß man sich nie durch die Namen zu falschen Begriffen verleiten lassen müsse." Die Benennungen der verschiedenen Regierungsformen sind sehr alt, und verdanken ihre Entstehung der geistreichsten, wizzigsten und philosophischsten Nation, welche, wenigstens nach den noch vorhandenen Geschichtsurkunden, existirt hat. Diese beiden Umstände geben ihnen eine gewisse Sanction und Heiligkeit. Ihre ursprüngliche Bedeutung mußten sie bald verlieren, weil man ihnen bald andre und neue Begriffe unterlegte. Es kömmt auch gar nicht darauf an, was man ursprünglich unter diesen Benennungen verstand, sondern, was man, der Geschichte nach, darunter verstehen muß. Dies zu bestimmen, will ich jezt versuchen.

Die Namen, Monarchie, Aristokratie und Demokratie sind nicht die einzigen, welche wir zur Bezeichnung der Regierungsformen haben. Es giebt auch Oligarchien, Ochlokratien, Anarchien (der Himmel weiß, was noch für ien) und gemischte Regierungen. Die Schule ist also wohl nicht Schuld, wenn wir unsre Begriffe von Regie-

rungsformen nicht richtig bezeichnen. Die Benennung, Monarchos, Alleinherrscher, und Monarchie, Alleinherrschaft, glaubt Jedermann zu verstehen, und scheint nicht vieldeutig zu seyn. Nur über die Begriffe, Aristokratie und Demokratie ist man jezt nicht mehr einig. Unter mehrern Beschuldigungen macht man den Neufranken auch die, daß sie diesen Benennungen ganz andre Begriffe untergeschoben hätten. Allein dies ist weder aus der Bedeutung der Worte, noch aus der Geschichte, noch aus den Erfahrungen der neuern Zeit erweislich. „Ueber die Aristokratien zukt unser Zeitalter die Achseln, und doch ist das die einzige wahre, beste Regierungsform, wo die Edlen, die Besten, die Weisen, durch Thaten und Worte, den Unedlen, Schlechten und Einfältigen zeigen, was gut und böse sey, welchen Nuzzen und Schaden es gewähre,» sagt Hr. v. H. im angeführten Werke S. 5. Wer wollte hierin wohl wiedersprechen? Daß die jezzigen Aristokratien nicht so beschaffen sind, gesteht der Verfasser unmittelbar darauf selbst. Aber existirte denn je eine Aristokratie, welche so beschaffen war? Das Wort Aristokratie ist aus Aristos und Krateo, ich herrsche, regiere, gebildet. Da soll denn nun das Wort Aristos, durchaus der Beste, der Weiseste, der Verständigste bedeuten. Aber weit früher hieß es: der Stärkste, der Tapferste, der Geehrteste, der Reichste. Daß diese frühere Bedeutung die spätere nothwendig in sich schließe, wird doch wohl keiner behaupten wollen? Der Kampf der Aristen und des Dämos in den griechischen Republiken war nicht der Kampf zwischen den Weisen und Thoren, zwischen den Besten und den Schlechten, sondern der Kampf zwischen Usurpatoren und der Unterdrükten. Die Athenienfischen Aristen waren so adelstolz, wie nur irgend ein altfränkischer Exmarquis seyn kann. Der ewige Streit der Patricier und des Populus in Rom betraf nicht die Regie

rung der Weisesten und Besten, sondern die usurpirten Rechte des Adels. Der lange Kampf zwischen dem Hamburgischen Senat und der Hamburgischen Bürgerschaft war nicht der Kampf der Weisheit und Thorheit, sondern ein Collegium der Bürgerschaft wollte Rechte und Machtvollkommenheit an sich reissen, welche ihm die Bürgerschaft in Corpore nicht zugestehen konnte; wollte seinen Familien Vorzüge verschaffen, welche in diesem kleinen Staate nicht statt finden konnten, und in keinem Staate statt finden sollten. Kurz, das Wort Aristokratie bedeutet nach der Zusammensezzung, nach der Geschichte, nach der Erfahrung aller Zeiten, nach den Bestimmungen der Schule, „eine Regierungsform, in welcher einige Familien ausschliessend das Recht haben, an der gesezgebenden und ausübenden Gewalt Antheil zu nehmen.“ Das Volk (nur in Aristokratien und Monarchien giebt es Volk) d. h. alle von nicht privilegirten Familien, müssen sich regieren lassen, und dürfen über die Regierung in so fern nur ihre Gedanken äussern, als es die regierenden Familien für gut befinden, ihnen gnädigst zu erlauben. In einigen Aristokratien nimmt das Volk einigen Antheil an der Regierung, diese hat man gemischte genannt. Ob mit Recht oder Unrecht, ist hier der Ort nicht zu untersuchen. Genug, in keinem Staate kann Aristokratismus angenommen werden, in welchem es keine privilegirte Familien giebt.

Demokratie ist zusammengesezt aus Krateo und Dämos. Dämos wird Volk übersezt, und hat auch in der That bisweilen diese Bedeutung. Allein die wahre Bedeutung dieses Worts ist: Die Summe aller gesezlichen Staatsbürger, und drükt ohngefähr das aus, was in Hamburg Bürgerschaft bedeutet. Unsern Begriff Volk drükten die Griechen durch Ochlos aus. Demokratie ist daher eine Regierungsform, in wel-

cher jeder Staatsbürger Antheil an der gesezgebenden und ausübenden Gewalt hat, wenn ihn nicht ein gesezliches Hinderniß bindet. In einer Demokratie giebt es weder privilegirte Familien noch Volk. Der Dämos, oder die Bürgerschaft; die Commüne, Gemeinde, schließt alles in sich, und jede Nota eminentior kann nur von dem Dämos auf kurze Zeit, oder auch so lange, bis der Dämos, die Bürgerschaft, in corpore es anders beschließt, gegeben werden. Daß die Demokratie unter höchst verschiedenen Abweichungen erscheint, darüber darf man sich wohl nicht wundern. In jeder Regierungsform strebt man nach einem Ideale, so auch in der demokratischen. Der Annäherungen an dies Ideal giebt es unendliche, nach der Beschaffenheit des Clima's, der Beschäftigungen, des Characters einer Nation ꝛc. Vielleicht können nicht zwei Staaten, wenn sie auch klein und von gleicher Größe sind, nach denselben Fundamental- Civil- und Criminalgesezzen regiert werden, weil die örtliche Lage eine Modification erfordern dürfte. Die Demokratie mag also erscheinen, unter welcher Gestalt sie wolle, ihre Kennzeichen sind: „Keine privilegirte Familien und kein Volk." Wir wollen immer mit Hrn. v. H. die edlern und einsichtsvollern Staatsbürger Aristen nennen; aber deswegen bleibt die Demokratie immer Demokratie, immer Bürgerregierung, und der Verfasser hat Unrecht, wenn er sich, in Rüksicht der Hamburgischen Verfassung, des Ausdruks: Volk, bedient, ob er ihn gleich im edelsten Sinne nimmt.

„Eine reine Demokratie kann es nicht geben; denn, wo jeder herrscht, wer soll da gehorchen?" heißt es S. 4. Aber erfordert denn der Begriff einer reinen Demokratie nothwendig, daß jeder herrschen muß? Der Dämos (die Bürgerschaft) in Corpore giebt die Gesezze, er bestimmt die Principien, nach welchen geherrscht werden soll, und wacht über die executive Gewalt, daß sie nach

den festgesezten Principien die Gesezze in Ausübung bringt; wacht über die Aufrechthaltung der Civil- und Criminaljustiz, und entscheidet in der höchsten Instanz über die Verlezzung der Fundamentalgesezze. Ist der Dämos oder die Bürgerschaft getrennt: so herrscht das Gesez, vermöge und nach demselben die ausübende Gewalt, und jedes Staatsbürgers erste und heiligste Pflicht ist es, zu gehorchen.

„Es ergiebt sich aber aus dem vorher Angeführten und Erwiesenen??, daß es ihm (dem Schriftsteller über die Verfassung Hamburgs) vorbehalten bleiben muß, wann und wo er nicht sowohl darthun, als vielmehr mit aus der Natur der Sache gezogenen Linien anzeigen dürfe, daß der Hamburgische Demokratismus sowohl in den Köpfen der Bürger, als in der Beschaffenheit des Staats selbst, ein etwas verworrener Begriff sey, und mehr oder weniger auffallend in den Aristokratismus hinüber schwinde." S. 5 ꝛc. Daß Demokratismus in den Köpfen der Hamburgischen Bürger ein etwas verworrener Begriff sey, gebe ich gern zu. Ja ich will noch weit mehr eingestehen, will sogar behaupten, daß bei weitem der größte Theil der Hamburgischen reichen Bürger, Sinn für Aristokratismus hat. Allein, sobald es auf die Untersuchung der Fundamentalgesezze ankommt, zeigt ihnen die gesunde Vernunft, daß sie Demokraten seyn müssen. Nürnberg und andere ehemals blühende Reichsstädte sind ihnen ein treu warnender Spiegel; sie sind zufrieden mit der Uebermacht, die ihnen der Reichthum seiner Natur nach, giebt, und gönnen ihren ärmern Mitbürgern die Segnungen der Freiheit, welche einzig und allein aus einer wohl eingerichteten demokratischen Regierungsform hervorquillen, und auf welche ihre eigne Freiheit und ihr eigner Wohlstand gegründet ist. Bei sehr vielen ist dieser Begriff deswegen verworren, weil sie keine gehörige Kenntniß von ihren va-

terländischen Gesezzen und Einrichtungen haben. Daß dem Denker dieser Begriff bisweilen verworren erscheint, hat sehr verschiedene Gründe, von welchen die vornehmsten etwa folgende seyn möchten: 1) Die hamburgische Verfassung hat ihre Anomalien, welche in der Art der Entstehung und allmähligen Bildung gegründet sind. Aber keine einzige dieser Anomalien spricht für den Aristocratismus; denn es ist nie die Rede von privilegirten Familien, privilegirten Classen, oder vom Volk. 2) Hamburg ist zwar ein freier unabhängiger Reichsstand, aber kein unabhängiger Staat. Es erkennt den römisch-deutschen Kaiser und das gesammte deutsche Reich, wovon es selbst ein Mitstand ist, für sein Oberhaupt. Aus diesem Verhältnisse entspringen mehr oder weniger Verpflichtungen, welche Anomalien hervorbringen müssen, die ich aber hier nicht angeben und auseinander sezzen kann. Die Reichsconstitutionen, auf welche man in Hamburg hinblikken muß, geben manchem Raths- und Bürgerschluß eine ganz andre Gestalt, als er sonst erhalten würde, sollte es auch nur formaliter seyn. Unsre Criminalgesezze sind auf die Criminalgesezze des Reichs gebauet. 3) Das hamburgische Stadtrecht ist auf das alte Sachsenrecht gegründet; was daraus für Anomalien entstehen, überlasse ich den Gesezverständigen zur Entscheidung. 4) Hamburg hat, wie ganz Deutschland, das Jus civile Romanum, und das Jus canonicum, in subsidium juris angenommen. Es springt in die Augen, was für Wirkungen daraus entstehen müssen. 5) In geistlichen Angelegenheiten ist es bis auf diesen Augenblik noch nicht entschieden, ob die Bugenhagische oder Anpinische Kirchenordnung gelten soll, oder ob beide tacite aufgehoben und abolirt sind? 6) Vielleicht ist die hamburgische Constitution, wenigstens formaliter, noch nicht völlig ausgebildet. Ich habe dies Alles nicht deswegen angeführt, als ob ich es tadeln wollte,

sondern bloß, um zu beweisen, daß es in unsrer Verfassung Abweichungen geben muß. Vielleicht befinden wir uns sehr wohl dabei; die Erfahrung lehrt uns, daß wir glüklich und frei sind. Aber deswegen ceßirt die Pflicht nicht, auf das Melius zu denken, und das Ideal immer vor Augen zu haben.

Rousseau hat, vielleicht wider seinen Willen, nicht wenig dazu beigetragen, den echten, ursprünglichen Begriff der Demokratie zu verwirren. Er behauptet, daß alle Gesezze eines Staats, und also auch besonders eines Freistaats, aus dem allgemeinen Willen entspringen müßten. Man erkennt diesen Saz als wahr, wie ich ihn denn auch nicht antasten will, und folgert daraus, daß derjenige Staat einzig und allein rein democratisch wäre, in welchem jedes Individuum seine Zustimmung zu einem Gesezze giebt, und dies Gesez alsdann sogleich seine völlige Kraft erhält. Aber verstand dies denn wirklich Rousseau unter dem allgemeinen Willen? Die Aeusserung des Hrn. von Heß: „Die Dauer des allgemeinen Willens, der aus lauter besondern Willen zusammengesezt, und zu einer einfachen Richtung abgespizt worden ist; diese Dauer bestimmt die Dauer der Freiheit.“ S. 19. kömmt mir eben so vor, als die Aeusserung des Grafen von Schönborn: E. E. Rath hätte nur die Hälfte von dem Κύριον (der höchsten Gewalt) die Hälfte wäre bei der Bürgerschaft. In dem ersten Artikel des Hauptrecesses von 1712, welcher (Artikel) von Rath und Bürgerschaft sanctionirt ist, steht ausdrüklich: Daß solch Κύριον oder die höchste Macht und Gewalt, bei einem Edlen Rath und der Erbgeseßenen Bürgerschaft inseparabili nexu conjunctim und zusammen, nicht aber bei einem oder andern Theil privative bestehe.“ Was nun insepa rabili nexu conjunctim und zusammen besteht, ist ein untheilbares Ganzes, davon es keine Hälften geben

kann. Eben so ist Rousseaus allgemeiner Wille einfach, unzertrennlich, unauflöslich und ewig. Denn es ist nicht der Wille eines oder mehrerer von Leidenschaften gepeitschter Menschen, sondern der reine Wille, oder vielmehr das ewige unabänderliche Naturgesez: salus rei publicae. Er kann also nicht aus lauter besondern Willen zusammengesezt und abgespizt seyn; sondern es ist unmöglich, einen andern Willen zu haben, wenn man den Forderungen der Vernunft genug thun will. Dieser allgemeine Wille existirt in allen Staaten, in allen Regierungsformen, so schreklich auch bisweilen ihm entgegen gehandelt wird. In Demokratien kann die Majorität, ja die ganze Gemeine, etwas gegen den allgemeinen Willen beschließen, wenn Leidenschaften sich ins Spiel mischen, und in Monarchien kann der Monarchos sehr oft dem allgemeinen Willen gemäß handeln.

Ich glaube, jezt schon der Behauptung des Verfassers widersprechen zu dürfen, daß die Hamburgische Verfassung mehr oder weniger auffallend in den Aristocratismus hinüber schwinde, und der Verfolg meiner Untersuchungen wird mich hoffentlich noch mehr dazu berechtigen. Wenigstens wird mir Herr von Heß zugeben müßen, daß man mit eben dem Rechte, und vielleicht noch mit weit größerm, behaupten könne, die hamburgische Verfassung schwinde in die monarchische über; denn wir haben einen ältesten Burgemeister, und der ist ohne Widerspruch der Erste im Staat, und Einer muß in jedem Staate, seine Form sey auch, welche sie wolle, der Erste seyn. Allein in einem demokratischen Staate und namentlich in Hamburg, bleibt dieser Erste immer Bürger. Der präsidirende Bürgemeister redet die versammlete Bürgerschaft nicht anders als: » meine geliebten Mitbürger! « an.

V.

Hamburgisches Armenwesen.

Die vortreflich eingerichteten Hamburgischen Armenanstalten haben dadurch, daß man sie in Wien zum Muster aufgestellt hat, aufs neue die Aufmerksamkeit fast von ganz Europa auf sich gezogen, und sie verdienen es in allem Betracht, daß der Freund der Menschheit unverrükt seinen Blik darauf heftet. Einige Beiträge zur Geschichte derselben findet man bereits in dieser Zeitschrift, und die Verfasser werden sich bemühen, sie immer mehr zu entwikkeln. Die Neun und zwanzigste Nachricht, welche das löbliche Armenkollegium im Monat May dieses Jahrs über den Fortgang der Armen-Anstalt bekannt gemacht hat, ist ganz vorzüglich merkwürdig und des Beherzigenswerth. Ich theile sie den Lesern in extenso mit, und hoffe dadurch vorzüglich auf den Beifall der Ausländer rechnen zu dürfen; und auch meinen auswärtigen Lesern zu Gefallen, sezze ich folgende tabellarische Uebersicht der Ausgabe von dreizehn Jahren, in welchen diese Einrichtung bestanden hat, her. Ich habe sie aus dem im vorigen Hefte unter der Rubrik: Annalen der Hamburgischen Litteratur, angezeigten Werke: „Historische Darstellung der Hamburgischen Armenanstalt ꝛc." genommen, und muß den K. K. Hof-Secretair, Herrn von Bianchi in Wien, für die Richtigkeit derselben verantwortlich machen. Der Durchschnitt ist für die ersten zwölf Jahre berechnet.

Vergleichungstafel der Ausgaben, wie auch der Zahl der unterstüzten Familien.

Vom Novemb. 1788 bis den	Geldunterstüzung der Armen.	Hausmiethe	Kleidungen und Betten	Spinn = Unterricht u. Verlust an Arbeitsertrag	Erziehung der Kinder	Kosten für die Armen-Polizei	Ausserordentliche Feuerung bei strenger Kälte	Krankenanstalt	Krankengeld für die Hospitäler u. das Werkhaus.	Armenanstalten in d. Vorstädten	Buchdrukker- u. Buchbinderlohn	Besoldungen u. unbest. Ausgab.	Total-Summe	Anzahl der Familien.
	mℬ	mℬ	mℬ	mℬ	mℬ	mℬ	mℬ	mℬ	mℬ	mℬ	mℬ	mℬ	mℬ	
1 Julii 1789	107,661	15,706	24,941	22,244	7,458	2,273	9,902	7,004	151	367	5,420	5,157	221,552	3,903
1789 — 1790	132,745	31,685	6,823	20,508	6,534	3,924	———	10,400	3.839	893	1,148	5,756	231,803	3,742
1790 — 1791	149 078	36,757	9,322	13,630	6,933	3,813	———	12,348	4,569	3,329	2,381	5.856	252,312	3.764
1791 — 1792	141,799	37,020	11,964	12,360	7,769	4,209	3,860	12,377	5,482	3,800	2,369	6,856	249,804	3.640
1792 — 1793	120,394	34,471	8,849	7,100	12,761	3,536	2,323	10,985	6,885	3,800	1,371	6,006	218.524	3,219
1793 — 1794	121,451	33,649	12,248	11,077	13,316	3,898	5,215	11,573	10,289	3,800	1,176	7,530	236,377	3,234
1794 — 1795	126,869	33,693	22,790	15,266	10,076	4,305	10.677	12,730	12,637	4.400	902	7,306	251,651	3,015
1795 — 1796	134,955	33,430	16,522	9,355	13,401	4,647	2 854	12.096	12,464	3,800	1,305	9,353	254,182	2,681
1796 — 1797	135,558	32,137	13,773	12,866	23,237 **)	4,207	12,094	14.307 ***)	11,088	3,800	1,457	8,861	273,285	2,666
1797 — 1798	123,548	30,454	10,732	7,336	65,787	5,443	11.897	14,676	11,928	4,873	1,285	10,244	298,203	2,562
1798 — 1799	126,062	28,671	9,547	11,934	87,328	4,851	18,704	14,810	14,887	5,498	2,250	12,972	326,521	2,460
1799 — 1800	122,071	26,794	6,666	12,350	98,985	6,507	16,415	16,113	18,429	11,790 †)	1,935	11,676	349,731	2,306
1800—1801 *)														
Durchschnitt	128,515	31,205	12,014	13,002	29,469	4,801	7,836	12,485	9,387	4,179	1,916	8,164	262,472	2,140

*) Die Rechnungen dieses Jahrs sind in der folgenden Nachricht enthalten.

**) Hier hat die Erziehungsanstalt angefangen, auch für Kinder nicht verarmter Eltern zu sorgen.

***) Ein grosser Theil dieser Ausgaben und in den lezten Jahren die volle Hälfte, ward an nicht Verarmte verwandt.

†) Hat so zugenommen, weil die Thorsperre wegen Wohnungsmangel in der Stadt eingeführt worden, und viele Arme hinausgezogen sind. — In fast allen Rubriken der lezten Jahre zeigen sich die schreklichen Folgen des Mangels an Armenwohnungen, welcher der Anstalt an Unterstüzzungen verschiedener Art, jährlich mindestens 30 bis 40,000 mℬ schon gekostet hat.

An Hamburgs wohlthätige Einwohner über den Fortgang der Armenanstalt.

Neun und zwanzigste Nachricht. Im Mai 1802.

Noch sind wir unsern Mitbürgern über das mit dem lezten Junii 1801 abgeschlossene 13te Jahr der Armenanstalt Bericht abzustatten schuldig. Dieser Bericht enthält die gegenwärtige Nachricht, die wir mit der Ueberzeugung dem Druk übergeben, daß unsrer Seits nichts versäumt worden, um der Erreichung des weit umfassenden wohlthätigen Zweks unsers Armen-Instituts immer näher zu kommen; daß wir jeder uns bekannt gewordenen Noth möglichst, aber, wohl gemerkt, immer im Geist unsrer Anstalt, *die nie als Almosen giebt und geben darf, was durch Anstrengung eigner Kraft und Arbeitsfleiß erworben werden kann*, abgeholfen haben; daß wir keine Mühe scheuten, im Allgemeinen sowohl, als auch bei jedem einzelnen Fall, der Wahrheit immer auf die Spur zu kommen, und nach den uns gewordenen Nachrichten, unpartheiisch, und ohne Rüksicht auf Empfehlung, gerecht gegen jeden zu verfahren; und daß wir endlich gethan haben, was wir unsern Kräften nach thun konnten, der wirklichen Noth abzuhelfen und dem Eindringen künftiger Noth zu wehren.

Die treue Erfüllung dieser Pflichten ward uns leicht durch die zwekmäßigste Thätigkeit und den Eifer so vieler unsrer Pfleger, die unermüdet waren bei der Untersuchung der individuellen Lage jedes Hülfesuchenden, und bei der Vorbereitung und Mitwirkung zu dem schweren Geschäfte, *zur rechten Zeit und auf die rechte Weise zu helfen*. So lange es Hamburg an solchen Männern nicht fehlt, der Geist der Armenanstalt ihrem Wirken vorschwebt, Vorsteher und Pfleger kein andres Ziel als das, gemeinnüzziger Thätigkeit, kennen, und jede Ausführung wohlthätiger Entschlüsse, durch Einigkeit und Vertrauen mit und unter einander geleitet und befördert wird, wird unsre Armenanstalt reichen Segen für die jezzige und künftige Generation bringen, wird sie dem Auslande zum Mu-

ster dienen, und dem Inlande ein schönes Beispiel von dem geben, was durch reinen patriotischen Sinn für Gutes gewirkt werden kann.

Die am Ende des 13ten Jahrs unsrer Armen-Anstalt, nach beschafter gesezmäßiger Revision E. Hochedlen Rathe und dem Collegio der Herren Sechziger, übergebene Berechnung der Einnahme und Ausgabe, mit hinzugefügter General-Capital-Bilanze, folgt hieneben.

Einnahme- und Ausgabe-Rechnung der Hamb. allgemeinen Armenanstalt für das mit ultimo Junii 1801 abgeschlossene dreizehnte Jahr, unter Cassen-Verwaltung von Herrn Claes Bartels.

Einnahme.

An Subscriptions-Geldern . .	Cour.mℒ	89284	4	—
— Büchsen Sammlungen . .	—	24724	4	6
— Geschenken und milden Gaben incl. der Haus-Büchsen	—	22956	—	—
— Bräutigams-Gaben . . .	—	1787	—	—
Vom Gotteskasten zu St. Petri und St. Johannis		3493	—	3
— Gotteskasten zu St. Nicolai .	—	3719	11	6
— Gotteskasten zu St. Catharinen .	—	2542	5	3
— Gotteskasten zu St. Jacobi .	—	3492	5	—
— Gotteskasten zu St. Michaelis .	—	5029	7	—
— Gotteskasten zu St. Gerdrut .	—	175	1	9
— Gotteskasten zu St Georg . .	—	986	7	—
An eingegangenen Vermächtnissen u. Erbschafts-Geldern, dem ½ pCt. von den Auctionsgeldern und ¼ Antheil an der Mäkler-Courtage	—	165996	13	—
— restirende Graben-Gelder . .	—	2887	1	—
— Collecten zur Winter-Verpflegung .	—	10524	3	3
— Collecten zur Anschaffung von Hemdern, Betten 2c.	—	6336	8	6
— Saldo der Zinsen von belegten Capitalien, nach Abzug der Leibrenten . .	—	5425	15	—
Von der Capital-Verwaltung . .	—	60967	10	6
	Cour.mℒ	410328	1	6

Ausgabe.

Pr. wöchentlich ausgetheiltes Almosen .	Cour. mℒ	125700	8	6
— bezahlte Miethe für die Armen .	—	26519	5	—
— angeschafte Hemden, Betten ꝛc. für erwachsene Arme in den 6 Bezirken	mℒ 10936 : 4 : 6			
dito dito für Kinder an die Schul-Deputation . .	— 17091 : 10			
dito dito für die Fabrik-Deputat.	— 421 : 1			
dito dito für die Baracken auf dem Hamb. Berge . .	— 388 : 7			
dito dito für die Armenpolizei	— 105 : 8			
dito dito für die Entbindungsanstalt	— 31 : 8			
Cour.	mℒ 28974 : 6 : 6			
ab, Differenz mit der Taxa auf sämtliche von der Armenanstalt ausgetheilte Bekleidung, nebst einiger der Bekleidungs-Deputation geschenkten Sachen	÷ 2391 : 15 —			
		26582	7	6
— Unterhalt, Feuerung und Beleuchtung des Arbeit- und Schulhauses		9989	6	—
— Innere Einrichtung des neuen Hauses . .		9339	3	—
— Indûstrie-Schule, 1ste Classe . . .		5375	7	—
— Indûstrie-Schule, 2te Classe		2068	6	—
— Lehr-Schulen		14245	2	3
— Kostgeld an die von der Erziehungs-Anstalt aufgenommenen Kinder in der Stadt		39565	12	—
dito dito dito in den Baracken .		365	—	—
— Unterhaltung bei Bekleidung der Kinder . .		1259	5	—
— Beköstigung der Kinder in den Schulen . .		5477	7	6
— Fütterungs-Anstalt		2242	12	6
— an die von der Erziehungs-Anstalt aufgenommenen Kinder in den Indûstrie- und Lehrschulen vertheilte Prämien		16996	3	—
— Unterstüzzung arbeitsfähiger ausser Arbeit gesezter Armen		4318	2	—
— Anschaffung und Unterhaltung der Geräthschaften		3982	13	—
— Flachsgarn-Spinnerei — Verlust hieran		4483	15	—
— Leinen-Weberey . — Verlust hieran		426	1	—
— Bindgarn-Spinnerey — Verlust hieran		338	5	—
— Feurung an die Armen während des Winters		14357	10	—
— Heilung und Verpflegung der Kranken in ihren Wohnungen		15936	1	—
— Entbindungs-Anstalt		3153	1	—
— Kostgeld an den Krankenhof, nebst Kosten der Hinausschaffung der Kranken		9857	12	—
— Kostgeld an das Zuchthaus		7919	3	—
— Armen-Polizei (d. i. Bettelvögte und Viatica)		7220	5	—
— Unterhaltung der Armen in den Baracken auf dem Hamburger Berge		835	1	—

	Cour. mℒ		
Pr. Salarien-Conto der Haupt-Casse (d. i. Buchhalter, Cassirer, Bezirksboten)	8475	—	—
— Buchdrukker und Buchbinder-Arbeit . .	3008	7	6
— Diverse Ausgaben	2407	11	—
— Bauconto des neuen Schul- und Arbeitshauses .	36110	11	—
— Agio-Verlust	1651	8	—
— Manquement an der Cassa	118	2	9
Cour. mℒ	410328	1	6

General-Capital-Bilanz ultimo Junii Ao. 1801.

Debitores.

Die Capital-Verwaltung der Armen-Anstalt hat unter sich Bco. mℒ 207612 = 4 ß. betragen à 20 pCt. Cour. mℒ	249134	11	—
Werth der Baracken auf dem Hamburger Berge =	3314	—	—
An Flachsgarn-Lager = laut Inventarium =	13019	6	—
— Leinenweberei-Lager dito =	796	—	—
— Bindgarn-Spinnerey-Lager dito =	1792	5	—
— Vorräthige Bekleidung dito =	15031	4	6
— Zur Verhütung der Verarmung geleistete Vorschüsse	36349	13	—
— Cassa baar . . . . =	16946	3	—
Cour. mℒ	336383	10	6

Creditores.

Pr. General-Capital-Conto laut Bilanz ultimo Junii 1801 . Cour mℒ	395021 : 7 : —			
— Armenanstalt auf dem Stadtdeich den Saldo empfangen . .	771 : 8 : 9			
— Armenanstalt in St. Georg und Neuenwerk an Cammerbriefen empfangen Bcomℒ à 20 pCt. .	3600 : — : —			
Cour. mℒ	399392 : 15 : 9			
Hiervon ab:				
— Verlust an den gegebenen Vorschüssen ist abgeschrieb. mℒ 2041 : 10 : 9				
— Der Hauptkasse in diesem Jahr zugeschossen 60967 : 10 : 6 —	63009 : 5 : 3			
Bleibt ultimo Junii 1801 das reine Capital der Armenanstalt Cour. mℒ		336383	10	6

Ueber die einzelnen Rubriken dieser Rechnung bleibt uns, da sie allgemein bekannt sind und genau ihren Inhalt bezeichnen, wenig zu sagen übrig. Was wir vordem mit dem allgemeinen Namen: Bilanze der Hamburgischen Armenanstalt bezeichneten, haben wir jezt mit dem richti-

gern Namen, von Einnahme- und Ausgabe Rechnung belegt, und dieser Rechnung die General-Capital-Bilanze beigefügt. Was nun die einzelnen Punkte des Einnahme Conto betreffen; so dürfen wir bloß bei der Rubrik: „Saldo von Zinsen von belegten Capitalien,“ bemerken, daß zu mehrerer Deutlichkeit wir derselben die Ursache, woher dieser Saldo kommt, nemlich nach Abzug der Leibrenten, beifügten. Das Ausgabe-Conto zieht bei Berechnung der Summe, die die Bekleidung gekostet hat, eine Differenz mit der Taxe auf sämmtliche von der Armenanstalt ausgetheilte Bekleidung, nebst einigen der Deputation geschenkten Sachen ab, und hat dadurch einige Dunkelheit veranlaßt. Was den Abzug wegen geschenkter Sachen betrifft, so ist dieserwegen alles klar; indeß ist diese Summe geringe, und hat nur einige 30 m℔ betragen; nicht so klar ist das, was „Differenz mit der Taxe“ sagen wolle. Damit hat es aber folgende Bewandniß: Jedes fertige Kleidungsstük muß von der Bekleidungs Deputation zu einem festen Preise taxirt werden, um es den einzelnen Vorstehern dazu berechnen, und mit diesen demnächst die Rechnung abschließen zu können. Diese Taxe nun kann mit der wirklichen Ausgabe nicht ganz überein kommen, sie muß, je nachdem sie gemacht ist, entweder einen Ueberschuß oder einen Verlust ergeben, und sie muß so gemacht seyn, daß es nicht nöthig ist, bei jedem Wanken der Preise der Materialien eine neue Taxa vorzunehmen. Bei uns ist der Preis jedes einzelnen Kleidungsstüks etwas höher, als er sich wirklich beläuft, angenommen: daher die bei dem Abschluß mit jedem Vorsteher diesem angerechnete Summe größer ist, als die wirkliche Ausgabe beträgt. Um nun die wahre ausgegebne Summe heraus zu bringen, muß die Differenz mit der Taxe abgezogen werden. Daher diese Rubrik.

In der General-Capital-Bilanze bedarf die einzige Rubrik „Werth der Baraken auf dem Hamburger Berge“ eine Erläuterung. Diese Baraken haben der Armenanstalt circa 12000 m℔ Cour. gekostet, und muß diese Summe als eine solche angesehen werden, die wir ausser andern großen Ausgaben dem Wohnungsmangel voriger Jahre opfern musten. Indeß hat das Armen-Collegium Bedenken getragen, das ganze Capital sogleich als Verlust wegzuschreiben, um so mehr, da noch immer jähr-

lich ein kleiner Ueberschuß von den einzuhebenden Miethgeldern übrig bleibt. Diese Bemerkung gab zu dem Beschluß Veranlassung, 3119 m℔ 13 ß als Verlust wegzuschreiben, 3600 m℔ aber als Werth der Baraken auf den Büchern stehen zu lassen, und von diesem jährlich die, nach Abzug der Reparatur Kosten übrig bleibenden, Miethgelder abzuziehen. Dadurch wird allmählig dieses Capital getilgt, und ist es denn auch wirklich schon in dem verfloßenen Jahre von 3600 m℔ zu 3314 m℔ herabgekommen.

Wichtiger, wie diese Erläuterungen und Berichtigungen ist gewiß einem Jeden Freunde unserer Armenanstalt das traurige Resultat der mitgetheilten Berechnung unserer Einnahme und Ausgabe, daß wir nicht zureichten mit den uns als Einnahme angewiesenen Capitalien, daß, ungeachtet aller Bemühungen, bei zwekmäßiger Versorgung der Dürftigen, die höchstmöglichste und selbst für die Erwekkung des Arbeitsfleißes des Armen nach dem Maaße seiner Fähigkeiten und Kräfte so wichtige, Oekonomie zu beobachten, dennoch unsre Ausgabe unsre Einnahme weit überstieg, daß wir also wieder zu dem Zeitpunkt hingekommen sind, von dem wir bei Errichtung unsrer Armenanstalt ausgingen, in welchem wir in unsern Nachrichten an das Publikum über Abnahme des uns anvertrauten Fond, zu klagen Ursache hatten!

Wir haben in dem verfloßenen Jahre von unsern Capitalien aufnehmen müßen . .	m℔ 60967: 10 ß
davon sind noch zu der ausserordentlichen Ausgabe des neuen Arbeits- und Schulhauses verwandt worden, die von obiger Summe abzuziehen sind . .	„ 36110: 11 —
Mithin bleibt eine Summe von	m℔ 24856: 15 —

nach, die wir mehr zu unsern ordentlichen Bedürfnissen verwenden mußten, als der Ertrag unsrer Einnahme, der in diesem Jahre gleichfalls die Beihülfe des, uns so nöthigen und von der gesezgebenden Gewalt jezt wieder bewilligten Grabengeldes fehlte, betrug.

Wir können daher nicht anders als mit großer Besorgniß in die Zukunft sehen. Unser ganzes disponibles Capital, nach Abzug dessen, was zu gewissen Zwekken bestimmt, und also zu unsern ordentlichen Ausgaben nicht verwandt werden darf, beträgt m℔ 135475: 4 ß Bco, ein

Capital, welches kaum 6 Jahre hinreichen würde, um ein ähnliches Deficit, als das diesjährige ist, zu ersezzen. Würde aber selbst unsre Einnahme in der Zukunft eine Einschränkung leiden, würde, wie dies wohl zu erwarten steht, die wichtigste Rubrik unsrer Einnahme, das ½ pro Centum von den Auctions-Geldern, und der ¼ Antheil an der Mäkler-Courtage, nicht mehr die Summen liefern, denen unsre Anstalt das gesammelte Capital verdankt, würde sie vielmehr wieder zu dem Ertrag, wie vor dem lezten nunmehr glüklich geendigten Kriege hinabsinken; würde überdies, wie es wohl nicht unwahrscheinlich ist, die Zahl der Hülfsbedürftigen durch solche vermehrt werden, die in den Zeiten des größern Erwerbs nicht daran dachten, ein Capital auf die kärgern Jahre zu sammeln, sondern ihren reichlichern Verdienst, leichter noch, wie er verdient ward, wieder verschwendeten, würde die Zahl dieser Hülfsbedürftigen nicht geringe seyn, und dadurch eine beträchtliche neue Last der Armenanstalt aufgebürdet werden, und bliebe sie dann ohne ausserordentliche Beihülfe; so wäre die Zeit wieder vorbei, in welcher Hamburg es sagen konnte, daß keiner seiner ärmern Einwohner ohne Hülfe bleibe, daß keinem Arbeit mangle, wenn er sie suche, und der Erwerb keines fleißigen Arbeiters stokken dürfe wegen fehlenden Vorschusses; daß jedem, dem die Zahl seiner Kinder zur Last falle, oder ihre Erziehung drükkend werde, diese Last entweder vermindert oder gar abgenommen würde; daß überhaupt dem gegenwärtigen Elend Jedes abgeholfen und dem künftigen möglichst vorgebeugt werde.

Aber unsre Armenanstalt wird in diesen Zeiten eines größern Bedürfnisses und fehlender Hülfsmittel gewiß nicht ohne Beihülfe bleiben, dafür bürgt der Charakter der Bürger Hamburgs und dafür bürgt selbst die Geschichte unsrer Anstalt. In dieser festen Ueberzeugung dürfen wir daher den Wirkungskreis dieser Hülfsanstalt nicht einschränken, dürfen wir aus Sorge vor der Zukunft den vorräthigen Fond dem gegenwärtigen Hülfsbedürftigen nicht vorenthalten, sondern müßen bei weiser und sparsamer Verwaltung geben, was wir haben, und hoffen, daß Hamburgs Bürger nie gestatten werden, daß die Quelle des Wohlthuns versiege.

Dies war denn auch im verflossenen Jahre die Norm des Verfahrens der Verwalter eurer Armengelder, wohlthätige Bürger Hamburgs.

Die erwachsenen Armen haben in diesem Jahre gekostet an wöchentl. Allmosen Cour. mℒ 125700: 8 ß 6 ₰

An Miethe	—	26519: 5 —	—
An Bekleidung . . .	—	10936: 4 —	6 —
Hiezu gehört auch die Bekleidung für die Armen in den Baraken	—	388: 7 —	—
Für die Fabrikdeputation .	—	421: 1 —	—
Für die Armenpolizei . .	—	105: 8 —	—
Für die Entbindungsanstalt .	—	31: 8 —	—
Unterstüzzung Arbeitsfähiger ausser Arbeit gesezter Armen .	—	4318: 2 —	—
Feurung an die Armen während des Winters	—	14357: 10 —	—
Heilung und Verpflegung der Kranken in ihren Wohnungen .	—	15936: 1 —	—
Entbindungsanstalt . .	—	3153: 1 —	—
Kostgeld an den Krankenhof .	—	9857: 12 —	—
Kostgeld an das Zuchthaus .	—	7919: 5 —	—
Armenpolizei	—	7220: 5 —	—
Unterhaltung der Armen in den Baracken	—	835: 1 —	—
*)	Cour. mℒ	227699: 14 —	—

Für alle diese Summen sind mit Inbegrif des 6ten Bezirks, welcher unsrer Armenanstalt nun völlig incorporirt ist, im Durchschnitt 2012 eingezeichnete Familien ver-

*) Ein Theil des Verlustes an der Flachsgarnspinnerei gehört noch hieher; jedoch da immer die größere Summe als Verlust bei der Erziehungs-Anstalt berechnet werden muß, so haben wir geglaubt, den ganzen Verlust füglich dahin bringen zu können; auch wird dies der Genauigkeit der hier gelieferten Uebersicht um so weniger schaden, da, wenn wir ganz genau das, was auf erwachsene Arme verwandt worden, von dem, was uns die Kinder gekostet haben, trennen wollten, von der Rubrik: Heilung und Verpflegung der Kranken, gleichfalls ein Theil auf Rechnung der Erziehungsanstalt gebracht werden müßte. Was also dort zu wenig angeführt ist, wird durch das in dieser Rubrik zu viel Angeführte aufgewogen. Uebrigens war in dem vorliegenden Jahre die auf die Cur kranker Kinder verwandte Summe geringe, da keine der gewöhnlichen Kinderkrankheiten epidemisch ward.

sorgt, gekleidet, mit einem Beitrag zur Miethe und mit einem Beitrag zur Feuerung versehen worden.

Uebrigens haben mehrere nicht eingezeichnete Armen, deren Anzahl sich mehrt, wie das Zutrauen zu unsrer Anstalt mehr Grund und Festigkeit bekommt, während ihrer Krankheit verschiedene Wochen hindurch Krankengeld, und wenn sie starben freie Beerdigung erhalten *).

1226 Familien, die mit Inbegrif der Kinder aus 1447 Personen bestanden, haben Reisegeld bekommen, für 546 Personen, von denen der größte Theil Bettelei halber eingebracht worden, ist Kostgeld an das Zuchthaus bezahlt, und 313 Personen sind auf dem Krankenhofe verpflegt worden. 4156 Kranke, von denen 2002 eingezeichnete, und 1854 nicht eingezeichnete Dürftige gewesen, haben medicinische Hülfe bekommen, und 94 Schwangere sind in der Entbindungsanstalt entbunden worden.

Nicht weniger wohlthätig aber hat sich unser Institut bei der Versorgung und Erziehung der Kinder bewiesen. Hiezu sind folgende Summen verwandt worden:

	mk	ß	₰
An Bekleidung	17091:	10 ß	— ₰
Für die Indüstrieschule 1ste Classe	— 5375:	7 —	— —
Indüstrieschule 2te Classe . .	— 2068:	6 —	— —
Lehrschulen	— 14245:	2 —	3 —
Kostgeld für die Kinder in der Stadt	— 39565:	12 —	— —
Kostgeld f. d. Kinder in den Baraken	— 365:	— —	— —
Unterhaltung der Bekleidung der Kinder	— 1259:	4 —	— —
Beköstigung d. Kind. in den Schulen	— 5477:	7 —	6 —
Fütterungsanstalt . . .	— 2242:	12 —	6 —
An vertheilte Prämien . .	— 16996:	3 —	— —
Verlust an Flachsgarnspinnerei .	— 4485:	15 —	— —
Verlust an Leinenweberei . .	— 426:	1 —	— —
Verlust an Bindgarnspinnerei .	— 338:	5 —	— —
Cour. mk	109937:	5 ß	3 ₰

*) Durch diese Bemerkung wird sich das Räthsel lösen, woher es komme, daß bei der verminderten Zahl der Eingezeichneten, dennoch die auf wöchentliches Allmosen verwandten Gelder sich immer auf gleicher Höhe erhalten. Unter die für wöchentliches Almosen berechneten 125000 mk sind alle die, zur Krankenunterstüzzung für Nichteingezeichnete und zur Beerdigung derselben aufgewandten Gelder mit aufgeführt.

Für diese große Summe hat die Armenanstalt die Erziehungs-Kosten von 2075 Kindern bestritten. Theils haben die Eltern ihrer Kinder wegen, ausser ihrem Arbeitsverdienst und der Schulprämie, noch einige Unterstüzzung an Geld bekommen, theils aber auch sind die Kinder bei andern Leuten in die Kost gebracht, und ist für ihren gänzlichen Unterhalt gesorgt worden. Groß ist freilich die Summe, die auf die Bekleidung der Kinder verwandt wurde — aber wenn dadurch sie an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt, vor Krankheiten, deren Ursprung Kälte, Blöße und Schmuz sind, bewahrt, und ihre Gesundheit gestärkt wurde — ist dann nicht diese Summe ganz den Absichten unsrer wohlthätigen Geber gemäß verwandt worden? Spinnen, Nähen, Strikken, Leinweben und Bindgarnspinnen sind die Handarbeiten, worin die Kinder Unterricht erhalten, und zu deren fleißigen Erlernung wir sie durch Ertheilung von Prämien ermuntert haben. Der Lehrunterricht umfaßt alle die Kenntnisse, die einem künftigen Handwerker nothwendig sind, und ist selbst jezt eine Lehrstunde zum Unterricht im Zeichnen und den Anfangsgründen der Mathematik bestimmt. Was hauptsächlich in unsern kältern und unfruchtbarern Gegenden die ärmern Kinder siech und unfähig macht, ist der Mangel einer guten Nahrung. Bekanntlich haben wir ihn schon seit mehreren Jahren durch Einführung der Rumfordschen Suppe für die, die diese Nahrung suchen und wünschen, zu ersezzen gesucht, und es ist uns so sehr geglükt, daß in dem verfloßenen Jahr, die in der Bilanz bemerkten 5447 ℳ mit sichtbarem Nuzzen darauf verwandt werden konnten. Dafür sind den Kindern 56048 Portionen, die 10635 ℔ gewogen haben, hier in der Stadt, und im 6ten Bezirk 15870 Portionen gereicht worden. Sie Alle aßen diese Nahrung gern und spürten keinen Nachtheil davon, vielmehr sahen wir die welken Pflanzen, die bis jezt größtentheils nur an dürres Brod, Caffeewasser und trokne Kartoffeln gewöhnt waren, besser aufblühen und einer stärkern Gesundheit sich erfreuen. Wir haben hier eine Erfahrung im Großen über die Güte dieser Speise gemacht, und erklären ihre Erfindung nach den von uns darüber gesammelten Bemerkungen für eine der größten Wohlthaten für das Menschengeschlecht. Kein Arbeitshaus oder ander wohlthätiges Institut, in welchem mehrere Menschen zusammen wohnen, sollte mit der Einführung dieser gesun-

den, nahrhaften und wohlfeilen Speise zögern; für sie ist sie erfunden, und zu ihrem Gebrauch deswegen besonders bestimmt, weil in solchen Instituten beständig auf die sorgfältige Präparation, von der die Güte dieser Speise einzig abhängt, gehalten werden kann. Schwerer ist das schon in den Garküchen, die nicht unter beständiger Aufsicht stehen, zu erhalten. Dieses rührt daher, weil sechs Stunden hindurch eine angestrengte Aufmerksamkeit darauf verwandt werden muß, und weil der Vortheil geringe ist, den sie dem Unternehmer abwirft. Durch eine reichliche Subscription unterstüzt *), haben wir die Anlegung mehrerer Rumfordschen Oefen in verschiedenen Gegenden der Stadt befördert, haben, so viel immer möglich war, und besonders unterstüzt durch die Sorgsamkeit so vieler Armenpfleger, auf die Präparation der Speise geachtet, und sind dadurch, vorzüglich in den Wintermonaten, dem Publiko gewiß sehr nüzlich gewesen.

Auch haben wir geglaubt, überzeugt von der guten Beschaffenheit und der Unschädlichkeit dieser Speise, berechtigt zu seyn, dem Armen dieselben als Allmosen anrechnen, und ihn, wenn nicht anders der Arzt es wiederrieth, für einige Suppenzettel einen Theil der wöchentlichen Unterstüzzung kürzen zu können. Jedes Suppenzettel ist hiebei zu 1½ ß berechnet worden, und haben wir hiemit nach Ostern im Jahr 1801 angefangen.

Uebrigens sind im Ganzen, die Portionen Suppe, die in den Schulen gegessen worden sind, ungerechnet, vom Neujahr bis Ostern 1801 34793 Portionen Rumfordscher Suppe, wofür 4349 mk 2 ß bezahlt ist, gegessen worden, 8000 Portionen aber, wofür gleichfalls Billets ausgegeben worden, sind nicht wieder eingegangen.

Von Ostern bis Ende Junius 1801 sind an eingezeichnete Armen 29567 Portionen vertheilt, und ist denselben dafür 2771 mk 14 ß an Allmosen gekürzt wor-

*) Zur Errichtung Rumfordscher Oefen und um durch unentgeldliche Austheilung der Speise an nicht eingezeichnete Arme, die Suppe bekannter und beliebter zu machen, ist von wohlthätigen Beförderern dieser Sache gesammelt
Cour. mk 14100 : 5 ß
verwandt ist bereits hiezu . . . — 6957 : 6½ ß
Bleibt also noch zu diesem Zwek vorräthig Cour. mk 7142 : 11½ ß

den. Jedoch sind von diesen nur 27750 Portionen, die mit 2601 m℔ 2 ß bezahlt worden sind, abgefordert und gegessen. In allem blieben also damals noch ungefähr 10000 Portionen unabgefordert.

Vom Anfang Julii bis Ende Septembers sind an eingezeichnete Arme 28906 Portionen vertheilt, und ist ihnen dafür 2709 m℔ 15 ß an Allmosen gekürzt worden. Jedoch sind von diesen nur 24356 Portionen, die mit 2283 m℔ 6 ß bezahlt worden, wirklich abgeholt, und also in allem noch ungefähr 15000 Suppenzettel unabgefordert geblieben.

Vom Ende Septembers bis Ende Decembers sind an eingezeichnete Arme für 2375 m℔ 5½ ß 25337 Suppenzettel ausgetheilt, und wirklich gegessen worden 23250 Portionen, die uns 2179 m℔ 11 ß gekostet haben.

Vom Januar bis März sind an eingezeichnete Arme 21130 Suppenzettel zu 1980 m℔ 15 ß ausgegeben, und überdies bei der in diesen Monaten stattgefundenen großen Kälte an nicht Eingezeichnete und Eingezeichnete unentgeldlich mehr als 20000 Suppenzettel vertheilt worden. Von diesen sind 36960 Portionen würklich abgefordert, und mit 3465 m℔ bezahlt worden, und hat die unentgeldliche Austheilung der Armenanstalt ungefähr 2000 m℔ gekostet. In allem sind jezt noch 20000 Suppenzettel nicht eingegangen, die 1875 m℔ werth sind. Diese Restanten sind größtentheils von eingezeichneten Armen, und geben einen traurigen Beweis ab, wie wenig gesucht diese wohlthätige Speise grade von dieser Menschenklasse sey. Selbst der Umstand, daß sie etwas dafür bezahlen müssen, kann sie nicht einmal dahin bringen, ihren Widerwillen zu besiegen.

Indes sind wir gewiß, daß bei der jezzigen guten und schmakhaften Präparation dieser Speise, der größte Theil der Abneigung auf Rechnung der Verdorbenheit des ärmern Theils unsrer Einwohner geschrieben werden muß, und daß daher auch der Vorwurf rühre, als ob die Suppe nicht wohlschmekkend genug sey, mehr aufblähe, als sättige. Und eben diese Ueberzeugung macht es uns zur angelegentlichsten Pflicht, die immer größere Verbreitung dieser Suppe jedem, dem seine Lage dazu Gelegenheit giebt, zu empfehlen. Wenn es unzweifelhaft ist, daß wir Alle nach mög-

lichsten Kräften dazu beitragen müßen, damit die Lage des Aermern verbessert und er von nachtheiligen Vorurtheilen und irrigen vorgefaßten Meinungen befreit werde, er auch die Nahrungsmittel, die ihm theurer zu stehen kommen, ohne ihm Kräfte zu geben, die vielmehr sein Nervensystem zerrütten, mit andern, die wohlfeiler und gesünder sind, vertauschen lerne; so kann es keinen Zweifel haben, daß die Empfehlung der möglichsten Verbreitung der Rumfordschen Suppe unsre Pflicht sey. Schon ist viel geschehen, wie der obige Bericht zeigt, das Uebrige muß die Zeit thun, der jedoch durch die Bemühung thätiger Menschenfreunde sehr zuvorgeeilt werden kann.

Ein Theil der auf die Erziehung der Kinder verwandten großen Kosten ist für die Fütterungs-Anstalt ausgegeben worden. Diese wurde als ein Versuch auf drei Jahre beliebt; man hoffte dadurch der ärmern Klasse, die bei dem Unvermögen der Mutter, ihrem Kinde selbst die erste Nahrung zu reichen, nicht im Stande ist, eine gute Amme zu bezahlen, nüzlich zu werden, hoffte dadurch zur Erhaltung der, oft so sehr vernachläßigten neugebohrnen Kinder von gewissenlosen Ammen beizutragen, hoffte, die Privat-Fütterungs-Institute, in welchen wir Kinder, aus Unkunde der Pflegemütter, allmählig an der Auszehrung hinschwinden fanden, auf einen bessern Fuß zu sezzen, wenn wir Wärterinnen bildeten, die diesem wohlthätigen, aber einen vorzüglichen Grad von Aufmerksamkeit erfordernden Geschäfte gewachsen wären — indeß ein Theil unsrer Hoffnungen ist uns vereitelt worden. Freilich hat diese Anstalt 4 Kinder von denen erhalten, die sonst vielleicht einem langsamen Tode hingeopfert worden wären; dagegen aber sind, aller Vorsorge ungeachtet, von 12 Kindern nur diese 4 erhalten worden. Zwei von den übrigen wollten keine Nahrung zu sich nehmen, mußten daher den Eltern zurükgegeben werden, und starben bald nachher — eins starb nach 10, eins nach 14 Tagen, zwei nach fünf Wochen, und eins nach 4 Monaten an der Auszehrung. Das 8te Kind endlich starb nach anderthalb Jahren an der Blatternkrankheit. Diese große Mortalität wird nun zwar weniger auffallend scheinen, wenn man bedenkt, daß diese Kinder von solchen Müttern geboren worden, die durch die äusserste Dürftigkeit bewogen, sie der Fütterungs-Anstalt übergaben. Indes bleibt die Mortalität immer so groß, daß wir vor der Hand, bis auf einen

günstigern Zeitpunkt, dieses Institut um so mehr eingestellt haben, da die Pflege der Kinder uns sehr theuer zu stehen kommt, und, die ersten Kosten der Einrichtung dieses Institus abgerechnet, die Kosten für jedes Kind auf wenigstens 72 Thlr. sich belaufen werden; da es uns ferner schwer geworden, nur Eine gute Wärterin zu finden, und also der Zwek der Bildung von Wärterinnen für jezt bei Seite gelegt werden mußte; und da endlich hiedurch einige, bei unsrer jezzigen Lage so äusserst nothwendige, Ersparung bewirkt wird.

Die übrigen in der Bilanze bemerkten Rubriken betreffen zum Theil Administrations-Kosten, zu deren Erläuterung keine weitere Anführung nothwendig ist, theils aber auch die lezten, auf den Bau des Arbeits- und Schulhauses verwandten 36110 mℓ 11 ß, und ist schon in unsrer vorjährigen Nachricht dieses Postens erwähnt worden.

Wenn wir nach dieser generellen Uebersicht des Ganzen in die Administration der einzelnen Theile hineingehen, so haben wir

1) in Hinsicht der Medizinal-Anstalt zu bemerken: daß in diesem Jahre die Zahl der Kranken 611 größer gewesen, als in dem verwichenen Jahre, daß die Anzahl der Nichteingezeichneten sich beträchtlich vermehrt habe, und also auch diese Anstalt in Hinsicht ihrer Vorbeugung künftiger Verarmung sehr wohlthätig, immer wichtiger werde. Das Verhältniß der Gestorbenen zu den Genesenen ist 4 zu 100 gewesen. Im Jahre vorher war es $4\frac{11}{12}$ zu 100, und im Durchschnitte hat jeder Kranke 3 mℓ 13 ß 3 ℛ gekostet, da im Jahre 1800 der Durchschnitt noch 4 mℓ 1 ß 7 ℛ war.

2) In der Entbindungs-Anstalt haben sich vom Anfange 1801 bis ultimo December 122 Personen zur Aufnahme gemeldet, und ist also mit Inbegrif derer, die sich schon früher gemeldet hatten, die ganze Zahl 136, von diesen sind 110 Personen als Schwangere in das Haus aufgenommen, 94 sind davon wirklich entbunden, und 11 erwarteten beim Abschluß der Rechnung noch ihre Entbindung. Die übrigen 5 sind wieder entlassen worden. Im vorigen Jahr ist die Zahl der Entbundenen nur 80 gewesen. Jedes Wochenbett hat in diesem Jahre 29 mℓ —ß 4 ℛ, also 3 mℓ 10 ß 11 ℛ mehr gekostet, als im Jahre vorher.

3) Die Kosten der Armenpolizei haben in diesem Jahre 7220 mk 5 ß betragen, dafür ist, ausser der grössern Besoldung der Polizeibedienten, an 301 Familien mehr als im Jahre zuvor, zusammen an 1026 Familien ein Viaticum gereicht. Ausser dem ist die Prämie für eingebrachte Bettler um 298 mk grösser gewesen, als im Jahre zuvor. Ein Beweis, wie viel durch die in diesem Jahre getroffenen strengern Maasregeln gegen die Bettler gewonnen sey!

Hiemit ist

4) die an Kostgeld an das Zuchthaus bezahlte Summe genau verbunden. Beim Abschluß der vorjährigen Rechnung befanden sich noch 198 Personen für Rechnung der Armenanstalt im Zuchthause. Dazu sind im Verlauf des Jahres gekommen 234 Männer und 114 Weiber, zusammen 348 Personen. Diese bestanden aus 261 Personen, die Bettelei halber eingebracht, aus 21 Personen, die der Kräzkur wegen aufgenommen, aus 37 Personen, die ins Hospitium gebracht, und aus 29 Personen, die auf ein Straferkenntniß der Polizeideputation in das Zuchthaus gesezt worden. Am Ende des Jahrs sind für Rechnung der Armenanstalt 276, also 78 Personen mehr als im Jahre zuvor daselbst verblieben. Unter den Bettlern sind 217 zum 1sten, 28 zum 2ten, 11 zum 3ten, 1 zum 4ten, 2 zum 5ten, 1 zum 6ten und 1 zum 18tenmal Bettelei halber, und überhaupt 154 Bettler mehr als im Jahre zuvor ins Zuchthaus gebracht worden.

Dies ist unstreitig eine Folge der getroffenen schärfern Maasregeln gegen die Bettler, nach welchen die Arretirung von Bettlern aufs neue den Wachen von E. Hochw. Rath anbefohlen, so wie auch diese von der Armenanstalt durch Prämien-Ertheilungen dazu aufgefordert, auch überdies zu den Armen-Polizeibedienten, tauglichere Subjekte, wie vorher, genommen worden sind. Um nun aber das Uebel selbst möglich zu vermindern, ist die Strafe derer, die, aller Verfügungen „dem wirklichen Hülflosen mit Geld, und dem Arbeitsfähigen mit Arbeit zu unterstüzzen" ungeachtet, den Müßiggang des Bettelns jedem ehrlichen Fortkommen vorziehen, geschärft, und den Bettlern, die zum erstenmal ergriffen werden, 6 monatliches, und denen, die zum zweitenmal ertappt werden, 12 monatliches Zuchthaus-Gefängniß von der Obrigkeit bestimmt worden, und wir hoffen, daß diese strengere

Bestrafung des Bettlers ihn dieses Laster fliehen lehre. Daher wir denn auch mit den in mehrern Straßen und in den Thören angeschlagenen Notificationen, wie dem hiesigen und wie dem fremden Armen geholfen werde, den wohlthätigen Zwek zu erreichen gesucht haben, daß wahre Noth, aus Unkunde der getroffenen Hülfsmittel entstanden, ferner nicht mehr statt haben könne.

Bis jezt haben wir denn auch das Ziel erreicht, daß unsre Straßen leer von Bettlern geworden sind; aber die unbegreifliche Vorliebe der niedern Volksklasse für die Bettler, ihr Wunsch, sie zu unterstüzzen, sie der Strafe zu entziehen, selbst Gewaltthätigkeiten zur Hülfe des ertappten Bettlers auszuführen, bleibt noch immer. Sollte dieses von einer irrigen Idee über das Schiksal des in Verhaft gebrachten Bettlers herrühren; so wiederholen wir es hier laut und deutlich: daß ihm, wenn er arbeiten kann, und es nur aus Trägheit nicht will, Arbeit während seiner Gefangenschaft gegeben, und er nur im Widersezzungsfalle mit Strenge dazu angehalten werde. Unser Zwek ist kein andrer als der, ihn allmählig an Arbeitsamkeit zu gewöhnen. Ist aber ein aufgefangener Bettler würklich krank und arbeitsunfähig, so findet er, nachdem seine traurige Lage entdekt worden, bei uns nicht üble Behandlung und Strenge, sondern grade die Hülfe, deren er bedarf, und um die er den Vorübergehenden anflehte, die aber keiner ihm durch eine bloße Ertheilung von Allmosen zu geben im Stande ist.

Wer also dann, wann ihn ein Bettler anspricht, seine Pflicht thun will, der thue mehr als eine Gabe — die überdies eine verbotne Gabe ist — geben, den Arbeitsfähigen bringe er auf den Weg, der ihn vor künftiger Noth sichert, und den Hülfsbedürftigen verschaffe er die dauernde Hülfe, die die Armenanstalt zu leisten verpflichtet ist.

5) Auf dem Krankenhofe sind für die von der Armenanstalt bezahlten 9857 ℳ 12 ß, 313 Personen verpflegt worden, von denen jedoch 69 Personen gestorben und 20 wieder abgegangen sind, so daß mit Abschluß des Jahres noch 224 Personen zurükblieben. Die große Mortalität wird keinem mehr auffallen, wenn wir anführen, daß nur größtentheils der Kranke, den der Arzt schon aufgegeben hat, um ihm in den lezten Augenblikken seines Lebens eine größere Pflege, als die Seinigen ihm geben

können, zu verschaffen, von der Armenanstalt auf den Krankenhof geschikt wird. Der Kranke kömmt daher mehrentheils in dies Hospital nicht zur Cur, sondern um dort seine Krankheit zu beendigen. Im Durchschnitt sind in jedem Monat 222 $\frac{11}{12}$ Personen für Rechnung der Armenanstalt auf dem Krankenhofe gewesen, und haben ihr für die Person 44 mk 3 ß 4 A gekostet.

6) Die Bekleidung der erwachsenen Armen und Kinder hat im verfloßenen Jahr mk 26582: 7 ß 6 A gekostet, also 1044 mk — ß 6 A weniger, wie im Jahre zuvor. Uebrigens ist die Zahl und Qualität der ausgetheilten Kleidungsstükke beinahe gleichlautend mit der vorjährigen Austheilung. Bei der großen Summe, die auf diesen Theil der Unterstüzzung verwandt wird, wird besonders, wenn wir einen Blik auf unsern abnehmenden Fond richten, unwillkührlich die Frage herbei geführt, sollte hier nicht eine Ersparung möglich seyn? Oft hat uns diese Frage beschäftigt, oft haben wir Vorsteher und Pfleger gebeten, die größte Sorgfalt bei Vertheilung der Kleidungsstükke anzuwenden, die, so äusserst wohlthätig sie auch immer in unserm kältern Clima ist, dennoch so leicht von dem Armen gemißbraucht werden kann; oft haben wir darüber nachgedacht, ob nicht etwa beim Anschaffen und Verarbeiten des Materials Ersparung möglich sey; aber all unser Nachdenken, unsre Bitten und unsre Bemühungen haben uns noch zu keinem festen Punkt hingeführt, und in der That scheint auch die Summe im Verhältniß mit denen. die dafür bekleidet wurden, nemlich mit 2012 eingezeichneten Familien, die etwa 2800 Personen ausmachen, und mit 2075 Kindern, also zusammen mit 4875 Personen nicht übermäßig groß, da auf jede Person im Durchschnitt nur 5 mk und 8 ß kommt.

Einige Ersparung hoffen wir indeß dadurch zu bewirken, wenn wir vorzüglich bei Austheilung der Kleidungsstükke an Kinder, die Regel zum Theil aufs neue ins Gedächtniß rufen, zum Theil aber jezt erst festsezzen:

a) daß kein Kind, welches nicht unsre Tagsschulen, sondern nur die Sonntags- und Abendschule besucht, irgend ein Kleidungsstük erhalten darf. Größtentheils sind diese Kinder während des Tages mit einer für sie lucrativen Arbeit beschäftigt, müßen daher mit dem Ertrag derselben ihr Bedürfniß an

Bekleidung bestreiten können. Für sie ist der freie Schul-Unterricht Wohlthat genug.

b) Daß die Ertheilung der nicht durchaus nothwendigen Kleidungsstükke immer nur als eine Belohnung des Fleißes der Kinder angesehen, und daher nur dem Fleißigen Hüte, Müzzen, Tücher, mehr wie ein Rok, Schuhe, Strümpfe u. s. w. gegeben, dahingegen dem Unfleißigen alles, was nicht zur nothdürftigen Bedekkung erforderlich ist, entzogen werden müsse.

c) Daß künftighin den Eltern, deren Erwerb zur Bekleidung der Kinder noch zureicht, die in dieser Bekleidung liegende Unterstüzzung gänzlich entzogen werde. Wenn ihre Umstände nicht so glüklich sind, daß sie allein die Erziehung ihrer Kinder übernehmen können, so wird und muß die Armen-Anstalt, so wie bisher geschehen, auch fernerhin den Lehr- und Industrie-Unterricht übernehmen; aber ganz anders ist es mit der Bekleidung der Kinder; diese kann noch mancher Vater seinem Kinde geben, wenn auch die Bezahlung des Schulgeldes ihm schwer wird, er kann dazu durch Sparsamkeit, durch seine Verbindungen, durch Freunde und Verwandte auf andre Weise Rath schaffen, daher muß die Ertheilung von Kleidungsstükken der Regel nach immer von jener, im Schulgehen der Kinder liegenden Unterstüzzung, getrennt bleiben, und darf nur dann übernommen werden, wann eine genaue vorhergegangene Untersuchung ergiebt, daß das Unvermögen der Eltern sich auch auf diesen Punkt mit erstrekt. Daher wird die vor der Aufnahme des Kindes zur Schule vorzunehmende Untersuchung auf diesen Punkt mit gerichtet werden müssen, damit sogleich bei der Aufnahme des Kindes nicht allein über den Schulunterricht und die zu gebende Unterstüzzung, sondern auch darüber bestimmt werden könne, ob Kleidungsstükke ertheilt werden sollen oder nicht.

7) In diesem Jahr hat sich die Zahl aller in der Erziehungs-Anstalt aufgenommenen Kinder auf 2075 belaufen, also beinah auf 300 Kinder mehr, als im Jahre zuvor. Von diesen Kindern haben 1691 Kleidungsstükke erhalten, für 221 Kinder ist an ihre Pflegeeltern Kostgeld bezahlt worden. Diesen wurden die Kinder anvertrauet, entweder beim Tode der rechten Eltern, oder weil diese ihre Kinder heimlich verlassen hatten, oder weil sie in

Dienst gegangen waren, um einen Theil wenigstens zu den Erziehungskosten der Kinder hergeben zu können. Für 524 Kinder haben ihre Eltern Geldunterstüzzung, noch, ausser dem freien Schulgehen, der freien Bekösttigung und freier Bekleidung erhalten. Groß und segenvoll ist also unstreitig der Umfang dieses Instituts, das in dem Vertrauen, dessen es sich erfreut, die dringendste Aufforderung findet, nichts unversucht zu lassen, um den Lehrunterricht sowohl als den Indüstrie-Unterricht immer zwekmäßiger einzurichten. Besonders haben wir es an Versuchen nicht fehlen lassen, den erwachsenen Knaben eine zwekmäßigere Beschäftigung, als das Spinnen ist, zu verschaffen. Zu diesem Behuf ist unter Andern das Fischer-Nezstrikken in Vorschlag, welches, wenn wir auf die Leichtigkeit der Arbeit, die Wohlfeilheit des Materials, und die Sicherheit des Absazzes sehen, vielleicht zu diesem Zwekke ganz geeignet ist. Ausserdem war die Bindgarnspinnerei schon lange zu diesem Endzwekke bestimmt, und hat mehrere Knaben zwekmäßig beschäftigt: indeß war die Anzahl derer, die dort beschäfftigt wurden, nicht groß genug, im Verhältniß zu den Subjecten, die sich dazu in unsrer Schule fanden. Es war daher nöthig, sowohl mehrere Knaben bei den Rädern, mit welchen gearbeitet wurde, als auch, wenn Plaz vorhanden, mehrere Räder anzustellen. Beides ist jezt in Ausführung gebracht, und wird das Lezte in den Sommermonaten noch mehr in Ausführung gebracht werden, wenn selbst im Freien einige Räder arbeiten können. Das Erste aber machte eine Veränderung im Gespinnst nothwendig. Bisher waren mehrere Räder mit dem feinen Bindgarn beschäfftigt, dessen Verarbeitung größere Sorgfalt, mehrere Geschiklichkeit von Seiten der Arbeiter, mehrere Gleichheit in ihrer Arbeit verlangte, als die Verarbeitung des gröbern Bindgarns. Mehr wie 3 Knaben konnten nicht als Spinner an einem Rade angestellt werden. Bei dem gröbern Bindgarn war es möglich, 5 bis 6 Knaben bei einem Rade anzustellen, dessen Verarbeitung daher, falls wir nur wegen des Absazzes nicht besorgt seyn dürften, zwekmäßiger zu seyn schien. Wir haben jezt 10 Räder zu diesem gröbern Garn, und zwei zu dem feinen angestellt, bei welchen in diesem Augenblik 72 Knaben beschäfftigt werden, welche Zahl noch auf das doppelte gebracht werden wird, wenn die Knaben, die des Morgens bei den Rädern angestellt sind,

des Nachmittags Lehrunterricht genießen, und mit andern, die des Morgens diesen Unterricht genossen, verwechselt werden. Wegen des Absazzes hoffen wir auch nicht besorgt seyn zu dürfen, da unsre zahlreichen Zukkerfabriken bis jezt reichliche Abnehmer des Gespinnstes gewesen sind.

Noch eines Versuches einer neuen Arbeit müßen wir hier erwähnen, in welcher unsre Armenkinder und auch einige erwachsene Arme vielleicht es zu einiger Vollkommenheit bringen können, wenn wir nur in der Gewisheit des Absazzes eine hinlängliche Aufforderung zur Fortsezzung finden. Dies ist der Versuch, Hanfgarn für die Schuster zu spinnen. Das hiesige Schusteramt verbraucht davon jährlich 5 bis 6000 Pfund, welches jezt alles aus Holland und dem alten Lande gezogen wird. Das Holländische wird mit 20 ß und das Altenländer mit 16 ß für das Pfund bezahlt.

Wir haben zu diesem Behuf rohen Hanf hecheln, und von einigen Kindern und Erwachsenen verspinnen lassen, und haben gefunden, daß, da der Hanf seiner Härte wegen unangenehmer zu spinnen ist, auch die Spinner nicht so viel davon, als vom Flachsgarn verarbeiten können, der Arbeitslohn zu 1 ß für das Stück mehr, als beim Flachsgarn, nehmlich zu 3 ß pr. Stük, welches ein halbes Pfund ausmacht, für die Kinder, und zu 4 ß für die Erwachsenen bestimmt werden mußte. Diesem zufolge ist der Verdienst beim Hanfgarn mit dem beim Flachsgarn völlig gleich. Ausserdem wurde das Wikkellohn auf 3 ß für das Pfund festgesezt.

Bei dem zum Behuf des Verkaufs gemachten Ueberschlage fanden wir, daß jedes im Schulhause verfertigte Pfund Hanfgarn auf 20 ß zu stehen komme, daß jedoch der Preis noch etwas höher bestimmt werden müßte, da beim Spinnen des Hanfs ein beträchtlicher Verlust am Gewicht sich zeigte. Diesen zu ersezzen, wurde der Verkaufpreis des gesponnenen und zum Verbrauch gehörig gewikkelten Garns auf 22 ß festgesezt, nachdem man uns vorher versichert hatte, daß dieser Preis nicht zu hoch sey, wenn nur die Güte des Garns den Wünschen gemäß, dasselbe durchaus eben und stark verarbeitet worden.

Jeder Freund unsrer Armenanstalt und Bemerker unsrer Fortschritte wird gewiß in allen einzelnen Theilen, die das Erziehungswesen betreffen, eben die Bemühungen, immer zwekmäßigere Einrichtungen zu treffen, wahrneh-

men, und den lebhaften Wunsch hegen, daß nichts diesen Fortschritten hinderlich sey und sie aufhalte. Möge dieser Wunsch zum Besten der ärmern Klasse unsrer Einwohner doch erfüllt werden! Indeß zu leugnen ist es nicht, daß bei unserm abnehmenden Vermögens-Zustande, und bei dem immer größern Anwachs der Kosten des Erziehungs-Instituts, gerechte Besorgnisse entstehen müßen, Besorgnisse, die, falls man sie sich verheimlichen wollte, falls man nicht in Zeiten alles anwenden würde, um ihr Eindringen zu verhindern, auf den unvermeidlichen Verfall des Erziehungs-Institutes hindeuten würden. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist der immer größere Anwachs der Anzahl der Kinder sehr beunruhigend. Freilich ist die Allgemeinheit dieser Anstalt, daß sie es keinem versagte, der darum anhielt, an den Vortheilen des Schulgehens der Kinder Theil zu nehmen, eine ihrer schönsten Seiten. Sie sorgte dadurch auf eine seltne Weise für die Bildung der künftigen Generation, und eröffnete eine Aussicht in die Zukunft, die eine Erndtezeit versprach, segenvoller, wie die kühnste Erwartung sie sich dachte. Es schien daher eine Wohlthat zu seyn, daß das Zudringen mancher Kinder zu unsern Schulen, deren Eltern noch wohl das Schulgeld hätten bezahlen können, eher befördert als verhindert würde. Daher wurde denn auch die Schulprämie allen Kindern ohne Ausnahme ertheilt, und keinem wurde es versagt, ausser dem Spinnverdienste, auch an der Belohnung Theil zu nehmen, die in der Erhaltung der Kleidungsstükke liegt. Der einzige Unterschied, der zwischen dem mehr oder minder Armen gemacht ward, war die Bewilligung oder Untersagung einer Geldunterstüzzung an die Eltern, ihrer Kinder wegen. Unstreitig war dies ganz im Geist unsrer Bildungsanstalt. Indes bei den jezzigen Umständen, da überdies zu erwarten steht, daß die Vortheile eines guten Schulunterrichts mehr allgemein anerkannt sind, als beim Anfange unsrer Armenanstalt, also der Nachtheil einiger Einschränkung weniger groß seyn wird, wird hie und da Einschränkung nothwendig. Das Armen-Collegium hat daher beschlossen, „daß künftig keine Kinder, die schon anderswo in eine Freischule gehen, in unsrer Schule aufgenommen werden sollen, wenn nicht ausserordentliche Umstände dies nöthig machen, daß, zuerst als ein Versuch auf 6 Monate, die Schulprämie, oder, wie sie allgemein genannt wird, das Sizgeld, für alle Kinder, die nur die

Abend- und Sonntagsschulen, nicht aber die Tagsschulen besuchen, gänzlich wegfallen solle, indem vorauszusezzen ist, daß ein anderweitiger Verdienst sie von den Tagsschulen zurükhalte; daß in den Tagsschulen das Sizgeld, oder die 7 ß für das ordentliche Besuchen der Schule, künftig nur den Unvermögenden als eine Geld-Unterstüzzung gegeben werden solle, und daher keiner darauf zu rechnen habe, dem nicht bei seiner Aufnahme dieselbe, nach Maasgabe der vorhergehenden Untersuchung, ausdrüklich zugebilliget worden. Wird nun überdies noch bei der abnehmenden Theurung der Lebensbedürfnisse und der Wohnungen, das Kostgeld für die bei Pflegeeltern angebrachten Kinder zu dem vormaligen Maximo von 24 ß wieder herab zu bringen seyn; so hoffen wir dadurch eine zwekmäßige nud jezt nothwendige Ersparung herbeizuführen, bei welcher jedoch der Haupt-Gesichtspunkt, bessere Erziehung der ärmern Volksklasse in ihrer möglichsten Allgemeinheit, nie ausser Acht gelassen werden darf.

8) Nicht minder wie unser Erziehungs-Institut zur Vorbeugung künftiger Verarmung möglichst gewirkt hat, hat dies auch unsre Vorschußanstalt gethan. Vom 1sten July 1800 bis ultimo Juny 1801, ist an 270 Familien ein Vorschuß von 15965 m℔ 4 ß gegeben worden, und an Abtrag ist dagegen in diesem Jahre, monatlich im Durchschnitt von 229 Familien, wieder eingegangen 18290 m℔ 12 ß 3 ₰. Mithin ist in diesem Jahre das an Vorschuß ausstehende Capital um 2325 m℔ 8 ß 3 ₰ geringer geworden, als es beim Abschluß der Rechnung im vorigen Jahre blieb, und hat also Ende Juny die Größe desselben 38391 m℔ 7 ß 9 ₰ betragen. Rechnet man hievon nun noch das, was an Verlust von diesem Capital hat weggeschrieben werden müssen, nemlich 2041 m℔ 10 ß 9 ₰, so bleibt das ganze Capital, welches noch für Vorschuß aussteht, 36349 m℔ 13 ß.

Wir hoffen, daß diese Berechnung die Freunde unsrer Anstalt auch über die Furcht beruhigen werde, daß diese Ausgabe, bei allen ihren Vortheilen, leicht die Kräfte der Armenanstalt übersteigen, leicht das Capital, das zunächst und eigentlich zur Unterstüzzung der würklich Verarmten gegeben worden, diesen entzogen, und auf Vorschußsuchende verwandt werden könnte, von denen, wenigstens ein großer

Theil, durch erdichtete Noth, der man selbst bei der genauesten Untersuchung nicht auf die Spur kommen dürfte, diese Summen an sich zu ziehen suchen würde. Es ist wahr, es ließ sich im Anfang nicht genau übersehen, wie groß das Capital seyn würde, das man als Vorschuß verlangen möchte, welche Menschenclasse sich dazu wenden, und welche Mittel man wählen könnte, um sich einer genauen Untersuchung zu entziehen oder durch Täuschung dieselbe unwirksam zu machen, wie viel von der gegebenen Summe wieder abbezahlt, wie viel daran verlohren werden würde, kurz es ließ sich im Anfang weder der Nutzen noch der Schaden, dieses Geschäfts vollständig übersehen, weder der Umfang genau angeben, noch die Grenze genau stekken, und daher war der erste Versuch immer gewagt. Indes die Armenanstalt war befugt, diesen Versuch zu machen, da es eine ihrer Hauptpflichten ist, künftiger Verarmung zu wehren. Und auf welche Weise konnte diese besser erfüllt werden, als wenn dem Arbeiter, dem es weder an Geschiklichkeit und Lust, noch auch an Arbeit, wohl aber an Geräthschaften, an Geld, sich dieselben anzuschaffen, an dem nothwendigen Materiale, oder auch wegen rükständiger Schuld an dem erforderlichen Credit fehlt, mit dem nöthigen Gelde geholfen werde, noch ehe und bevor jener Mangel Muthlosigkeit erzeugt, deren sichre Folge Verarmung ist? Freilich sind hier viele Klippen zu vermeiden, da es unleugbar ist, daß, so vortheilhaft im Allgemeinen ein zur rechten Zeit gegebner Vorschuß ist, so nachtheilig und jede Indüstrie tödtend ist es hinwiederum, wenn der arbeitenden Klasse es zu leicht gemacht wird, Geld als Vorschuß zu erhalten; es lenkt sie ab von ihrem Brodterwerb zu Spekulazionen, die oft schwer zu entdekken sind, weil sie mit dem Brodterwerb in genauer Verbindung zu stehen scheinen, die aber sicherlich den Ruin des Arbeitters zur Folge haben. Es kommt daher hiebei alles auf die sorgfältigste Untersuchung an. So lange wir noch Männer haben, die dies schwere Geschäft der genauen Untersuchung übernehmen, und auszuführen verstehen, wie wir von so vielen unsrer Pfleger Beispiele haben, bleibt diese Anstalt eine Rettungsanstalt für rechtliche Arbeiter, aber — und hoffentlich wird es bei dem Patriotismus der Hamburger nie dahin kommen — erkaltet dieser Eifer bei der Untersuchung, und wird es dem unwürdigen Handwerker leicht, sich Geldvorschuß zu verschaffen, so

verschlimmert diese Anstalt die Moralität der arbeitenden Klasse, gewöhnt sie daran, sich mit fremden Gelde helfen zu wollen, entwöhnt sie davon, allein in ihrer Arbeitskraft ihre Hülfe zu suchen, und bringt sie endlich zur Armuth hin, vor der sie gesichert werden sollte.

Indes jezt sehen wir mit großer Wahrscheinlichkeit zum voraus, daß kein grösseres Capital zum Verschuß erfordert werde, als bis jezt darauf verwandt worden, daß vielmehr, nachdem der erste Zudrang der Subjecte vorüber ist, die arbeitende Klasse selbst, von dem Zwek, zu dem allein Vorschüsse gegeben werden dürfen, unterrichtet worden, sie es weiß, daß nur dem fleissigen Arbeiter, in dessen Fleiß die erforderliche Sicherheit vor künftiger Wiederbezahlung liegt, nicht aber dem Handwerker, den Liebe zum Müßiggang in Geldverlegenheit gebracht, Vorschuß gegeben werde, daß vielmehr, sagen wir, die Größe des Capitals in Zukunft abnehmen werde, und daher hoffenlich auch das Vorschuß-Institut bestehen könne, so lange die Wohlthätigkeit unsrer Mitbürger fortdaurt.

Im vorigen Jahr stand an Vorschuß aus	m& 40717 :— ß - ₰
Dazu ist in diesem Jahre gekommen	15965 : 4 - -
zusammen	m& 56682 : 4 ß - ₰
Von dieser Summe ist beinahe der dritte Theil zurükbezahlt worden	- 18290 : 12 - 3 -
und haben nicht einmal volle 4 pCt. als Verlust abgeschrieben werden müssen, mit	- 2041 : 10 - 9 -

Somit ist das Resultat dieser Anstalt gewiß sehr beruhigend, und im Verhältniß zu der Hülfe, die durch den geleisteten Vorschuß so vielen Familien zugewandt worden, verdient der geringe Verlust kaum einige Rüksicht.

Nach dieser Rechenschaft über das Ganze und über einzelne Theile unsrer Armenanstalt liegt es klar vor Augen daß keine der wohlthätigen, unter der Direction der Armenanstalt stehenden, Einrichtungen aufhören könne, ohne daß dadurch die Armenanstalt viel von ihrer Gemeinnüzzigkeit verlöhre; daß es eine wahre Calamität für die niedre Volksklasse seyn würde, wenn sie grade jezt, bei vermindertem Verdienst, nach einem so viel umfassenden Institut, als unsre Erziehungs- und Unterstüzzungsanstalt ist, vergebens sich umsehen, oder doch wenigstens große Einschränkung in der Hülfsleistung wahrnehmen müßte; wenn nicht mehr

dem fleißigen Arbeiter, der ohne seine Schuld im drükkenden Geldmangel ist, Vorschuß in dem Augenblikke der Noth geleistet werden könnte; wenn nicht mehr der Theil unsrer Einwohner, der ohne wohlthätige Unterstüzzung bei einer eintretenden Krankheit unfehlbar verarmen würde, auf freie Kur und Medizin und auf Krankengeld rechnen könnte; wenn die Armenanstalt endlich dahin wieder zurükkehren sollte, von wo sie ausgegangen ist, nur dem schon Verarmten zu helfen, ohne auf Vorbeugungsmittel künftiger Verarmung denken zu können. Aber diese Calamität muß und wird nie eintreten, wenn das Publikum bei der jezt wahrscheinlichen, und im vorigen Jahr schon wirklich gewordnen Abnahme der Einnahme, den Bestand der Armenanstalt in ihrer jezzigen Allgemeinheit durch reichlichere Unterstüzzung sichert. Wir brauchen jährlich ohngefähr 370000 mk, und haben dazu nichts, als was die Wohlthätigkeit unsrer Mitbürger uns giebt: denn das gesammelte Capital, über das wir disponiren können, welches nur 135000 mk beträgt, sollte nicht zu den ordentlichen Ausgaben verwandt, sondern vielmehr zur außerordentlichen Hülfe bei unvorhergesehenen Fällen aufbewahrt werden müssen, und das eine Grabengeld, dessen Fortdauer für die Armenanstalt unsre Mitbürger nunmehro wieder beschlossen haben, und hoffentlich, da es uns so wesentlich nothwendig, so unentbehrlich ist, künftig beschließen werden, verschwindet fast ganz bei der Größe jener Summe. Es hängt daher einzig von Eurer Mildthätigkeit ab, Bürger Hamburgs! ob künftig Eure Armenanstalt allgemein wohlthätig, wie sie bisher war, ein Muster zur Nachahmung für das Ausland, und ein Beispiel der Wirksamkeit des ächten Patriotismus bleiben solle oder nicht. Von Eurer Mildthätigkeit hing es einst ab, ob sie werden sollte, was sie war, und ohne Bedenken brachtet Ihr sie zu der bewundernswürdigen Höhe. Wer würde daher die Sorge für den Bestand dieses schönen Werks Eurer menschenfreundlichen Thätigkeit nicht gern und ruhig Eurer Mildthätigkeit überlassen!

Was nun die Geschichte unsrer Anstalt betrifft, so endigte sich unsre vorjährige Nachricht mit der Anzeige des Todes unsers treuen und unverdroßnen Mitarbeiters, des würdigen Bracke. Wir alle wünschten einstimmig zu seinem Nachfolger den Herrn Senior, Dr. Rambach, und dieser würdige Mann freute sich unsers Wunsches. Unter seiner Leitung — es ist die Leitung eines erfahrnen

Lehrers und thätigen Freundes der Armen — sieht jezt unser Schulwesen einer frohen Zukunft entgegen. Nächstdem sind zwei neue Vorsteher gewählt worden. Am Ende des vorigen Jahrs blieb nehmlich die durch den Abgang des Herrn Senatoris Abendroth, J. U. D. der zum Armenherrn im 6ten Bezirk a Senatu ernannt worden, erledigt gewordne Vorsteher-Stelle noch unbesezt; und überdies hat in diesem Jahr einer unsrer würdigsten Mitglieder, der Hr. Dr. Tob. Nic. Wiebel, seine Vorsteher-Geschäfte niedergelegt. Ungern entließen wir ihn: denn wir alle kannten und kennen seinen Werth; und ungern ging er aus unsrer Mitte, wo er so viel Gutes stiften konnte und stiftete. Da aber seine Gesundheit eine Erleichterung von Geschäften erforderte, und es ihm zur Pflicht machte, seine Entlassung zu suchen; so durften wir sie ihm nicht vorenthalten, sondern gaben sie ihm, begleitet von den besten Wünschen für sein Wohlseyn.

Beide Stellen sind durch die Herren Johann Otto Lutterloh, J. U. D. und J. M. Hasse, J. U. D. wieder besezt worden, von denen jener das Geschäfft eines Schulvorstehers im 6ten Schuldistrikt übernahm, auch der Deputation zur Vorbeugung der Verarmung beitrat; dieser aber die vom Herrn Dr. Eduard Rentzel abgegebene Stelle eines Polizei-Vorstehers wieder erhielt.

Das Armen-Collegium.

VI.

Abermals über Korn- und Brodtwucherei.

Ein Schreiben an die Verfasser des Journals.

Wohl dem Staate, in dessen Mitte sich Männer finden, die unpartheiisch jeden Misbrauch und Fehler rügen, die frei und offenherzig jedes dem Staate Nachtheilige dem Publikum vor Augen legen, und die mit ächten

patriotischem Eifer da zu bessern suchen, wo wirkliche Mißgriffe, die die nachtheiligsten Folgen erwarten lassen, in neuern Gesezgebungen und Verordnungen gethan sind!

Sie, meine Herren Verfasser des Journals Hamburg und Altona, haben uns mit so manchen schäzbaren Aufsäzzen über unsre Hamburgische Verfassung und Sitten beschenkt. Die offene und grade Freimüthigkeit, welche darin herscht, giebt mir den Muth, Ihnen etwas über den 14ten Aufsaz des 8ten Heftes, nämlich: über den Brodtwucher zu sagen.

Nicht wir Bäkker, sondern unsere Obrigkeit ist an der dem Publikum auf alle Fälle nachtheiligen freien Brodtkonkurrenz Schuld, und sehr auffallend war es mir, daß die löbliche Bürgerschaft sogleich ihre Zustimmung zu derselben gab, ohne die beinahe mit völliger Gewißheit voraus zu sehenden Nachtheile zu beherzigen.

Ein Theil meiner Herren Kollegen vereinbarte sich mit mir, wir kamen supplicando zu Rathe ein, und stellten das Nachtheilige dieser freien Konkurrenz vor, und baten, wo nicht um gänzliche Abschaffung der freien Brodtkonkurrenz, doch um eine festgesezte und der Sache angemessene Verordnung, allein dieser Gesuch blieb unbeantwortet liegen.

Nicht den Bäckern allein, sondern vorzüglich der freien Brodtkonkurrenz ist es zuzuschreiben, daß noch jezt so viel kleines Brodt cirkulirt; denn vermöge derselben stehet es jedem frei mit Brodt zu handeln, und durch je mehrere Hände eine Waare geht, desto mehr wird sie natürlich vertheuert, und kann der Verkäufer seinen Nuzzen nicht durch Verkauf erhalten, so vermischt er entweder die Waare, oder er sucht seinen Schaden wo möglich am Gewigt zu ersezzen.

In allen Gassen und Gängen wird jezt von Krügern, Milchhökern rc. Brodt verhökert; Habsucht reizt einen

Theil unserer Bäkker, solchen Leuten Brodt zum verhökern zu überlassen, und denselben auf jeden Mark für 2 bis 3 Schilling Brodt als Zugabe zu geben, ohne das sogenante Sonnabend-Brodt, welches nach Maasgabe der Quantität, die der Höker wöchentlich absezt, bestimmt wird.

Wenn ich nun einen Krüger nehme, der täglich 30 mℓ mit Brodt-Verkauf umsezt, und rechne nur im Durchschnitt 3 ß auf jeden mℓ Zugabe, so giebt der Bäkker wöchentlich 39 mℓ 6 ß, die derselbe natürlich nicht aus seinem Beutel bezahlt, sondern sich entweder durch schlechtes Brodt oder, wie allgemeiner der Fall ist, durch geringeres am Gewigt schadlos hält. Dazu kömmt, daß der Höker sich das beste, größte und wohlgerathenste Brodt aussucht, und der Bäkker das kleinste und unansehnlichste zu seiner Hausnahrung übrig behält. Dieses kann man mit Recht als eine der ärmeren Volksklasse zur Last fallende Bedrükkung ansehen, welche lediglich den Folgen der nachtheiligen freien Brodtkonkurrenz zuzuschreiben ist.

Die freie Konkurrenz hat ebenfalls veranlaßt, daß hiesige Höker Brodt aus Altona hereinholen, wo sie 3 Rundstük für 1 ß bekommen, und 2 Stück für 9 ₰ hier wieder verkaufen. Warum solches zum größten Nachtheil unserer Accise-Einnahme gestattet wird, ist mir unbegriflich.

Ferner benuzzen viele hiesige Mehlhöker die freie Brodtkonkurrenz; — sie verfertigen Brodt nach willkührlichem Preise und Gewigt, lassen es bei dem Bäkker gaar bakken und bieten es in der ganzen Stadt feil; das Publikum findet aber, daß es weder am Gewigt noch an Güte seinen Erwartungen entspricht. Ich selbst habe verschiedentlich die Fälle gehabt, daß mein Brodt, sowohl in Ansehung des Gewigts als auch an Güte, getadelt wurde, bei näherer Untersuchung hat es sich gefunden,

daß die Dienstbothen, der lieben Bequemlichkeit halber, das Brodt bei dem in der Nähe wohnenden Höker gehohlt, und solches bei den Herrschaften für das Meinige ausgegeben hatten. Dieser Gründe halber kann man im Allgemeinen, nicht den Bäkkern so viel zur Last legen, als vielmehr der freien Brodtkonkurrenz, und ich bin völlig Ihrer Meinung, daß es zum allgemeinen Vortheile gereicht, wenn Bäkker, Brauer und Schlächter einer wohleingerichteten Polizey unterworfen sind.

Nun noch ein paar Worte über den Ankauf des Korns und der Taxirung des Brodts der Bäkker.

Jeder Bäkker muß durchaus einen seinem Absaz gemäßen Vorrath von Korn haben, er muß solches vorher reinigen, bearbeiten, und mit gewisser Pflege behandeln, damit sein Korn bei schlechten Erndten (so wie dieses seit einigen Jahren der Fall war) nicht verdirbt, und er im Stande ist, gutes Brodt zu liefern. Steigen alsdann die Kornpreise, so kann er mit Recht den Nuzzen, den er darauf hat, vorlieb nehmen, fallen im Gegentheil die Preise, so muß er sich nicht am Allgemeinen schadlos zu halten suchen.

Durchaus kann man aber nicht genau das Gewigt des Brodts nach dem Preise des Korns taxiren, denn angenommen: es gölte in diesem Jahr bei gesegneter Erndte der Waizen 150 ℛ und wöge am Gewigt per Scheffel 182 ℔, nun gölte er aber im künftigen Jahr ebenfalls 150 ℛ, und der Scheffel hielte nur an Gewigt 170 ℔; so kann der Bäkker durchaus, ohngeachtet der gleichen Preise, kein gleiches Gewigt liefern.

Daß der Bäkker, in den leztverflossenen 4 Jahren, in welchen die freie Brodtkonkurrenz existirte, viel Geld verdient haben müsse, wie beinahe allgemein behauptet wird, ist grundfalsch. Daß er aber nicht allein nichts verdienet, sondern zugesezt habe, erhellet aus folgenden.

In den beiden lezt verfloßenen Jahren kostete im Durchschnitt, die Last guter Waizen beständig 800 mℒ, ja es ist einmal von unsern Bäkkern 990 mℒ bezahlt worden.

1 Last Waizen	800 mℒ	—	ß
Accise	45	—	
Kosten	6	4	
2 pCt. Staub und Unreinigkeiten . .	16	—	
Mahlgeld	9	12	
Circa 9 ℔ Verlust in der Mühle, à 5 pCt.	40	—	
per Last	917 mℒ	—	ß

NB. In unsern Mühlen ist an keine Ordnung zu denken, sondern der Müller macht willkührlich so viel Verlust, wie er will.

Wenn nun der Waizen per Last 917 mℒ kostet, so soll der Bäkker, nach der Brodt-Taxe von 1744, wo alle Zuthaten zur Bäkkerey und der Hausstand äußerst wohlfeil waren, 10 Loth für 2 ß, mithin 7½ Loth für 1½ ß zu geben schuldig seyn. Ohne mich selbst der Partheilichkeit zu beschuldigen, kann ich dreist behaupten: daß in den lezt-verfloßenen 2 theuern Jahren 4 Rundstük zu 1½ ß unter 9 bis 10 Loth an Gewigt nicht verkauft worden sind; nun berechne man die so sehr theuren Preise von Milch, Holz, Butter, Corinthen, Haushaltung, Contributionen, den um ⅔ erhöhten Gesellen-Lohn, und man wird finden, (die Vorhökerei mit dem Brodt abgerechnet) daß der Bäkker bei ordentlicher Hausnahrung das Publikum nicht vervortheilt habe.

Dazu rechne man die noch oft ungeheuren Kosten und Prellereien, denen der Bäkker, wenn er sein Korn in Haarburg, Winsen, Buxtehude und sonst in auswärtigen Orten mahlen lassen muß, ausgesezt ist, und die Vervortheilung, die er dabei leidet. Leider fehlt es uns hier

immer an Wasser, und die Anlegung einer Dampfmühle wird wahrscheinlich frommer Wunsch bleiben. Daher sind wir gezwungen zu allen Zeiten und bei aller Witterung unser Korn und Mehl Preis zu geben; trift es sich nun, (wie mich der Fall 2 mal in den theuren Jahren traf) daß das Korn vielleicht gar durch Ruchlosigkeit in den Grund gesegelt wird, so bleibt der Schade dem Eigenthümer.

Aber eben dieser Mangel an Mehl, kann unsere Vaterstadt einmal in den größten Brodtmangel versezzen. Im Winter von 1797 bis 1798 war der Mangel des Mehls so groß, daß wir Bäkker von einem Tage zum andern, bei allen Vorrath von Korn, das wir ungemahlen liegen hatten, uns einander Mehl leihen mußten. Die Elbe war zugefroren, aber nicht so stark, daß Lasten darüber gebracht werden konnten. Wäre nicht glüklicherweise ein plözliches mit anhaltendem Regen begleitetes Thauwetter eingetreten, wodurch unsere Alster an Wasser zunahm, so hätten alle Bäkker ihre Häuser zuschließen müssen, und unsere gute Vaterstadt wäre in eine traurige Lage gerathen. Zu wünschen wäre es daher, daß unsere Väter des Staats, alle nur erdenkliche Mittel anwendeten, diese uns jeden Winter drohende Gefahr abzuwenden.

Zu ihrer Nachsicht, meine Herren Verfasser! habe ich das Vertrauen, da ich ohnedem nur ein Laye im Schreiben bin, daß Sie dieses durchaus für nichts anders, als für eine nähere Aufklärung in Ansehung des Bakwesens annehmen. Ich habe die Ehre mit Achtung mich zu nennen

Hamburg den 11ten Juny
1802.

Dero Diener
Jacob Gottfried Görtz.

Einige Bemerkungen zu obigem Aufsazze.

Herr Görtz, Einer unsrer geschäzten Mitbürger, und, wie man sieht, ein Bäkkermeister, der über sein Geschäft nachdenkt, hat in dieser Angelegenheit allerdings eine vollgültige Stimme, und seine aus der Erfahrung abgeleiteten Gründe verdienen die Beherzigung jedes rechtschaffenen Patrioten. Seinen Ausdruk: „nicht der Bäkker, sondern die Obrigkeit hat Schuld," muß man nicht im genauesten Wortverstande nehmen, sondern sich den eigentlichen Sinn des wakkern, graden Bürgers dabei denken, der seine Obrigkeit nicht dadurch beleidigen wollte. Herr G. glaubt nehmlich, daß die durch Raths- und Bürgerschluß suspendirte Brodtaxe und das Contrebandiren vorzüglich daran Schuld sind, daß das Publikum sich mit Recht über den Brodtpreis beschweren kann; daß die Suspension der Brodttaxe auf unrichtigen Principien beruhe, und daß man es der Nachläßigkeit der Polizei beizumessen habe, daß so viel Brod contrebandirt und zum Schaden des hiesigen Bekkergewerks von einigen Krügern gewissenlos verkauft wird.

Die Brodttaxe wurde, wie bekannt, auf einige Jahre aufgehoben, um einen Versuch zu machen, ob dies dem Publikum und besonders dem minderbegüterten Theile desselben zuträglicher und nüzlicher wäre. Man muß es gerathener gefunden haben, weil es dem Rathe und der Bürgerschaft gefallen hat, den Termin der Suspension zu verlängern. Die Absicht dabei ist unverkennbar patriotisch und edel. Ob diese Absicht aber wirklich erreicht wird? ist freilich eine andre Frage, welche Herr G. mit nein beantwortet. Rambach sagt *): „Ehemals hatten wir

*) S. Versuch einer physisch-medizinischen Beschreibung von Hamburg. Von Joh. Jak. Rambach ꝛc. Seite 118.

in Hamburg eine Brodttaxe, die den Bäkkern das Gewicht der verschiedenen Sorten vorschrieb. Aus mancherlei Gründen hat man sie vor zwei Jahren (1798) vorläufig abgeschaft, und die Größe des Brodtes der Willkühr der Bäkker überlassen. In den Gegenden, wo viele Bäkker nahe bei einander wohnen, hat diese Verfügung eher eine wohlthätige, als nachtheilige Wirkung gehabt. Aber in den Theilen der Stadt, wo wenig Bäkker sind (in der Neustadt), und folglich auch weniger Konkurrenz, ist der schädliche Einfluß dieser Einrichtung unverkennbar." Ist diese Behauptung richtig, so ist die Aufhebung der Taxe schädlich, denn beinahe ein Drittheil von Hamburgs Einwohnern leidet darunter.

Wenn die Aufhebung der Taxe des Brodtes dem Publikum wirklich zum Vortheil gereichen sollte: so müßte wohl das Bäkkeramt gänzlich aufgehoben werden, und die Konkurrenz unbedingt frey seyn. Jeder, der bakken könnte, Mehl und einen Bakofen hätte, müßte ungehindert sein Werk treiben dürfen. Wohlfeiler würde dann das Brodt sicher seyn — aber gut, gesund und schmakhaft? daran zweifle ich recht sehr. Wenigstens würde das gute, gesunde und schmakhafte Brodt theurer seyn als jezt, und der Minderbegüterte würde ein vorzügliches Nahrungsmittel in sehr schlechter Qualität erhalten. Die Reichen? nun ja, die würden zahlen und besser Brodt haben. Bei einer geschlossenen Gilde, und das wird und muß das Bäkkergewerk noch lange bleiben, scheint mir die Taxe nothwendig zu seyn. Allein die Polizei müßte dann nicht bloß auf die Quantität, sondern auch auf die Qualität des Brodts ihr Augenmerk richten. In der Neustadt befinden sich offenbar im Verhältniß zu wenige Bäkker.

Von dem Contrebandiren des Brodtes gilt eben das, was bereits im 1. Heft dieses Journals in den „Spaziergängen im hamburgischen Gebiete" von dem Contre-

bandiren des Fleisches gesagt ist. Es kann nicht geleugnet werden, daß das ausländische Brodt etwas größer und wohlfeiler ist; allein dafür ist es auch gewöhnlich desto schlechter, unschmakhafter und wahrscheinlicher Weise nicht so gesund, wie das Hamburgische. Es kommt bei den Nahrungsmitteln nicht so sehr auf die Quantität als auf die Qualität an. Ein Quartier Rumfordscher Suppe ist sicherlich weit nahrhafter und gesunder, als ein Stübchen solcher Suppe, die man in den gewöhnlichen Speisehäusern haben kann. Das Contrebandiren des Brodts ist daher eben so wenig ökonomisch und diätetisch als patriotisch.

Was der Verfasser von dem willkührlichen Verfahren der Müller in Rüksicht des Abganges an Gewigt sagt, verdient die Aufmerksamkeit der Obern um desto mehr, da sich in einem wohlgeordneten Staate und besonders in einer Republik kein Individuum eines solchen willkührlichen, ungesezlichen und despotischen Verfahrens zu Schulden kommen lassen sollte.

D. H.

VII.

Etwas über die medicinisch-patriotische Gesellschaft und ihr neuerrichtetes Säugammen-Institut in Hamburg.

Die Existenz einer medicinisch-patriotischen Gesellschaft kann für Hamburg nicht anders als von segensreichen Folgen seyn. Wie erfreulich und willkommen ist daher nicht dem rechtschaffenen Patrioten die Nachricht, daß sich in der That eine solche Gesellschaft constituirt, und sich zugleich durch eine äusserst wohlthätige Anstalt angekündigt hat. Bis jezt hat sich noch Keiner von den

würdigen Männern, welche diese Gesellschaft bilden, öffentlich genannt, als der Herr Doctor Wigand. Aber dieser geschickte Arzt hat sich bereits das Zutrauen des Publikums durch seine äußerst wichtige Schrift: „Ueber das zu frühe Wegnehmen der Nachgeburt" welche die patriotische Gesellschaft unter die Hebammen unsers Staats vertheilt hat, auf eine vorzügliche Weise erworben, und sein Name muß ein günstiges Vorurtheil für die neuerrichtete medizinisch-patriotische Gesellschaft erwekken.

Die Gewohnheit, die Kinder durch Miethlinge stillen zu lassen, ist nun einmal ein Erb- und Nationalfehler der Hamburgerinnen. Alles, was Aerzte und Moralisten dagegen gesagt haben, ist in den Wind geredet. Man thut sehr Unrecht, wenn man diese Unart dem jezzigen Zeitalter allein zuschreibt. Der alte, ehrliche, hamburgische Patriot klagt bereits im Anfange des vorigen Jahrhunderts bitterlich darüber. Neuere, gefällige Aerzte behaupten, daß die Constitution der hamburgischen Damen diese Gewohnheit nothwendig mache. Allein bis jezt ist dies nicht erwiesen, und wird auch wohl in Ewigkeit nicht erwiesen werden können. Indessen, was helfen alle Klagen, da das Uebel einmal existirt? Besser ist es diese unnatürliche Gewohnheit so unschädlich als möglich zu machen. Dies hat die medizinisch-patriotische Gesellschaft versucht, und ein Säugammen-Institut errichtet, wofür sie den Dank vorzüglich derjenigen Mütter einerndten wird, die aus Nothwendigkeit eine Amme halten müssen. Die Uebrigen, welche es aus Mode, Wollust und Eitelkeit thun, welche die Natur verläugnen und ihre Kinder Miethlingen anvertrauen können, sind vielleicht nicht gar zu ekel in ihrer Wahl.

Es ist eine bekannte Thatsache, die sich zu allen Zeiten bestätigt hat, daß durch ungesunde Säugammen sehr

leicht allerlei gefährliche Krankheiten auf die zarten Säuglinge über getragen werden. Gute Eltern gehen daher bei der Wahl einer Säugamme so vorsichtig als möglich zu Werke, und suchen sich auf alle Weise von der vollkommenen Gesundheit einer solchen Person zu überzeugen. Da die Erfahrung gelehrt hat, daß die Milch einer Amme allen äussern Kennzeichen z. B. der Farbe, dem Geruche, dem Geschmakke nach sehr gut seyn, und dennoch in dieser süßen, schleimicht-öhlichten Feuchtigkeit, so manches häßliche Gift, das keine Zunge heraus zu schmekken vermag, verstekt und gleichsam eingehüllt liegen kann, so schränkten verständige und sorgsame Eltern die genauere Untersuchung nicht blos auf die Milch ein, sondern wünschten dieselbe auch auf den ganzen übrigen Körper einer Amme auszudehnen. Aber mit welchen Schwierigkeiten hatten da nicht diese Eltern zu kämpfen? Ihre eigne Delikatesse, die Weigerung der Säugammen, die Nothwendigkeit, den schreienden Hunger des Neugebornen so bald als möglich zu befriedigen, und nicht erst lange über die vielleicht einzig vorhandene Amme zu rathschlagen; das Unangenehme einer genauern Körperbesichtigung der Amme, worauf sich einzulassen, nicht jeder Hausarzt immer Lust und Zeit genung hat; der voreilige Schluß von dem blühenden Aussehen der Amme auf die vollkommene Gesundheit ihres Körpers; diese und ähnliche Umstände nöthigten manche Eltern, sich schon damit zu begnügen, wenn nur die Milch der Amme den äussern Merkmalen nach, gut befunden wurde. Was dies aber hie und da für unglükliche Folgen haben mußte und wirklich gehabt, ist leicht einzusehen. Es war daher gewiß schon lange der sehnliche Wunsch so vieler Eltern, endlich einmal einen Weg ausfündig gemacht zu sehen, auf welchem die angeführten Schwierigkeiten gehoben, und ihren Säuglingen die nöthige Sicherheit verschaft werden könnte.

Dieser Wunsch mußte desto lebhafter werden, da sich jezt mehr als jemals auch unter den Dienstmädchen, aus deren Mitte so manche Säugamme genommen werden muß, die schreklichste und zerstörendste aller menschlichen Krankheiten, das venerische Uebel, immer weiter verbreitet.

Die medizinisch-patriotische Gesellschaft hat sich daher entschlossen, ein Säugammen-Institut zu errichten, das gewissenhaft und strenge für gesunde Ammen sorgen soll.

Die Einrichtung dieses Instituts ist folgende: Jede Säugamme, welche durch diese Anstalt untergebracht zu werden wünscht, muß sich zuerst bei der, an diesem Institut angestellten Säugammen-Vermietherin, der Frau Meyern, im Eichhorn am neuen Steinwege, welche überhaupt als Vermietherin einen sehr guten, gegründeten Ruf hat, melden. Sobald diese Frau, nach einer oberflächlichen Untersuchung die Person zum Säugen tauglich findet, so geht, entweder sie selbst, oder Jemand aus ihrer nächsten Verwandschaft, mit der Säugamme zu der beim Institute angestellten Raths-Wehmutter. Diese untersucht und besichtigt nun, nach der ihr von der medizinisch-patriotischen Gesellschaft gegebenen Instruction, den ganzen Körper der Säugamme auf das genaueste und sorgfältigste, wobei es ihr zur strengsten Pflicht gemacht ist, auch nicht die geringste Spur von venerischen Uebeln zu übersehen. Nach angestellter Untersuchung zeigt die Raths-Hebamme in einem eigends dazu gedrukten Gesundheitsscheine an, wie sie den Körper der Säugamme gefunden hat. Diesen Schein überliefert sie der Ammen-Vermietherin, die sich nun damit und mit der Säugamme noch in derselben Viertelstunde zu dem beim Institut angestellten Arzte begiebt. Dieser Arzt hat nun das Geschäft und die Verflichtung, alle die weitern Untersuchungen z. B. in Hinsicht der Beschaffenheit und Tauglichkeit

der Brüste, der Milch rc. sehr sorgfältig anzustellen. Ersieht er aus dem von der Wehemutter ausgestellten Scheine, daß die Säugamme von allen verdächtigen Krankheiten vollkommen frei ist, so stellt er keine weitere Besichtigung an. Macht ihn aber der Schein auf Umstände aufmerksam, die nur durch seine höhere Einsicht entschieden werden können, so ist er verpflichtet, diese oder jene Untersuchung selbst zu wiederholen.

Hat nun der Arzt die Säugamme nicht nur ganz vollkommen gesund, sondern auch ihre Brüste gut geformt, ihre Milch von der nöthigen Menge und Güte erfunden: so ertheilt er derselben ein volles Attestat. Hat er aber die Person zwar vollkommen gesund, ihre Milch aber nicht von der gehörigen Menge und Beschaffenheit gefunden, so ertheilt er derselben ein halbes Attestat, wobei er es der nachherigen Beurtheilung des Hausarztes überläßt, ob die Amme angestellt werden könne oder nicht.

Jede Säugamme, die an einem noch so unbedeutend scheinenden venerischen Uebel leidet; jede, welche lungensüchtig, oder mit einem krätzartigen, flechtenartigen und ähnlichen Ausschlage behaftet ist; die zum Säugen untaugliche Brüste oder ihr Monatliches hat oder schwanger befunden wird; jede Säugamme, deren Kind schlecht genährt oder mit verdächtigen Ausschlägen behaftet ist; jede Amme, deren Kind kurz vorher die Pokken oder Masern oder ähnliche hizzige Ausschlags-Krankheiten gehabt hat; eine jede solche Amme wird geradezu als eine zum Säugen Untaugliche oder Gefährliche abgewiesen, ohne irgend ein Attestat zu erhalten.

Jedes Attestat giebt der Arzt der Säugammen-Vermietherin, der es nun erlaubt ist, zum Unterbringen der Person Gebrauch davon zu machen. Sobald die Amme einen Dienst erhalten hat, so ist die Säugammen-Ver-

miethérin verpflichtet, das Attestat **sogleich** wieder an den Arzt zurük zu liefern. Jedes Attestat ist nur auf **acht** Tage gültig. Nach Verlauf dieser Zeit ist die Säugamme genöthigt, ein neues Attestat durch ein neues Zulassen der Untersuchung zu lösen. Die bei dem Institut angestellten Personen sind in Gegenwart eines Notarius verpflichtet, und der Herr Doctor **Wigand** hat die gütige Verpflichtung auf sich genommen, jederman, dem daran gelegen ist, die nähere Einsicht in das Ganze dieser Anstalt zu gestatten.

Nach den Gesezzen des Instituts darf die Säugammen-Vermietherin für ihre gehabten Bemühungen nicht mehr als 6 mk fordern, von welchen sie selbst 4 mk und die angestellte Hebamme 2 mk erhält. Sollte jemand eine Amme auf eine gewisse Zeit im Voraus bestellen wollen, so zahlt er überdem noch 6 mk, welches Geld die medizinisch-patriotische Gesellschaft zu kleinen Aufmunterungs-Geschenken und Prämien für die Säugammen-Vermietherin oder die Wehemutter, oder für Landhebammen, die dem Institut gute Ammen zuweisen, oder auch für die Ammen selbst benuzzen will. Nur die Vorausbestellungen werden bei dem Vorsteher des Instituts, Herrn Doctor **Wigand** gemacht, sonst wendet man sich an die Ammen-Vermietherin **Meyern**. Am 10ten Junius dieses Jahrs ist das Institut eröfnet.

Hamburg ist in der That diesen uneigennüzzigen, patriotischen Aerzten den wärmsten Dank schuldig. Da Mode, Eitelkeit, oder auch bisweilen wirkliches Bedürfniß die Ammen einmal nothwendig gemacht haben, so ist es wahrhafte Menschen- und Vaterlandsliebe, welcher diese würdigen Männer opfern.

Ein ähnliches Institut haben wir bisher in Hamburg nicht gehabt, ausser, daß die 1796 errichtete **Entbindungs-Anstalt** verschiedene Ammen liefert, bei welchen

die Eltern sicher seyn können. Wenn in diesem lezteren Institut die Gesundheit der Entbundenen es erlaubt, so dürfen sie sich nicht weigern, einen Ammendienst anzunehmen. Ihre Kinder werden alsdann entweder in der Fütterungsanstalt (die nun aber wieder aufgehoben ist, da man sie nicht zwekmäßig und zu kostbar gefunden hat) *) oder sonst irgendwo untergebracht.

Möchte doch Hamburgs Genius es verhängen, daß unsre Damen, die so schön, besonders an Brüsten geformt sind, die erste und heiligste Pflicht des Weibes, die Pflicht warhaft Mutter zu seyn und ihre Kinder selbst zu stillen, endlich einmal wieder ausüben wollten! Die Alten bildeten die Natur als ein majestätisches, schönes Weib mit unzähligen Brüsten. Aber dies Bild ist ekelhaft gegen eine reizende Hausmutter, die ihren Säugling auf dem Schooße hat und ihn mit unaussprechlicher Liebe und Zärtlichkeit aus ihren unbeflekten Brüsten tränkt. Diese ist die würdige Repräsentantin der Natur, das sichtliche lebendige Bild der Liebe, des Wohlwollens, der ewig beglükkenden Gottheit; ja selbst eine Göttin, der man Altäre bauen und das Edelste, was die Erde hervorbringt, opfern sollte.

Th.

VIII.

Eigenheiten der Calamaner,

ein Commentar zu der Beschreibung von Calamana im 1sten Hefte dieses Journals.

Man kennt die große Handelsstadt Calamana, die an der schiffreichen Wularia liegt, schon aus dem 1sten Hefte

*) Man sehe oben die Nachricht von unsern Armenanstalten.

dieses Journals, aber nur zum Theil, denn das Ganze ist so viel umfassend, daß es nicht möglich ist, eine so reichhaltige Materie in einem oder in einigen Aufsäzzen erschöpfen zu können.

In gedachtem Aufsazze sind einige Eigenheiten der Calamaner bemerkt worden, und das ist gut, um die Leser mit dem Karakter eines so guten Völkchens bekannt zu machen, aber es ist nicht genug, um die Herren Calamaner ganz kennen zu lernen, dazu müssen mehr Thatsachen gesammelt werden. Viele Bruchstükke können vielleicht ein Ganzes bilden, können es dahin bringen die Ausländer mit dieser Stadt und ihren Einwohnern näher bekannt zu machen.

Die Stadt selbst hat weder ihres Aeussern noch der innern Merkwürdigkeiten wegen, etwas, das Ausländer reizen könnte hieher zu wallfahrten. Man verstehe mich recht, ich will nicht eben gesagt haben, daß man hier gar nichts antreffe, was für Reisende merkwürdig wäre, aber nur meine ich, können diese Merkwürdigkeiten sich nicht mit denen messen, die in andern vielleicht kleinern Städten angetroffen werden. Dagegen haben die Calamaner so etwas eignes in ihrem Betragen, in Ton und Sitten und in ihrem ganzen Karakter, wodurch sie sich von andern Städtebewohnern unterscheiden, daß es sich der Mühe verlohnt, diese Eigenheiten aufzusuchen.

„Die Calamaner heißt es im 1sten Hefte Seite 115 „besizzen einen Dünkel, eine Rechthaberei, ein ungeschmeidiges Wesen in Ton und Sprache, die den Gebildeten „abschrekken."

Nichts ist, mit einiger Ausnahme, wahrer als diese Karakteristik, sie stimmt mit mehr als tausend Beobachtungen überein, die man sehr oft zu machen Gelegenheit hat, und daher scheint dieser Fingerzeig zur Beurtheilung des Nationalkarakters dieses Völkleins überaus passend zu seyn.

Ich könnte viele Fälle dieser Art anführen, aber sie beweisen wenig gegen diejenigen, die die Calamaner vertheidigen wollen, weil es ungesittete Menschen an allen Orten giebt, und die Vielheit dieser Menschenklasse, die doch eigentlich entscheiden müßte, sehr schwer zu beweisen ist.

Darin liegt eine Eigenheit der Calamaner, daß sie gar nicht schamroth werden, wenn ihnen ihr ungeschmeidiges Wesen mündlich oder schriftlich vorgerükt wird, denn im Gegentheil scheinen sie auf kalamanische Rohheit stolz zu seyn und gerade darin ihre Größe zu suchen.

An andern Orten wollen die Menschen besser scheinen als sie sind, und auch die Ungeschliffenen möchten so gern uns überreden, als wären sie gehörig gebildet; in Calamanien ist das ganz anders. Sie erzählen z. B. einen Streit, den sie gehabt haben, und theilen sich sehr offenherzig die ungeschliffenen Worte mit, deren sie sich bei dieser Gelegenheit bedienten, und zwar mit einem ganz besondern Wohlbehagen, indem sie dabei ausrufen: so tüchtig, so gröblich habe ich ihm Bescheid gesagt.

Man könnte dieses noch ungerügt hingehen lassen, weil es sich blos auf Erziehung und Bildung gründet, und die Sitten einer Nation sich nicht so schnell umwandeln lassen wie man etwa Kleider aus und anzieht; was aber in Calamanien sehr auffallend seyn muß, ist der Nationalstolz von der einen und das Gegentheil von der andern Seite, das sich in vielen ihrer Handlungen zeigt.

Ich will mich deutlicher erklären: es herrscht in Calamanien viele bürgerliche Freiheit, und die Einwohner sind ziemlich stolz darauf. Wir sind freie Bürger, heißt es bei jeder Gelegenheit, wer hat uns wohl etwas zu sagen? Mir gefällt in sehr vieler Hinsicht ein so egoistisches Wesen der Calamanier, weil es Patriotismus erzeigen kann, wenn es nur nicht übertrieben wird; aber was

ich tadle, ist: daß die Menschen ihren Grundsäzzen nicht immer treu bleiben und zuweilen ganz entgegengesezt, folglich widersprechend handeln.

Es heißt allgemein in Calamanien, daß kein andrer Stand als der des Bürgers gelte, von Rang und Titel wollen diese Republikaner, wie billig, gar nichts wissen. Ihre sogenannten Oberhäupter werden aus dem Bürgerstand gewählt und folglich räumen sie diesen weiter keine Vorzüge ein, als die die Oberbefehlshaber Stelle mit sich bringt und die sie ihnen selbst verliehen haben.

Das ist alles sehr gut, aber weniger gut, daß man Beispiele gehabt hat, wo die Calamaner ihren Grundsäzzen bürgerlicher Gleichheit gar nicht treu blieben. Ein solches will ich hier anführen. Eins ihrer Oberhäupter heirathete ohnlängst eine Bürgerwittwe, die Vermögen und einen guten Ruf ihres Karakters hatte, aber sie war keine Weltfrau, nicht nach sogenannten kalamanischen feinem Tone gebildet und nun — wer hätte es wohl glauben sollen — die Calamanier waren darüber so äusserst unzufrieden, daß sie nach ihrer Art über diesen Vorfall satyrisirten, und sich sogar gemeiner Späschen, als Karikatur-Gemählde zu verkaufen ꝛc. erlaubten, um ihrem Oberhaupte das Misvergnügen recht anschaulich zu machen, das man fast allgemein über diese Heirath äusserte. *) Ein solches Benehmen der Calamanier, wenn es gehörig zergliedert wird, bleibt mir unbegreiflich. In allen Gesellschaften, an öffentlichen Orten sowohl als in Privatzirkeln, wurde von nichts weiter als von dieser Heirath gesprochen. Man flüsterte sich Anekdötchen ins Ohr, und äusserte eine Unzufriedenheit über diese Heirath, deren

*) Die Ehre, auf diesen Vorfall ein Karikatur-Gemählde verfertigt zu haben, mögte wohl den Rhadymontiern zukommen.
D. H.

Grund kein anderer als der war, daß ihr Oberhaupt ausser seinem Stande gewählt hatte. Es war dieses nicht einmal der Fall, denn die Frau war ja die Witwe eines calamanischen Bürgers gewesen, wie konnte da wohl eine Mißheirath statt finden? Aber wäre es auch gewesen, ist der Ausdruck Mißheirath in Republiken wohl passend? ich denke nicht, wenn von Bürgern und Bürger-Witwen und Töchtern die Rede ist, die alle einander in Ansehung des Standes gleich sind, weil es überhaupt in einer Republik so wie Calamana, keine Stände giebt, und das Gleichheitssystem hier ohnedies zu Hause seyn sollte.

Es ist mir unbegreiflich, wie selbst Freiheitsschwindler, deren es auch in Calamana, so wie an andern Orten giebt, wie selbst diese sich erlauben konnten, geradezu zu erklären: ihr Oberhaupt hätte bei einer Heirath billig in seinem Stande bleiben sollen, da er als Bürger doch eine Bürgerin geheirathet hatte, denn die Oberhauptsstelle hat ja durchaus keinen Einfluß auf das Bürgerthum, im Gegentheil hat dieses Einfluß auf den Posten eines Oberhauptes, weil zu dieser Wahl kein andrer als ein Bürger fähig ist. —

Daß viele sich satyrischer Späßchen erlaubten, suchten sie dadurch zu entschuldigen, indem sie sagten: ihr Oberhaupt habe nicht nach Neigung, nur nach Vermögen geheirathet, und wer konnte wohl, dem die Sitten der Calamanier bekannt siud, ein solches Vorgeben als ernstlich annehmen? Hier ist es Sitte, die Heirathen nur nach Maasgabe des Vermögens seiner Braut zu schließen, die Interessen der Mitgift zu addiren, Hausstandskosten zu subtrahiren, und wie hoch das Kapital zu nuzzen, zu multipliziren, ehe man das Jawort von sich giebt, und es ist hier weder etwas ungewöhnliches noch etwas unschikliches, wenn die reichen Eltern und Verwandten mit ihren Töchtern und Baasen wie mit einer Waare handeln.

Eben so wie der Eine sagt: ich verkaufe mein Faß Coffee nicht anders als für den und den Preiß, und der Andre antwortet: ich kann nur so und so viel geben, eben so wird oft in Calamanien über die Töchter des Landes gehandelt, geboten, gefordert, wieder gehandelt und endlich abgeschlossen, oder der Weibeskauf geht auch rükgängig.

Man liebt zwar in Calamanien die Weiber wie an andern Orten, aber man liebt doch, auf eine ganz eigne Manier, denn man liebt besonders leidenschaftlich in Ansehung des weiblichen Vermögens. Man hat wohl Beispiele gehabt, daß wohlbeleibte Calamanier in junge Dienstmädchen zärtlich verliebt wurden, ihnen Zimmer mietheten, oder gar nach türkischer Manier ein kleines Serail errichteten, aber so weit ließen sie sich nie hinreissen, nur nach Neigung zu heirathen, *) weil sie nur zu gut wissen, daß man beim Schäferleben leicht mager werden kann, dagegen ein Kasten voll Geld und ein Speicher voll Waare oft fett macht, weil diese Dinge gute Speisekammern und volle Keller erzeugen.

Ohne Geld kein Schweizer, pflegte man ehemals zu sagen, aber die Calamanier sagen gewöhnlich ohne Geld keine Heirath und ich erinnere mich sehr wohl von einer Mißheirath gehört zu haben, wenn ein Reicher zuweilen den Einfall hatte, ein Mädchen ohne Aussteuer zu heirathen, um so unbegreiflicher ist das Benehmen der Calamanier, ihr Oberhaupt tadeln zu wollen, wenn es wahr wäre, daß dieses bei gedachter Heirath auf Geld und Grundstükke seiner Braut einige Rüksicht genommen habe, denn ein solch merkantilisches Verfahren werden die Calamanier doch nicht für Verbrechen auslegen wollen? —

Mißheirath nennen die Republikaner, wenn ein bür-

*) Und doch sind viele ehemalige Dienstmädchen jezt angesehen Bürgerfrauen. D. H.

gerliches Oberhaupt eine Bürgerin heirathet? — Ich glaube kaum, wenn in einer Residenz der fürstliche Hofmarschall ein Kammermädchen geheirathet, daß man von solcher Mißheirath so viel Aufhebens als hier in Calamanien von der Verheirathung eines der Oberhäupter machen würde, und wenn man bedenkt, daß die Calamanier auf ihre bürgerliche Freiheit stolz sind, und mit Recht den Namen Bürger über alle Würden und Titel hinaussezzen, so verdient das Benehmen in diesem Falle eine doppelte Rüge, die ich denen überlasse, die den Freiheitssinn der Calamanier genau kennen und gewiß nicht im Stande seyn werden, so auffallende Widersprüche in Grundsäzzen und Handlungen zu vereinigen.

IX.

Ueber die ehemalige philanthropische Gesellschaft in Hamburg.

(Schluß.)

Die philanthropische Gesellschaft wurde im Monat Februar 1797 in Hamburg gestiftet. Die Zahl ihrer ersten Mitglieder belief sich nur auf sechs; unter ihnen befanden sich zwei Franzosen, zwei Deutsche, ein Schweizer und ein Bataver. Ihre ersten Zusammenkünfte waren der Verfertigung ihrer Statuten gewidmet. Den Statuten wurde eine kurze schmuklose Erklärung über die Absichten und Zwekke der Gesellschaft vorangeschikt. Die Gesellschaft hat öffentlich *) und privatim ihre Absicht im Allge-

*) S. Auszüge aus den Verhandlungen der philanthropischen Gesellschaft zu Hamburg. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften Hamburg 1798 S. 14. Von dieser Zeitschrift ist nur ein einziges Heft erschienen. Aus diesem Hefte hätten sich auch Herr Merkel und Consorten eines bessern belehren können. D. V.

meinen so angegeben: „Der Zeitpunkt scheint gekommen zu seyn, da es Bedürfniß geworden ist, einerseits die wandelbaren Erscheinungen der Erfahrung, und unter ihnen, vorzüglich die öffentlichen Handlungen der Menschen auf bestimmte Grundsäzze zurük zu führen, und zum Andern die Ansprüche der höchsten Vernunft durch faßliche Darstellung zum Eigenthum des ungebildetesten Verstandes zu machen. Ueberlieferung und Alterthum verlieren täglich mehr von ihrer usurpirten Heiligkeit; aber damit ihr Verlust nicht gefährlich werde, muß Etwas an ihre Stelle treten; und was sollte dies seyn, wenn es nicht Wahrheit und Recht ist? Die Philosophie allein ergründet die ewigen unwandelbaren Gesezze, worauf Recht und Wahrheit beruhen, oder vielmehr, welche Recht und Wahrheit sind. Aber die Philosophie, um alle Angriffe des Dogmatismus und alle Zweifelsucht zu entkräften, muß die tiefsinnigsten Untersuchungen anstellen, für welche nur Wenigen Fähigkeit und Muße gegeben ist. Sie muß sich zu einer Höhe empor schwingen, wo sie, über alle einseitigen Systeme des räsonirenden Verstandes erhaben, alle Meinungen in einen Lichtstrahl von Wahrheit vereinigt. Aber auf dieser Höhe angelangt, muß sie wieder zu der Fassungskraft derjenigen sich herablassen, welche ihr bis dahin nicht folgen konnten; sie muß ihnen die Kunde bringen, daß sie nichts Anders daselbst entdekt hat, als was jeder Mensch in seinem Herzen findet, wenn er auf dessen Stimme achtet. Sie muß mit einem Worte, die Wahrheit lehren, welche für Alle die nemliche und das Recht, welches für Alle gleich ist. Dadurch und dadurch allein erfüllt sie ihren Beruf, die Lehrerin und Wohlthäterin des menschlichen Geschlechts zu seyn." —

„Zu einer Zeit, wo die Kenntniß der Wahrheit und die Ausübung des Rechts mehr als jemals nothwendig geworden ist, glaubte die philanthropische Gesellschaft

ihren Beitrag zum allgemeinen Wohl in keiner bessern Form entrichten zu können, als indem sie sich bemüht, als Vorsteherin *) der Wahrheit und des Rechts aufzutreten. Sie glaubt, daß sie vorzüglich dadurch sich nüzlich machen kann, daß sie richtige Begriffe über die Gegenstände verbreitet, welche für den Menschen die wichtigsten sind. Ihre Verhandlungen sind in dieser Rüksicht hauptsächlich der Moral und der Politik gewidmet. Sie hat den Anspruch nicht, das Gebiet des menschlichen Wissens zu erweitern, allein sie hoft, etwas dazu beizutragen, daß Aufklärung allgemeiner werde. Der Gelehrte trete nicht hinzu, um sich zu belehren; aber derjenige, welchem seine Lage, oder sein bürgerlicher Beruf den Zutritt zu den Quellen der Wissenschaften verwehrt, komme, um ein Wort der Wahrheit, schmuklos vorgetragen, über die theuersten Angelegenheiten des Herzens und der Vernunft, ein bescheidenes und verständiges Urtheil über die großen Erscheinungen der Zeit und den wechselnden Zustand der Menschheit zu vernehmen. Vollkommene Ausarbeitungen erwarte er nicht; aber wenn Wahrheit und Recht ihm über alles theuer und heilig sind, so empfange er das Versprechen, daß er nie ganz unbefriedigt davon gehen wird."

So wurde, so ist die Absicht der Gesellschaft im Allgemeinen angegeben. Näher bestimmt war der Zwek der philanthropischen Gesellschaft: „Wechselseitige Bildung und Mittheilung der Mitglieder, Uebungen in dem Felde der Politik und Moral, Vorlesungen über Gegenstände dieser

*) Der Ausdruk Vorsteherin scheint sehr stolz zu seyn. Allein er ist nichts weniger als dies. Man muß sich nur erinnern, daß hier ein Mann spricht, der sich unendlich mehr mit der französischen Litteratur beschäftigt hat, als mit der deutschen, der als ein National-Franzose angesehen werden kann, und der mit diesem Ausdruk nichts anders sagen wollte als: Sprecherin. D. V.

Wissenschaften; wechselseitige Unterhaltungen und Mittheilungen über wichtige und unerwartete politische Vorfälle; Mittheilungen wechselseitiger Correspondenz, insofern sie die Begebenheiten der Zeit betraf; Anzeige und Mittheilung edler und menschenfreundlicher Handlungen; freundschaftliche Debatten über Gegenstände, besonders der alten Geschichte ꝛc.; Handlungen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe ꝛc. ꝛc." Ich fordre hier Jeden kühnlich auf, einen andern, oder wohl gar unerlaubten, revolutionären und jacobinischen Zwek der Gesellschaft anzugeben und evident zu beweisen.

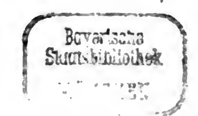
Das will man doch wohl nicht als revolutionär und jakobinisch ansehen, daß die Mitglieder der Gesellschaft sich Bürger nannten? Bürger, Staatsbürger war bis jezt noch immer der höchste moralische Titel, welchen ein Mensch haben konnte, und kein edler Mann vom höhern oder niedrigern Adel hat sich dessen jemals geschämt. Die Franzosen und Batavер, welche Mitglieder dieser Gesellschaft waren, mußten sich ohnedem gesezlich Bürger nennen und die Hamburger, wie sollten die sich anders nennen als Bürger, da in Hamburg kein Staatsbürger existiren kann, ohne wirklich Bürger zu seyn, und da in Hamburg nur ein einziger Stand, nemlich der Bürgerstand existirt? Ohnedem sind von jeher alle Gesellschaften dieser Art auf Gleichheit gegründet gewesen. Da wird keine Durchlaucht, keine Excellenz, keine Hochwohlgeborne Gnaden, kein Wohlgeborner, kein Hochedelgeb., kein — was weiß ichs, wie viel geborne es giebt, und ob vielleicht nicht ungeboren der höchste Titel seyn könnte, — in den Versammlungssaal gebracht. Alle Mitglieder haben den Grundsaz der Freiheit und Gleichheit adoptirt, und so wie die Freimaurer sich Brüder nennen, so nannten die Philanthropen sich Bürger; das eine ist mit dem andern gleich bedeutend. Die Philanthropen sündigten auch

keineswegen wider die Gesezze des Staats, in welchem sie lebten, durch die Benennung Bürger. Die ausübende Gewalt dieses Staats weigerte sich einst von einer ansehnlichen Macht eine öffentliche Akte anzunehmen, weil die Einwohner des Staats Unterthanen darin genannt wurden und diese doch wirklich Bürger sind.

Das zweite Frankogallische, was die philantropische Gesellschaft in ihrer äußerlichen Form hatte, war die Nachbildung der französischen Repräsentantenversammlungen. Sie hatte einen Präsidenten und sprach von der Tagesordnung. Wenn dies aber ein Verbrechen seyn soll: so begieng der hiesige Schauspieldirektor Schröder ein weit größeres, weil er das Theaterregiment fünf Direktoren übergab, und seine Theaterrepublik also der französischen Republik völlig gleich stellte; so sind jezt alle deutsche Schriftsteller des Hochverraths schuldig, weil sie von Tagesordnung sprechen. Doch es ist entsezliche Mikrologie, sich mit solchen Anschuldigungen und deren Widerlegung beschäftigen zu müssen. Wir wollen lieber den Erfolg der Geschichte der philantropischen Gesellschaft hören.

Wie die Statuten vollendet waren, ernannte die Gesellschaft eine Deputation von zwei ihrer Mitglieder, um derjenigen Magistratsperson, welcher die oberste Aufsicht über die Polizei anvertrauet ist, Nachricht von ihrer Existenz und Entstehung zu geben, ihre Statuten mitzutheilen und um den Schuz der Regierung zu bitten. Der Prätor nahm die Abgeordneten so auf, wie es das gesezmäßige Verfahren und die löblichen Zwekke der Gesellschaft verdienten und versprach ihnen den Schuz der Regierung, so wie ihn jede gesezliche und nicht tadelhafte Verbindung in Hamburg überhaupt erhält.

Die Gesellschaft hielt nun ihre Sizzungen in einem dazu gemietheten Saale und zwar öffentlich, d. h. ein



Jeder wurde zu denselben zugelassen, dessen humane und philanthropische Denkungsart zwei Mitgliedern hinlänglich bekannt war. Der Donnerstag jeder Woche wurde zu ihren Zusammenkünften bestimmt. Aufsäzze über moralische und politische Gegenstände, Debatten, Mittheilungen wichtiger Ereignisse, Vorschläge zur Beförderung gemeinnüzziger Zwekke, wechselten in diesen Versammlungen ab. Jeder suchte nach seinen Kräften der Gesellschaft nüzlich zu werden, oder den Mitgliedern eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen; Selbstbelehrung war einer der vorzüglichsten Zwekke der Gesellschaft. Anspruchlos suchte sie ihre Zwekke zu verfolgen.

Es war aber nicht das Schiksal der Gesellschaft, so unbekannt zu bleiben, wie sie es gewünscht hatte. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, ihr eine Celebrität zu verschaffen, die ihren Wünschen gar nicht gemäs war. Durchreisende Fremde von allen Nationen fanden eine günstige Aufnahme in derselben; sie machten die Existenz der Gesellschaft im Auslande bekannt; ihr Name wurde in fernen Gegenden gehört. Jezt konnte sie ihren Weg nicht mehr unbemerkt fortgehen. Neugier, Eifersucht, Furcht, Haß und Verläumdung wurden rege, und im kurzen mußte die Gesellschaft um ihre Existenz kämpfen; die Gesellschaft selbst drükt sich darüber so aus: *)

„Die philanthropische Gesellschaft, welche seit funfzehn Monaten in Hamburg besteht, ist während dieses Zeitraums beinahe unaufhörlich das Ziel des Angrifs verschiedener Klassen von Menschen gewesen. Die Einen von Vorurtheil und Eigennuz angetrieben, dem Geist der Zeit entgegen zu arbeiten, und überall Propaganden witternd, glaubten ihr keinen wirksamern Stoß beibringen zu können, als indem sie ihr die Benennung eines Ja-

*) In angeführter Schrift S. 3. 2c.

kobiner-Klubs beilegten. — Die Andern, unfähig, aus Bequemlichkeit oder Beschränktheit, über den Kreis ihrer besondern Verhältnisse hinaus zu schreiten, glaubten, die Gesellschaft sey schon dadurch gefährlich, daß sie für gefährlich gehalten würde, und waren der Meinung, jede Anstalt sey in diesen ahndungsvollen, zukunftschwangern Zeiten schädlich, wodurch auch nur von ferne der Gedanke an gewaltsame Erschütterungen herbeigeführ werden könne. — Eine dritte Klasse endlich erhob sich wider die philanthropische Gesellschaft und glaubte mit einem verachtenden Seitenblik auf sie herab sehen zu müssen — und scherzte über die, welche ihr den geringsten Grad von Wichtigkeit beimaßen."

„Es gab einen Zeitpunkt, als es der Verläumdung gelang, ihre schwarzen Absichten zur Hälfte zu erreichen. Sie hatte sich einen Weg zu den Ohren einiger Männer gebahnt, deren besondre Meinung durch die Stelle, die sie bekleiden, ein Gewicht erhält, das unter gewissen Umständen der Unfehlbarkeit gleich kommt. Da wurde das Gerücht allgemein, die philanthropische Gesellschaft sey ein Zweig der revolutionären Propaganda und gienge mit nichts Geringerem um, als die Stüzzen der bürgerlichen Ordnung zu untergraben, und auf den Trümmern von Thronen Freiheitsbäume zu errichten. Einige Artikel in auswärtigen Zeitungen — vielleicht von Uebelgesinnten eingesandt — gaben diesem Gerüchte Leben und einen Grad von Wahrscheinlichkeit. *) Es kam dahin, daß selbst Männer, welche sonst gewohnt sind, durch höhere Einsicht

*) Welche Absurditäten zuweilen auch die schäzbarsten Blätter aus Uebereilung oder Hang, dem Publikum eine Fete auf Kosten eines Dritten zu geben, aufnehmen, davon ist ein Beweis, daß die allgemeine Zeitung einmal anführte: die philanthropische Gesellschaft sey bei Zuchthausstrafe verboten."

D. V.

und schärfere Urtheilskraft sich von der Menge zu unterscheiden, mit ihr übereinstimmend, den allgemeinen Wahn theilten. Nun war die Gesellschaft als eine gefährliche, ordnungs- und gesezwidrige Verbindung verschrieen, und zu ihrer Auflösung beitragen, hieß ein verdienstliches Werk. Der Bannstrahl der öffentlichen Meinung wurde auf jedes ihrer Mitglieder geschleudert, und sogar die besondre Ruhe und Sicherheit angegriffen, wo es geschehen konnte. *) Diesem Zusammenwirken ungünstiger Umstände glaubten einige Glieder der Gesellschaft, (es waren sehr wakre, menschenfreundliche und patriotische Hamburger, nicht Halbknaben, wie der humane Herr Merkel sie nennt, **) nicht widerstehen zu können und trennten sich von ihr. — Die Wahrheit versank nicht in dem Sturme; aber noch war die Verfolgung nicht erschöpft. Der Ausdruk der humansten Gesinnungen — in einer vor der Gesellschaft gehaltenen Rede, ***) zog dem Redner von Seiten einer obrigkeitlichen Person einen harten Verweis, und sogar, da derselbe zufällig zu einer Klasse gehört, welche in Hamburg — nur geduldet wird, die Drohung zu, bei Wie-

*) Die philanthropische Gesellschaft stand damals in sehr großer Gefahr von einer guten aber nichts weniger als französisch gesinnten Bürgerklasse insultirt zu werden; desto lächerlicher ist daher der Vorwurf, den man ihr hat machen wollen, daß sie auf die Hamburger revolutionär zu wirken versucht habe.
D. V.

**) Auch trennten sie sich nicht deswegen von der Gesellschaft, weil sie irgend etwas Gefährliches darin zu entdekken glaubten, sondern, weil sie der (hier gewiß unrichtigen) Meinung ihrer Mitbürger mit ihrem Lieblingsvergnügen ein patriotisches Opfer bingen wollten. D. V

***) Wenn ich nicht irre war sie über den bürgerlichen Zustand der Juden. Es war zu eben der Zeit, wie der Gastwirth Heus zu Eimsbüttel sich erkühnte, den Juden öffentlich den Zutritt zu seinem Gasthoff zu untersagen. D. V.

derholung des Verbrechens *) aus der Stadt verwiesen zu werden. Dieses Mitglied fand ebenfalls in seiner besondern Lage mächtige Bewegungsgründe, nachzugeben. Mit dem vollen Gefühl der niedergedrükten Unschuld riß es sich von der Gesellschaft los, als diese eben im Begriff war, als Vertheidigerin seiner und ihrer verlezten Rechte aufzutreten, und erbat ein Stillschweigen, das es für wünschenswerth hielt."

„Einige französische Zeitungen, klagt ein Mitglied der philanthropischen Gesellschaft **) — gewohnt, wie viele unsrer deutschen Zeitschriften, ohne Kritik Alles aufzunehmen, was man ihnen zuzuschikken für gut findet — haben der philanthropischen Gesellschaft Plane zugeschrieben, wovon sie erst durch dieselben unterrichtet wurde. Sie haben ihr zugleich eine Wichtigkeit beigemessen, von welcher die Bürger der Stadt, worin sie existirt, nie etwas verspürten."

Französischen, englischen und selbst deutschen Zeitungsschreibern kann man solche Unwahrheiten allenfalls verzeihen. Sie haschen zu sehr nach Neuigkeiten, und wenn eine Nachricht nur etwas Auffallendes hat: so lassen sie dieselbe drukken, ohne sich um ihre Wahrscheinlichkeit zu bekümmern und ohne zu überlegen, ob sie dadurch den ehrlichen Namen irgend eines Menschen morden oder nicht. Aber, daß deutsche Journalisten, wie z. B. die Herren von Hennings und von Archenholz, wovon der leztere in Hamburg selbst und der erstere nicht weit davon lebt, die eine liberale Denkungsart wenigstens affektiren, so ohne alle Ueberzeugung und Schonung Unwahrheiten von der philanthropischen Gesellschaft in die

*) Nemlich für die Menschheit zu sprechen. D. V.

**) Siehe „Journal der neuesten Weltbegebenheiten. Zweites Stük May 1798."

Welt hineinschrieben, das ist ihnen als deutschen Männern unverzeihlich.

In dem Journale: „Der Genius der Zeit Mai 1798" findet man S. 69. folgende Stelle: „Jeder, der in dem, was gesezliche Ordnung betrift, einige Erfahrung hat, wird sich sehr bald überzeugen, daß sie mit politischen Klubbs unverträglich ist, die nur dazu dienen, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen, nicht aber eine eingeführte zu sichern. Das fühlt das Direktorium, und doch haben wir erst neulich in Hamburg einen Klubb eröfnet gesehen, obgleich sich daselbst durchaus kein patriotischer Endzwek dabei gedenken läßt, und er allen und jeden, die sich nicht zu politischen Schreiern bilden wollen, die größte Langeweile verursachen muß." — Welche schielende Nachricht! welche ungerechte Anklage, ohne auch nur den allergeringsten Beweis beizubringen, daß die philanthropische Gesellschaft ein politischer Klubb war oder seyn sollte! In Hamburg selbst hat man diese Gesellschaft nie einen politischen Klubb genannt, obgleich dieser Ausdruk ausserordentlich vieldeutig ist, und ein politischer Klubb recht gut existiren kann, ohne der Ruhe des Staats gefährlich zu seyn. Jede Zeitungsgesellschaft ist ein politischer Klubb. Ein Mitglied der philanthropischen Gesellschaft hat diese Stelle im „Journal der neuesten Weltbegebenheiten" *) beantwortet.

Es ist bekannt, daß ein Ausschuß des brittischen Parlements, ich weiß jezt nicht genau in welchem Jahre und mit welchen Worten, einen Bericht über die geheimen Gesellschaften in Großbritannien und Irland abstattete, in derselben auch der philanthropischen Gesellschaft in Hamburg gedachte, und eine gefährliche Verbindung derselben mit den geheimen verdächtigen Gesellschaften in

*) Im oben angeführten Stük. D. V.

Großbritannien behauptete. Dieser Parlementsausschuß hatte in Rükſicht der philanthropischen Gesellschaft sehr unrichtige Nachrichten erhalten, deren Quellen man aber leicht vermuthen kann. Barrüel und seines Gleichen waren die Leute, welche das Urtheil dieser Parlementsglieder leiteten. In einer Sizzung des brittischen Oberhauses am 20sten Junius 1799 sagte der Herzog von Athol: *) „die den Freimaurern in einer neuerlichen Schrift (Abt Barüel über den Jakobinismus) gemachten Beschuldigungen, so sehr sie auch durch das Verhalten der Logen auf dem vesten Lande gerechtfertigt werden, treffen doch die in Großbritannien nicht. Ich habe die Ehre Großmeister der Logen von der alten Anstalt zu seyn, und bin stolz darauf; denn ich kenne keine friedlichere und treuere Menschenklasse. Alle Berathschlagungen über Religion und Politik sind nach unsern Gesezzen ausgeschlossen, und unser Hauptzwek ist Menschenliebe und Wohlthun." In derselben Sizzung sagte der Bischof von Rochester: „Unter der Dekke der Maurerei ist viel Unglük auf dem vesten Lande geschehen, und in Deutschland besonders ist die Lehre der Anarchie und Revolution auf die Maurerei gepfropft worden, wie aus dem angeführten berühmten Buche erhellet." Beide edle Pairs stüzten sich auf Barrüel, der seine Pasquille auf den Freimaurer-Orden, besonders in Rükſicht Deutschlands dem berüchtigten Aloysius Hoffmann und Consorten nachschrieb, welche die öffentliche Meinung längst gesichtet und verworfen hat, und deren sich ihre eigne Parthei selbst schämt. Doch ich will hier keine Apologie des ehrwürdigen Freimaurer-Ordens schreiben, sondern durch obiges nur beweisen, wie wenig man sich auf die Urtheile der Engländer über die

*) S. den Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten vom Jahr 1799 Nro. 103. Beilage.

Angelegenheiten des vesten Landes verlassen kann, besonders wenn sie einem Barrüel nachsprechen.

Ueber den gedachten Bericht des brittischen Parlements-Ausschusses hat der Herr von Archenholz im Dezemberstük der Minerva von 1799 Bemerkungen gemacht, und darin auch Verschiedenes über die philanthropische Gesellschaft gesagt. Ein Mitglied derselben hat darüber Bemerkungen gemacht, *) welche ich hier anführen will, weil sie die Geschichte dieser Gesellschaft erläutern. „Der Herr von Archenholz sagt: Leonhard Bourdon sey einer der Stifter jener Gesellschaft gewesen und habe sie geleitet. Diese Angabe ist durchaus falsch. Die philanthropische Societät bestand ein ganzes Jahr vor der Ankunft L. Bourdons in Hamburg. Lezterer hielt sich (im Jahr 1798) mehrere Monate in dieser Stadt auf; während dieser Zeit hielt die Gesellschaft wöchentlich ihre Versammlung, und Leonhard Bourdon war nur zwei, höchstens dreimal bei ihren Sizzungen gegenwärtig. (War also nie Präsident dieser Gesellschaft, wie Herr Merkel behauptet.) Dagegen weiß ganz Hamburg, außer dem Herrn von Archenholz, daß Leonhard Bourdon die Absicht hatte, hier einen französischen Leseklubb zu errichten, welcher den Namen Reunion des Français führen und allen Franzosen zum Versammlungsorte dienen sollte. Die in Hamburg anwesenden Franzosen (versteht sich die Republikaner) hatten sich auch schon mehreremale versammelt, und einige Protokolle ihrer Versammlungen drukken lassen, als dieses Institut sich trennte. Mit der philanthropischen Societät, die lange vor und lange nach ihm bestand, hat es nie etwas gemein gehabt. Bei seiner Errichtung glaubten einige Mitglieder von jener, daß es gut

*) S. „Journal der neuesten Weltbegebenheiten Januar 1802 2tes Stük."

wäre, die beiden Institute zu vereinigen; als aber ein Mitglied in einer ausführlichen Rede bewies, daß die beiden Gesellschaften in ihren Zwekken völlig verschieden seyen, so wurde jener Vorschlag einmüthig verworfen." Leonhard Bourdon hat also nie Einfluß auf die philanthropische Gesellschaft gehabt.

„Was die Verhältnisse der beiden französischen Gesandten, Reinhard und Roberjot, zu der philanthropischen Gesellschaft betrift, so ist Herr von Archenholz darüber wiederum unrecht berichtet. Der Bürger Reinhard kannte die Gesellschaft und ihre Zwekke, so wie das ganze Publikum sie kennen konnte. Seine Regierung hat er nie von einem Institute unterhalten, das ihre Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehen durfte; aber als Privatperson, als uneigennüzziger Freund der Wahrheit, gab er der Gesellschaft seinen Beifall, und ihr Archiv kann mehrere Beweise der Achtung dieses vortreflichen, von den Freunden und Gegnern der Republik gleich geschäzten, Mannes aufweisen."

„Der Bürger Roberjot hielt sich nur eine kurze Zeit in Hamburg auf, und hat nicht in der geringsten Verbindung mit der Gesellschaft gestanden, aber, daß er von derselben eine gute Meinung hegte, weiß man, und ein so rechtschaffener, menschenfreundlicher Mann, konnte lobenswerthen Absichten seine Billigung nicht versagen. Zu der Errichtung des oben erwähnten französischen Klubbs wirkte er nicht mit, und weil er ihm fremd blieb, war jener Klubb bald aufgelößt." *)

*) Man sagt, diese Berichtigungen wären dem Herrn von Archenholz für die Minerva von einem Mitgliede der Gesellschaft, mit welchem er im freundschaftlichen Umgange stand, mitgetheilt; er sey aber nicht so human gewesen, sie dem Publikum mitzutheilen. Es ist in der That eine Ungerechtigkeit, wenn man falsche Nachrichten nicht berichtigen will. D. V.

Die Zahl der Mitglieder vermehrte sich seit ihrer Entstehung nur langsam. Einige Monate nach ihrer Stiftung zählte sie nicht mehr als zwanzig Mitglieder, und von diesen giengen bald alle Hamburger ab, weil sie mit Recht glaubten, dieses Opfer dem Staate schuldig zu seyn, welcher wegen dieser an sich unschuldigen Gesellschaft von allen Orten her behelliget wurde. Und so wenigen Menschen, von so verschiedenen politischen Prinzipien, konnte man die Absicht zutrauen, nicht allein Deutschland, sondern ganz Europa revolutioniren zu wollen?

Im Monat Dezember 1797 wurde die erste Sizzung in deutscher Sprache und zwar in Gegenwart vieler Zuhörer gehalten. Von nun an sollte alle Monate eine ähnliche Sizzung statt finden; dies geschah drei Monate hinter einander. Als aber gerade damals die Gesellschaft am heftigsten verfolgt wurde, glaubte sie der Klugheit das Opfer bringen zu müssen, die deutschen Versammlungen auf einige Zeit einzustellen. Nachher wurden sie wieder gehalten.

Um einem ihrer Hauptzwekke, wohl zu thun und nüzlich zu werden, sich zu nähern, war die Gesellschaft auf die Errichtung einer Freischule bedacht. Wer mit dem hamburgischen Schulwesen nur einigermaßen bekannt ist, der wird gestehen müssen, daß die Errichtung einer vernünftigen Schulanstalt durchaus nichts Ueberflüssiges ist, und daß die philanthropische Gesellschaft kein edleres Mittel ergreifen konnte, den Zwek der Wohlthätigkeit zu erreichen. Dennoch wurde diese Absicht hie und da aufs schwärzeste verläumdet; diese Anstalt sollte, hieß es, die wahre Pflanzschule der künftigen Jakobiner und Staatszerrütter seyn; hier wolle man den Geist der Anarchie und Sittenlosigkeit predigen. Ich kann aber mit der größten Zuverläßigkeit behaupten, daß die Anstalt auf die Principien der echten Aufklärung, nach welchen gute

Menschen gebildet werden sollen, und nicht auf Afteraufklärung, nach welcher Räsonnörs und Schreier gezogen werden, gegründet werden sollte. Mir, dem Verfasser dieser Nachricht, erzeigte die Kommission der Gesellschaft die Ehre, meine Gedanken über diese Anstalt zu verlangen. Doch, das will nicht viel sagen. Allein sie zog andre geschikte Männer zu Rathe, die nichts weniger als dem Jakobinismus und der Anarchie hold, sondern warme Freunde der bestehenden Ordnung in ihrem Vaterlande sind. In dieser Schule sollten 20 bis 24 Knaben im Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, der Erdkunde, der vaterländischen Geschichte rc. vernünftig und zwekmäßig unterrichtet werden. Daß sie nicht zu Stande gekommen sey, ist leicht vorauszusezzen.

Die philanthropische Gesellschaft stand weder mit einer Faction in Frankreich noch mit der französischen Regierung in Verbindung. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß sie einmal der französischen Regierung ein patriotisches Geschenk gemacht hat, welches Faktum ich aber gar sehr bezweifle. Aber, wenn es auch erwiesen wäre, was könnte man daraus zum Nachtheil der Gesellschaft schließen? Sie bestand aus französischen oder mit den Franzosen verbundenen Republikanern. Vom patriotischen Eifer beseelt, opfern sie ihr Scherflein auf dem Altare des Vaterlandes. Wer will und vermag dies zu tadeln? Haben] die patriotischen Engländer dies nicht allenthalben auch gethan? Wird es nicht jeder aufrichtige Freund seines Vaterlandes allenthalben thun? Ja, sagt man, mit den Unterthanen oder Bürgern eines längst geordneten, längst anerkannten Staats ist es ein anders, aber mit den Franzosen, gegen deren Staatsverfassung damals die ganze Welt protestirte. — Um Vergebung, meine Herren! Preußen hatte bereits in dem Baseler Frieden, und Oesterreich in dem Frieden von Campo Formio die franzö-

sische Republik anerkannt. Mit dem deutschen Reiche bestand ein Waffenstillstand, und Hamburg war mit Frankreich in gutem Vernehmen, d. h. in einer solchen Beziehung, worin es mit allen Nationen zu stehen wünschen und sich anstrengen muß. Es ist hier durchaus nicht die Rede von Begünstigungen. Wer will es nun französischen Bürgern zum Verbrechen anrechnen, daß sie ihrem Vaterlande die erste und heiligste Pflicht der kindlichen Liebe entrichteten? Und — es soll nun einmal ein Verbrechen seyn — durch welche Mittel hätte der Hamburgische Senat es hintertreiben oder ahnden können? Nur schwarze, verläumderische Seelen konnten ein Faktum verstellen oder erdichten, um eine Stadt, deren Gastfreundschaft sie ihre Existenz zu verdanken hatten, zu verläumden und in tausend Verlegenheiten zu verwikkeln.

Der einzige Akt, welcher beurkundet ist, wodurch die Gesellschaft eine Anhänglichkeit an Frankreichs Schiksale bewies, ist ein Schreiben derselben an Sieyes, als er meuchelmörderischer Weise angefallen war, und worin sie ihm Glück wünschte, der Gefahr entflohen zu seyn. Aber, welcher Mensch, der ein Herz im Busen trägt, er sey übrigens einer politischen Meinung zugethan welcher er wolle, würde sich nicht betrübt haben, wenn Sieyes den Streichen von Meuchelmördern unterlegen hätte? Der biedere Mann bekämpft seinen Gegner in offener Fehde und, wenn er ihn dann moralisch oder physisch werfen kann, so ist es loyal und rechtmäßig. War es nun Franzosen, republikanischen Franzosen zu verdenken, daß sie ihre Freude über die Rettung eines Mannes zu erkennen gaben, dem wir vielleicht die Beruhigung von Europa zu verdanken haben? Alles, was von einem ausgezeichneten Manne kommt, ist merkwürdig, und deswegen will ich Sieyes Antwort und die Uebersezzung derselben meinen Lesern hersezzen.

Je ne suis pas assez orgueilleux, pour m'appliquer les choses beaucoup trop Flatteuses, que vous avez bien voulu m'adressesser à l'occasion de mon assassinat. Mais je ne suis pas assez étranger aux doux sentiments du coeur, pour rester insensible aux touchantes et precieuses marques d'intérêt, que j'ai l'honneur de recevoir d'une société aussi estimable que la vôtre. Recevez l'hommage, que je vous dois de ma reconnoissance; elle est bien sincere, bien vive, et croyez, qu'en traçant ces mots, je suis pénetré j'usqu'à l'attendrissement.

Si j'avais a former un voeu, ce serait qu'une consolante communication de sentimens entre les vrais philanthropes de tous les pays, pût ainsi adoucir quelquefois les degouts amers, dont on abreuve souvent dans leur patrie ceux, que les circonstances ont mis à portée de realiser quelque bien en faveur de l'humanité. Je suis sûr du moins, que ce voeu inspiré par votre lettre, vous prouvera l'effet, qu'elle a fait sur moi, et tout le prix, que j'y attache.

Agréez, Citoyens, le salut fraternel d'un homme, qui a veçu, a souffert, et est prêt a mourir, s'il le faut, pour la cause de la liberté.

Paris, le 26. Prairial, 5.

S. Sieyes.

„Ich bin nicht stolz genug, um die äußerst schmeichelhaften Ausdrükke auf mich anzuwenden, welche Sie bei Gelegenheit des meuchelmörderischen Angriffs auf mich mir zu erkennen gegeben haben. Aber ich bin auch nicht so fremd mit den süßen Empfindungen des Herzens, um bei den rührenden und schäzbaren Beweisen der Theilnahme unempfindlich zu bleiben, womit ich von einer Gesellschaft beehrt werde, welche so achtungswerth ist, als die Ihrige. Empfangen Sie daher die Huldigung, welche meine Dankbarkeit Ihnen schuldig ist. Sie ist ganz auf-

richtig und herzlich, und glauben Sie mir, indem ich diese Zeilen niederschreibe, bin ich bis zu Thränen gerührt."

„Wenn ich je einen Wunsch realisiren könnte, so würde es derjenige seyn, daß eine herzliche und gegenseitige Mittheilung unter den wahren Menschenfreunden (Philanthropen) aller Staaten die bittern Stunden verscheuchen möchte, welche die Umstände denjenigen in ihrem Vaterlande bisweilen bereiten, welche sich berufen fühlen, Etwas zum Glük der Menschheit beizutragen. Davon bin ich wenigstens fest überzeugt, daß dieser Wunsch durch Ihr Schreiben mir eingehaucht, Ihnen beweisen wird, was für eine Wirkung es auf mich gemacht hat, und das wäre denn Alles, was ich beabsichtige."

„Empfangen Sie, Bürger! den Bruderkuß von einem Manne, welcher für die Freiheit gelebt und gelitten hat, und welcher bereit ist für sie, wenn es seyn muß, zu sterben."

Daß die Hamburgische verehrungswürdige Obrigkeit das Ende dieser Verbindung äußerst gern sehen mußte, weil von allen Orten her Klagen darüber einliefen, und viele mächtige Regenten Inquisitionen darüber verlangten, ist sehr natürlich. Gesezlich konnte sie dieselbe nicht gut verbieten, weil sie nichts wider Gott und den Kaiser *) beabsichtigte, weil in unserm Staate kein Gesez existirt, welches eine Gesellschaft verbietet, deren Zwekke offenbar und klar vor Augen liegen, und die es sich zur heiligsten Pflicht machte, immer öffentlich zu handeln. Ob nun der Wunsch des Senats, oder der Umstand, daß die mehresten und thätigsten Mitglieder Hamburg verließen, das mehrste zur Auflösung der Gesellschaft beigetragen hat,

*) Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte was Gottes ist. Matth. 22.

weiß ich nicht. Genug sie hielt gegen das Ende des Jahrs 1798 eine Versammlung, in welcher sie sich auflösete; ihr Archiv dadurch vernichtete, daß sie Jedem, der aufzufinden war, das Seinige daraus zustellte, das Uebrige vernichtete und den Beschluß abfaßte, sich nie wieder zu versammeln.

Diese simple Darstellung wird meine Leser hinlänglich überzeugt haben, daß diese Gesellschaft keinesweges gefährlich und der Aufmerksamkeit der Großen gar nicht würdig war. Und, gesezt nun, sie hätte gefährliche Absichten gehabt, wie kann man deswegen unsern Senat und unsre gute Stadt beschuldigen? Wiederhohlte Mandate und Aufforderungen hätten jeden Freund der Wahrheit, der Ordnung und der Ruhe bewegen müssen, alsdann entweder die Gesellschaft in corpore oder einzelne Mitglieder derselben zu denunciiren. Aber, es waren auch keine Freunde der Wahrheit, der Ordnung und der Ruhe, welche diese Verbindung und die Stadt, worin sie existirte, anschwärzten. Es waren elende Verläumder, welche das Tageslicht scheueten und es sicherer hielten, ihren Gift im Verborgenen auszuspeien, als öffentlich aufzutreten und zu sagen: Hier sind Bösewichter. Denn das hätten sie beweisen müssen, und dieses konnten sie in Ewigkeit nicht. Deutsche Männer! — doch es waren ja keine deutsche Männer, welche ein solches elendes Gewebe von Lügen ausbrüteten — es waren strafbare Verlezzer der heiligen Gastfreundschaft, die ihrem Richter nicht entfliehen werden. O Jupiter Xänios, du wirst sie finden! *)

*) Zum Theil hat er sie schon gefunden, obgleich obiger Wunsch so ernstlich nicht gemeint war. Den Uebrigen verzeihe der gütige Jupiter! D. V.

X.

Deutsches Theater in Hamburg.

Am dritten Juny ließ sich ein Meteor an unserm theatralischen Horizonte sehen, welches aber das Schiksal mehrerer seines Gleichen hatte und sehr bald wieder verschwand. — Es ward nemlich (um vom Himmel zurück auf die Erde zu kommen) an diesem Tage ein neues vom Schauspieler Herrn Koch verfertigtes Lustspiel, Bruder Augustin in vier Akten, zum erstenmale auf der hiesigen Bühne gegeben. Der Verfasser hat wahrscheinlich der niedern Classe von Hamburgs Theaterwelt ein Fastnachtsstük auftischen wollen, oder sich einen falschen Begriff von dem Geschmakke der bessern gemacht. Das Sujet ist theils eine Nachahmung von Beaumarchais Barbier von Sevilla, und theils aus dem bekannten Volksliede vulgo Gassenhauer: Ei du mein lieber Augustin u. s. w. genommen. Mit dem ersten Akte, der einige gute Einfälle enthält, erlischt das Feuer des Verfassers ganz, und geht nun in Platheiten und Gemeinpläzzen aller Art über, die er vermuthlich für Wiz gehalten und geglaubt hat, ein Stük in Kozebuescher Manier zu liefern. Mit dem besten Willen ist aber oft nichts gethan, wenn die (Geistes) Kraft fehlt; so scheint es dem Verfasser auch zu gehen. Nirgends stößt man auf Verwikkelung, es ist darin ein Handeln, Wandeln und Zusammentreffen, das dem Zuschauer auch nicht die mindeste Erwartung für die Zukunft übrig läßt; alles wird auf der Stelle entwikkelt, kein Charakter der handelnden Personen ist richtig gehalten, selbst nicht einmal der Präsident, der den Schlus (weil das Stük keiner Entwikkelung bedarf) einleitet; doch hat dieser die hohe Gabe, daß er die widersinnigsten

Dinge, die eben so uninterressant als langweilig sind, mit ein paar Worten ins Gleichgewicht zu bringen weis. Die ganze Feinheit des Stüks läuft übrigens darauf hinaus, daß der Wucherer Augustin, seine Mündel, die er nebst ihrem Vermögen zu heirathen gedachte, einem andern, jungen und begünstigten Liebhaber überlassen muß; hierauf wird der Zuschauer, wenn er etwa die wizzige Pointe (die man freilich vor kurzem noch von jedem Gassenjungen absingen hören konnte) nicht merken sollte, zum Beschlusse sehr fühlbar mit der Nase gestoßen, indem der Hausknecht des Wucherers, das bis zum Ekel bekannte: Ei du mein lieber Augustin u. s. w. herplärrt, womit denn zur Freude des Publikums der Vorhang fällt. Dieses soi-disant Lustspiel ward denn auch, Dank sey es dem guten Geschmakke meiner Landsleute, nach Verdienst aufgenommen, das heißt, mit einer vollstimmigen Simphonie mit gespiztem Munde. Es scheint freilich immer das Loos des armen Augustins zu seyn, daß er zu Schaden kommen muß; nicht genug, die Frau und das Geld zu verlieren, auch den schriftstellerischen Ruhm hat er jezt eingebüßt. Und das von Rechtswegen würde der Jurist hinzusezzen. Es ist wahrlich nicht der Mühe werth, den weitern Inhalt des Stüks durchzugehen, da es mit einem Worte unter aller Kritik steht, so wie auch das bereits darüber Gesagte schon zu viel ist, wenn es nicht der Vollständigkeit der Theater-Anzeigen wegen hätte geschehen müssen.

Obglich die mitspielenden Personen alles mögliche thaten um die Posse zu heben, und ihrerseits nichts fehlen ließen, den Beifall des Publikums zu verdienen, so waren sie doch nicht im Stande die Gerechtigkeit, welche diesem baaren Unsinne widerfuhr, zu bestechen, sondern wurden durch das Pfeiffen und Zischen selbst oft in Verlegenheit gesezt, welches unter andern Herrn Leo beim

Anonciren traf, da eigentlich Herr Koch in höchsteigener Person hätte abdanken und die Früchte seiner Verdienste einärndten sollen.

Bei einer solchen Vorstellung dringt sich dem unbefangenen Zuschauer sehr natürlich die Frage auf: Warum verstattet und begünstigt die Direktion die Aufführung eines solchen Produkts? Hätte die Direktion die Vorstellung desselben nicht erlaubt, so würde Herr Koch dies als eine Ungerechtigkeit gegen seine Verdienste angesehen, und sich laut darüber geäußert haben, daß man sein Ingenium zu unterdrükken suche. Er würde sich auf die Aufführung mehrerer Stükke von hiesigen Schauspielern, auf den Hausverkauf von Herzfeld, auf Wohlbrück's Gelübde und Arresto's Indienfahrer berufen haben. Vielleicht hätte er gar einen Anhang (wenn gleich nicht um seinentwillen) gefunden, der es sich zum Vergnügen und zur Pflicht gemacht haben würde, die Direktion deswegen zu verunglimpfen. Zudem ließ ja Herr Koch seinen Namen als Verfasser auf dem Zettel angeben, und trug also, wie man zu sagen pflegt, seine eigne Haut zu Markte. Dies ist nun aber ein löbliches Beginnen, worin die Direktion billiger Weise, niemand stöhren kann noch darf, so unangenehm ihr auch die üble Aufnahme des Stücks seyn mag, weil sie das dafür bezahlte Honorar nicht wieder zurük erhält und also auf jeden Fall dabei einbüßt.

Uebrigens hätte Herr Koch gewis besser gethan, das Kind seines Geistes der öffentlichen Beurtheilung nicht zu unterwerfen, und wenn gleich einige seiner Freunde, denen er es vorher kommunizirte, das Stück nicht tadelten, so war es doch nicht weise gehandelt, daß er ihre Schmeichelei für baare Münze aufnahm und sich selbst Unannehmlichkeiten zuzog. Er kann es dem Publikum eben so wenig übel nehmen, daß es ihn pfiff, als es ihn beleidigt haben würde, wenn man sein Lustspiel beklatscht hätte.

Ueberhaupt hat ja auch der, welcher es wagt auf die eine oder die andere Art öffentlich aufzutreten, die stillschweigende Verbindlichkeit, sich dem Urtheile des Publikums zu unterwerfen, es falle nun für ihn aus, wie es wolle. Viele wollen nun noch behaupten, Herr Koch habe lauter Scenen nach dem Leben in sein Stück aufgenommen; doch was spricht nicht alles die arge Welt! !

Albert von Thurneisen, Trauerspiel in fünf Akten von Iffland. Dies war, wie man behauptet, der erste theatralische Versuch des Herrn Verfassers, der jezt völlig umgearbeitet auf unsrer Bühne erscheint. Dem größten Theile der Zuschauer kommt dies Stück etwas bekannt vor, welches wahrscheinlich daher rührt, weil wir vor nicht langer Zeit zwei, die eine geringe Aehnlichkeit mit diesem haben, hier aufführen sahen, nemlich der Lorbeerkranz und die Repressalien von Ziegler. Der Inhalt des Gegenwärtigen ist kürzlich dieser: Die Tochter des Generals von Dolzig, der Kommandant einer belagerten Festung ist, Sophie, die verlobte Braut des Grafen Hohenthal, unterhält ein heimliches Liebes-Verständniß mit dem Hauptmann Albert von Thurneisen, den sie bei einem, ihn in ein sehr vortheilhaftes Licht sezzenden Vorfalle kennen lernte. Die Stunde ihrer Vermählung mit dem Grafen rückt heran; ängstlich erwartet sie diese und versucht unterdessen alles, um den geliebten Hauptmann, der zur Vertheidigung eines der Aussenwerke der Festung kommandirt ist, noch einmal zu sehen. Seine ungeheuchelte Liebe, verbunden mit Sophiens dreimaliger schriftlicher Aufforderung zu ihr zu kommen, bewegen ihn endlich, den ihm anvertrauten Posten zu verlassen und sich in das Haus des Generals einzuschleichen. Bei dieser Zusammenkunft sucht Sophie den Hauptmann zur Flucht mit ihr zu überreden, welches er aber als Mann von Muth und Ehre durchaus abschlägt

und lieber das grausamste Schiksal dulden, als den Eid den er seinem Fürsten und Vaterlande geschworen hat, brechen will; so daß diese Zusammenkunft für die arme Sophie fruchtlos zu Ende geht. Der Feind hat indessen die Abwesenheit des Hauptmanns sehr gut benuzt, und das Werk, welches er vertheidigen sollte, angegriffen und genommen; indem der arme Thurneisen nun seine Geliebte verlassen und zu seinem Posten zurückkehren will, tritt der Major Sellani, sein erklärter Feind in die Thüre, aus dessen Munde er sogleich die fatale Neuigkeit erfährt, worauf denn auch bald der Adjutant ihn zum Arrest abführt. Der hocherzürnte General verflucht nun in der ersten Wuth seine gebeugte Tochter, weil er sie im Complott mit Thurneisen, und diesen im Verständnisse mit dem Feinde glaubt, giebt auch sogleich Befehl, das Kriegsrecht über den unglüklichen Hauptmann zu beschleunigen. Weder die trostlose, an Wahnsinn gränzende Lage seiner Tochter, noch die dringenden Bitten des Grafen Hohenthal und Anderer, sind im Stande den General dazu zu bringen, daß er das Todesurtheil, welches das Standrecht über Thurneisen gefällt hat, mildert. Nachdem er indeß den wahren Zusammenhang der Geschichte erfahren, und die treue Liebe des Hauptmanns und seiner Tochter gesehen hat, vergiebt er dem Erstern, und segnet die Leztere, führt sie auch selbst in das Gefängniß des unglücklichen Thurneisen, der schon seiner Auflösung entgegen sieht, um ihm das lezte Lebewohl zu sagen. Während dieser Scene greift der Feind die belagerte Stadt abermals an; der General verläßt den Kerker um die ihm anvertrauete Festung zu retten, und Thurneisen wird vom Adjntanten zu seinem lezten, schweren Gange abgerufen, worauf unter Kriegsgetümmel und Waffenunruhen der Vorhang fällt. Dies ist der ungefähre Gang der Haupthandlung, die durch einige Nebenscenen und Episoden noch mehr geho-

ben wird. Die vortrefliche Scene mit dem Grenadier Grim, der um Gnade für seinen Hauptmann, der ihm das Leben rettete, flehet; so wie die nicht minder schöne, wo der General, im Fall er im Gefecht bleiben sollte, durch den alten Sekretair Lebrecht sein Testament machen läßt, und darin die dürftige Mutter des verurtheilten Thurneisen mit einer Unterstüzzung bedenkt, dienen gewiß dazu das Ganze interessanter zu machen. Der Schluß des Stücks ist zwar richtig, aber doch für den größten Theil des Publikums nicht befriedigend genug, wovon sich wohl füglich zwei Ursachen angeben lassen. Die eine liegt im Trauerspiele selbst, die andere aber ausser demselben. Die erstre rührt daher: Der Knoten ist bereits zu Ende des zweiten Aktes geschürzt und läßt daher dem Zuschauer die billige Erwartung über, in den drei folgenden Aufzügen eine gute, alles ausgleichende Entwikkelung zu hoffen, dahingegen, ungeachtet aller günstigen Präliminarien der Knoten am Ende doch wie der Gordische, durch den Tod des Hauptmanns zerhauen wird. Die zweite ausser dem Stükke aber ist die: Der größte Theil des Publikums ist bereits durch die interessanten Kotzebueschen Schlüsse (die wohl kein Theaterdichter so wie er in der Gewalt hat,) so verwöhnt, daß ein Stück, dessen Ende gleichsam abgerissen ist, unmöglich den tiefen Eindruck zurücklassen kann, den ein anderes, in vorbesagter Manier macht. Einige Spötter behaupteten sogar, dies Trauerspiel würde wie unsere Thore unter Rührung der Trommel geschlossen; also doch auf jeden Fall mit Rührung! Warum überhaupt dies Stück, so wie alle Ifflandschen fünf Akte haben muß, sieht man oft nicht ein; da besonders bei dem vorliegenden, die Begebenheiten der drei lezten Akte füglich sich in zwei hätten abmachen lassen. Es ist freilich gegen die Aristotelische, nachmalige Gottschedsche Behauptung, nach welcher

ein Trauerspiel durchaus fünf Aufzüge haben muß; gesezt nun aber, diese Herren wären zwei berühmte Fuhrleute gewesen, die behauptet hätten, man müsse durchaus mit fünf Pferden fahren, so würden also diejenigen zu Fuße gehen müssen, die nicht mehr als zwei oder vier halten könnten. Warum denn also mit Gewalt eine Handlung in fünf Akte ausspinnen, die sich bequem mit vieren schließen läßt?

Demungeachtet, hat das Stück ungemein gut gehaltene und äußerst rührende Scenen, wie z. B. die im zweiten Akte, wo der General seiner Tochter flucht, und die des Vierten, da er sie wieder segnet, auch die des Fünften, in welcher er sie auf den Tod des Geliebten vorbereitet. Noch mehr wurden diese durch das unnachahmliche schöne Spiel des Herrn Steiger und der Demoiselle Ehrhard gehoben; und obgleich das übrige Personale durchgehends recht brav spielte, so zeichneten doch der Erstere als General Dolzig, und die Leztere als seine Tochter Sophie sich vorzüglich zu ihrem Vortheile aus. In Ansehung des Kostüme wäre zu wünschen, daß die zum Standrecht kommandirten Kavallerie-Offiziere nicht in Halbstiefeln, sondern in steifen, wie sie der General trägt, erscheinen mögten; da bekanntlich das Standrecht zum strengsten Dienst gehört, und also auch die völlige Uniform erfordert. Der Hauptmann Thurneisen müßte billig Infanterist seyn, einmal, da er die Schanze vertheidigt, ein Kommando, welches man schwerlich einem Kavallerie-Offizier überläßt, und zweitens, weil der Grenadier Grim von seiner Kompagnie ist; er kann auch füglich in anderer Uniform erscheinen, da nirgends gesagt wird, daß er zum Regimente des Generals gehöre, und dieser zur Vertheidigung der Festung nothwendig noch andere Truppen, als sein Kavallerie-Korps braucht, zudem auch mehreremale von Grenadieren, Jägern, rc. die Rede ist.

Herr Miller, erster Tenorist des Schleswigschen Theaters, spielte in Abwesenheit des Herrn Kirchners einige der Rollen des Leztern als Gastrollen. Er trat zuerst mit großem Beifalle in Myrrha und Elvira, oder das Opferfest als Murney auf; zwei Tage nachher würde er den Alcidoro in der Palmira gespielt haben, wenn nicht ein merkwürdiges Hinderniß, (welches wir nachher anführen werden) eingetreten wäre. Dagegen zeigte er sich als Alvaro in den Wilden mit ungetheiltem Beifalle, den er auch in der That verdiente; nicht nur seine volltönende, reine Stimme, sondern auch sein guter Anstand und seine Theaterfestigkeit machten ihn unserm Publiko merkwürdig. Besonders brav sang er aber die erste Arie des dritten Akts, die mancher sonst gute Tenorist wohl ungesungen lassen muß, wofür ihn ein allgemeines Applaudiren belohnte.

Das Hinderniß, dessen wir vorhin erwähnten, bestand kürzlich darin, daß Madame Koch, erste Sängerin des hiesigen Theaters, am Abend des 16ten Juny, nach der Vorstellung des Opferfestes, sich ohne Lebewohl von der hiesigen Bühne und ihrem eheleiblichen Gemahle heimlich entfernte, daher denn auch sogleich keine Opern gegeben werden konnten. Bis jezt hat man, so viel uns bekannt, noch keine sichere Nachricht, wohin die liebenswürdige Flüchtige sich wandte, obgleich Herr Koch alles mögliche gethan hat, ihren Aufenthalt zu entdekken. Es ist in der That zu beklagen, daß eine Frau von ihren Talenten sich dem Leichtsinne so sehr überläßt, da doch ein gewiß gutes Engagement sie lange hier hätte fixiren können. Demungeachtet wurden die Wilden mit ziemlicher Präzision gegeben, wobei wir zugleich ein neues Talent an dem Herrn Ehrhard entdekten, welches denn auch eine, für ihn ganz neue Erscheinung zuwege brachte, da man ihn nemlich, zum erstenmale seit er die hiesige Bühne

betrat, — beklatschte. Obwohl seine Sprache etwas unangenehmes und rauhes hat, so ist doch sein Gesang desto angenehmer, und man denkt unwillkührlich dabei an jenen Einfall Friedrichs des Großen, der einst einen stotternden Kammersänger fragte: Stottern Sie auch wenn Sie singen? Ne- Ne- Nein, Jh- Jhro Majestät, war die Antwort; Nun, erwiederte der König, so singen Sie mir alles vor, was Sie mir zu sagen haben. — Fiat applicatio.

Am 29sten Juny folgte auf den Taubstummen, zum erstenmale: Die Heirathspläne, oder wer ist der Rechte? Nachspiel in einem Akte, aus dem Französischen von Hrn. Doktor C. Bauer. Es ist dies, wie zu vermuthen steht, der erste Versuch des Verfassers in diesem Fache, und der Beifall, den seine Arbeit erhielt, muß ihm daher nicht blos zur Freude, sondern auch zur Aufmunterung gereichen, mehr dergleichen zu liefern. Herr C. B. würde indessen doch besser gethan haben, wenn er sich nicht so ängstlich an das Original gehalten und lieber etwas freier gearbeitet hätte, wenigstens würde alsdann der Dialog, der im ganzen recht gut ist, noch ungezwungener und lebhafter geworden seyn. Einige Scenen des Originals waren sehr abgekürzt, welche, obgleich sie mehrere gute Einfälle enthalten, doch zulezt den Zuhörer durch Wiederholung ermüden, und daher mit gutem Grunde so beschnitten in der Uebersezzung erschienen. Was die Aufführung betrift, so hätte sie wohl rascher vor sich gehen, besonders aber Herr Arresto und Madame Stolmers besser lernen, und Herr Costenoble den Bedienten etwas lebhafter spielen können; weil solche kleine Lustspiele nur dann gefallen, wenn sie geschwind hinter einander weggesprochen werden, und jeder Schauspieler genau auf sein Stichwort paßt; welches der französische Künstler unleugbar noch immer mehr in seiner Gewalt hat als der Deutsche, da wenige gute Ausnahmen nicht für Alle gelten können.

Am folgenden Tage tanzte nach der Vorstellung des Albert von Thurneisen, Herr Gigel, Königl. preußischer Operntänzer ein Solo. Die Haltung seines Körpers, seine Figuren und seine Attitüden waren zwar recht gut, aber sonst zeigte sein Tanz wenig Stärke, besonders schwankte er bei den schwebenden Stellungen auf einem Beine, so wie er auch das Moulin nicht auf der Fußspizze, sondern auf der Sohle und dem Absazze executirte. Wir haben auf unserm kleinen französischen Theater hieselbst in der That schon weit bessere Tänzer gesehen, indeß, dies schläft bis zum bessern Erwachen, und — Variatio delectat; deshalb ließ auch die Direktion den Herrn Gigel am 7ten July noch einmal auftreten. —

Von den übrigen theatralischen Neuigkeiten verdienen noch folgende bemerkt zu werden. Herr Kirchner ist von seiner Reise, auf welcher er unter andern in Frankfurt am Mayn einige Gastrollen mit vielem Beifall spielte, zurück gekommen. Herr Schwarz geht im September nach Breslau. Turandot nach der Schillerschen Bearbeitung wird jezt gegeben, und der unerwartete Besuch, Lustspiel, nebst einigen andern werden einstudirt. — Der Schauspieler, Herr Koch hat sich mit ungefähr 4000 ℳ Cour. für insolvent erklärt. —

Tempora mutantur! — heißt es jezt bei unserm und den angränzenden Theatern. Im vorigen Sommer wallfahrteten viele Hamburger nach Altona ins Schauspiel, statt dessen wird unser Haus jezt täglich von Altonaern besucht; so wie auch das bis zum Winter geschlossene französische Theater unserm Deutschen eine Menge von Zuschauern überläßt, welches daher auch fast immer gut besezt ist. Die Direktion thut aber auch alles um dies zahlreiche Publikum zu befriedigen, und den Vorwurf des Geizes von sich abzulehnen; wovon die Menge der neu einstudirten Stükke, so wie der nicht geringe Aufwand in

Garderobe und Dekoration die unumstößlichsten Beweise sind, die man ohne ungerecht zu seyn, nicht wegdisputiren kann.

Ueberhaupt gehört unser hiesiges Schauspiel jezt gewiß mit zu den vorzüglichsten in Deutschland, und ist durchaus gut besezt. Unverkennbar sind die Verdienste eines Herzfeld, Steiger und Schwarz, einer Herzfeld Stolmers und Ehrhard in erhabenen und ernsthaften Rollen, so wie dagegen Eule, Stegmann, Leo, Costenoble und die Fiala die Komischen haben. Dagegen aber ruht die Oper fast ganz: Das männliche Personale derselben ist zwar ziemlich vollständig und die Tenoristen und Bassisten recht brav, aber es fehlt an der ersten Sängerin, welche die Direktion troz aller Mühe noch nicht hat anschaffen können. Herr Stegmann hat zwar eine Reise gemacht um unsre Oper damit zu bereichern, ist aber leider unverrichteter Sache zurück gekommen. Jezt ist Herr Herzfeld zu demselben Zwekke wieder fort, und wir können mit Grund hoffen, daß er alles anwenden wird ein gutes Subjekt dazu zu engagiren, und daß also auch dieser Theil der hiesigen Bühne, gegen den Winter so vollkommen wie möglich gemacht werde, besonders da wir an zweiten Sängerinnen keinen Mangel leiden, wovon die Damen Costenoble, Stolmers, Demmer u. a. die besten Beweise gegeben haben.

XI.

Vauxhall bei Rainville.

Der unermüdet für die Unterhaltung seines Publikums sorgende, und sie immer aus der Fülle seines Genies mit etwas neuem überraschende, Herr Rainville, hat uns nun auch ein Vauxhall gegeben: und gewiß nicht leicht ward

eine Erleuchtung so sehr, vermöge seiner schräg übereinander gehenden Terrassen, vom Lokale und dem fast jedesmal schönen Wetter begünstigt, als diese. Der erste Anblik ist groß, neu und imposant; gleich beim Heraustreten aus der durch fünf bunte Lampen-Lüsters erleuchteten Säulenordnung, stellen sich zwei hohe Obelisken und ein offenes Zelt mit oben herumlaufenden Festons und zwischen durch aufgehenkten bunten Kronen, dann zur Linken ein erhabener Triumphbogen von durchbrochenen Säulen getragen, durch welche ein mit farbigen Lampen-Gewinden erleuchteter Gang zu einem Pavillon mit ganz erleuchteter Kuppel führt, und die Fronte des großen Saals zur Rechten, eine Kolonnade im gothischen Geschmack, alles mit kleinen weißen Talg-Lampen behängt, in einer konzentrirten Feuermasse unserm Auge dar.

Man bleibt auf der Gallerietreppe stehn, und unten vorbei wogt die Zuschauer-Menge in buntem Gemische und Gedränge, oder sizt an den rund herum gestellten Tischen bei einer Baule Punsch, oder bei andern Rafraichissements; hier und da und besonders in den kleinen Kabinettern zu beiden Seiten der Treppe sizt auch wohl eine Gesellschaft beim traulichen Nachtmahl, und bringt dem Gott Bacchus eine Libation.

Von nahe und von ferne tönen drei verschiedene Chöre Musik uns entgegen. Gleich vorn an der Hauptpromenade, auf einem Bretter-Gerüste im Grünen, donnern die Pauken und die große Trommel, durchtönt von dem Schellengeklingel und alle den Instrumenten der sogenannten turkischen Musik. Im Saal spielt ein gut beseztes Orchester Sinfonien und andere größere Musikstükke. Nur die Tanzmusik ist wegen zu befürchtenden Mißbrauche und zu gemeinen Gemische untersagt. Das lezte und dritte Chor ist weiter unten in der Tiefe des Gartens bei einer auf verschiedenen transparenten Säulen ruhenden, schön erleuchteten Tempel-Gallerie, nach ionischer Ordnung.

Aus dieser führen verschiedene Pfade in die mit einzelnen Sezlampen und Pyramiden erhellten Gänge durch eine lange Reihe Ehrenbogen, deren lezte Perspektive ein transparenter Blumentopf in einer dreifachen Bogennische ist.

Der unterste Spaziergang an der Gartenmauer, ist mit der Länge hin auf dieselbe gestellten Lampen erleuchtet, und von hier ist die schönste entzükkendste Uebersicht der Elbe mit allen ihren schwimmenden und stehenden Fahr-

zeugen, zum Theil beleuchtet und mit fröhlichen Gesellschaften angefüllt, so wie auch die am Strande außerhalb des Gartens, auf dem von der Fluth verlassenen Sande versammelten Menge Zuschauer, die von unten herauf die ganze Beleuchtung mit ihren verschiedenen Abstufungen und den Gruppen der darauf hin und her Wandelnden übersehen, und sich vorzüglich an einer unter dem chinesischen Pavillon angebrachten beweglichen transparenten Sonne ergözzen können.

Das Portal vor dem Hause, bei der Entrée, bildet zwei gewundene Säulen, mit einer frontespice, wo in der Mitte Christian der Siebente transparent sich zeiget, an beiden Seiten sind zwei Piramiden in weißem Feuer angebracht, alles mit Blechlampen stark beleuchtet —

Die hintere Façade des Hauses, uach dem Garten zu, ist mit einer Einfassung von Feuertöpfen umgeben, an den beiden Seiten des Eingangs zum Büffet sind zwei transparente Blumentöpfe mit Weinranken und Trauben.

Am lezterm Sonnabende (denn dies ist der zu der Erleuchtung bestimmte Tag, da vom Sonnabend bis Sonntag sehr viel Hamburger die Nacht auf dem Lande zuzubringen pflegen, nnd die Landhäuser an und unweit der Elbe rund umher von ihnen angefüllt sind,) waren als eine angenehme Veränderung einige, mit Lampen behangene, künstliche Bäume hinzu gekommen, die mit ihren grünen Feuerzweigen durch die Aeste der um sie herum gruppirten natürlichen Bäume einen treflichen Effekt machten, und vorzüglich dem Kranze von Bäumen zur Seite des Saals das frischeste hellste Frühlingsgrün gaben. Ueberhaupt ist das Ganze auf den obern Haupt-Terrassen so hell, daß weder die Musik auf dem Brettergerüste noch die im Freien sizzende Menge der Lichter bedürfen. Auch ist durch zahlreiche ausgestellte Wachen der in Altona garnisonirenden Jäger und der Stadt-Soldaten, für die Decenz und Ehrbarkeit des Ortes vollkommen gesorgt.

Mehrere Neuigkeiten und Abwechselung — denn das ist bis jezt der einzige Vorwurf, den die an steter Veränderung hängende Menge diesem Vauxhall macht — *)

*) Von der Begierde nach immer etwas Neuem, zeugte die zahlreiche Versammlung am ersten Abend, und die auffallende Leere am Zweiten.

wird uns, wie es heißt, der nächste Sonnabend bringen, namentlich ein großes, in transparent gearbeitetes Gemählde: Apollo und die neun Musen, mit seinem Pendant: Aurora, von dem geschickten Herrn Wurmb, sonst bei dem französischen, und hernach bei dem Altonaer Theater, eine Zeitlang als Theatermahler angestellt, von welchem auch die sämtlichen Dekorationen sind. Die Angaben besorgt der an Ideen reiche Besizzer selbst; er ist überall dabei gegenwärtig, und zeigt die größte Thätigkeit und den schnellen genialischen Ueberblik des Franzosen.

Das Ganze soll übrigens nicht auf Herrn Rainvilles eigene Rechnung gehen, sondern durch eine von verschiedenen seiner Freunde zusammengebrachte Subscription bestritten werden, und des Besizzers Hauptnuzzen wäre dann der Ertrag des dort verzehrt werdenden.

Erleuchtung auf Slavenhoff.

Auch der Eigenthümer des dicht dabei ligenden öffentlichen Gartens, Slavenhoff genannt, der französische Graf Milon, hat wieder so wie im vorigen Jahre *) für diesen Sommer ein Vauxhall im Kleinen eingerichtet und in eben dem Verhältniß als der Einlaßpreis niedriger, (Er ist 1 Mk für die Person und bey Rainville 2 Mk. 8 ß.) und das Locale beschränkter ist, ist es auch die Beleuchtung. Das Ganze ist nicht viel mehr als ein niedlich erleuchtetes Lustwäldchen mit einem freiem Plaze und einem Wirtschaftsgebäude.

Alles ist hier blos um diesen Bezirk grouppirt und der untere Theil des Gartens, nach der Elbe zu, ist ganz unerleuchtet. Oben auf dem freien Plazze ist ein kleiner Fischteich, an dessen Rande ein Feuerwerker seine Kunst durch feuersprühende Sonnen, Leuchtkugeln unda ndere Kleinigkeiten zeigt, deren schönste Wirkung in dem Wiederstrahlen im Wasser besteht.

Auf den entgegengesezten Ufern lagern sich die nach

*) Der Herr Graf fieng damit an, daß er ein Vauxhall ohnentgeldlich gab, und so die Polizei-Erlaubniß erhielt. Bei dem großen Herbeiströmen der Menschenmenge bestimmte er hierauf für die nachfolgenden ein kleines Einlasgeld, worauf aber die Anzahl der Besucher sogleich merklich abnahm.

dem Feuerwerk Lüsternen rund herum und erwarten, unter stetem, in der Stille der Nacht, wiedertönenden Händeklatschen, mit Sehnsucht die wenigen Lufterscheinungen, davon oft die meisten mißglükken und dem Schauspiele ein früheres Ende machen, als es die Zuschauer-Neugierde wünscht.

Hier ist während dem Feuerwerk fast die ganze Versammlung zusammen gedrängt, erst nach dem Ende eines jeden Aktes (denn die Spielerei ist in besondere Akte getheilt) eilt ein Theil nach den rund um hinstehenden Tischen und Stühlen, um das, was vielleicht das Auge am Genusse verlor, durch einen Genuß des Magens zu ersezzen. Dicht bei dem Teiche ist eine Terrasse von Janitschaarmusik eingerichtet und durch transparente Altäre ꝛc. verziert, während in einer von Bäumen gebildeten Laube ein anderes Chor von Musikanten, nicht eben auf die angenehmste Weise unser Ohr betäubt.

Auf der entgegengesezten Seite zieht sich eine bunt erleuchtete Gallerie bis um das Haus hin, mit Vasen und andern Verzierungen untermischt.

Die Beleuchtung besteht hier meistens aus farbigen Oehllampen, dahingegen die Rainvillische mit ihren Tausenden von weißen Blechlampions, ein sehr reines helles Silberlicht giebt.

Die beste Idee ist auf jeden Fall, die beim Eingange vom Berge herab, angebrachte Grotte und dicht dabei der kleine, dem in einer grünen Nische stehenden Gott Amor gewidmete Tempel, so wie überhaupt bei dem Herunterkommen von den Berg-Terrassen, das Durchblizzen der Lichter, durch die hohen Baumstämme einen überraschenden entzükkenden Anblik gewährt, und zu angenehmen Erwartungen spannt, die auch anfangs durch die, in einen kleinen Zirkel zusammengehäufte Mannigfaltigkeit ziemlich erfüllt werden, bis der Mangel an Ausdehnung und andern großen Partien und endlich die gänzliche Dunkelheit und Menschenleere des untern Theils des Gartens die lieblichen Bilder nach und nach verdrängt.

Der Herr Graf hat die Sonntag-Nacht zu diesem Vergnügen gewählt und die ihm günstige, das leztemal äusserst warme Witterung hatte ihm auch eine verhältnismässig ziemlich große Anzahl Besucher zugeführt.

Inhalt des 10ten Hefts.

An die respectiven Abonnenten.

Der erste Jahrgang dieses Journals schließt mit dem 12ten Heft. Es wird in Zukunft ununterbrochen fortgesezt, und prompt an den hier bemerkten Tagen erscheinen:

Das 11. Heft des ersten Jahrg. erscheint d. 26. Aug. 1802.
— 12. — — — — — 2. Oct. —
— 1. Heft des 2ten Jahrg. erscheint — 8. Nov. —
— 2. — — — — — 14. Dec. —
— 3. — — — — — 20. Jan. 1803.
— 4. — — — — — 26. Febr. —
— 5. — — — — — 2. April —
— 6. — — — — — 6. May —
— 7. — — — — — 14. Juny —
— 8. — — — — — 20. July —
— 9. — — — — — 26. Aug. —
— 10. — — — — — 2. Oct. —
— 11. — — — — — 8. Nov. —
— 12. — — — — — 15. Dec. —

Es soll diese kleine Zögerung bei jedem Monat dazu dienen, eine richtige Zeitfolge erhalten und mit dem Ende jedes Jahrs schließen zu können.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, auf allen resp. Postämtern, so wie auch bei unterzeichnetem Verleger, kann man sich für dasselbe, jedoch nicht anders als fürs ganze Jahr, abonniren. Der Preis ist, wie bekannt, sechs Rthlr. Einzelne Hefte werden nicht verkauft.

Hamburg, im Julius 1802.

F. H. Nestler.

Hamburg und Altona.

Ein Journal

zur Geschichte der Zeit, der Sitten und des Geschmaks.

XI. Heft.

I.

Ueber den Plan eines neu zu errichtenden Krankenhauses für männliche Dienstboten in Hamburg.

Unter einem Krankenhause denkt man sich gewöhnlich den Ort, in welchem arme und hülfsbedürftige Kranke unentgeldlich, oder auch gegen Erlegung der Kosten für Medizin, Speisung und Pflege, aufgenommen werden.

So ist es auch in Hamburg, und es fehlt hier nicht an Gelegenheit, (so wie das überhaupt der Fall in jedem wohlpolizierten Staate ist) um Armen und Kranken ein Unterkommen zu verschaffen; aber es ist solches mit mancherlei Beschwernissen verknüpft und viele Kranke selbst, äußern den größten Widerwillen, sich in öffentlichen Krankenhäusern verpflegen zu lassen.

Hierzu kommt noch, daß es Hausvätern zuweilen erschwert wird, und der Einrichtung und des Mangels des Fonds wegen, erschwert werden muß, ihre kranken Hausgenossen und Dienstboten, in dergleichen öffentlichen Krankeninstituten unterzubringen, besonders auch, weil sie der Regel nach nur für hülfsbedürftige Arme bestimmt und eingerichtet sind. Kurz, der Mangel eines solchen Instituts war in Hamburg sehr einleuchtend, und veranlaßte daher vor sechs

Jahren die sogenannten fünf vereinigten Freimaurerlogen der englischen Konstitution den Plan zu einem weiblichen Krankenhause zu entwerfen, an welchem jeder Hamburger, wenn er auch nicht zu dieser Verbrüderung gehörte, mit Antheil nehmen konnte.

Durch Beiträge der Logenbrüder sowohl als vieler Menschenfreunde, die Nichtmaurer waren, wurde dieser Plan so wohlthätig unterstützt, daß er schnell genug zur Reife gelangen konnte. Auch hat die Folge gelehrt und Hamburgs Einwohner sind darüber einverstanden, daß dieses für einen Theil der leidenden Menschheit so wohlthätige Institut, sehr fruchtbringend gewesen sey, weil viele weibliche Kranke für wenige Kosten hier geheilt wurden und die sorgsamste Pflege und Wartung erhielten.

Um dem auswärtigen Publikum einen Begriff von dieser so wohlthätigen Anstalt zu machen, ist es hier am rechten Orte, eine Uebersicht vom letztern Jahre zu liefern, denn aus dem Verhältnisse der Genesenen zu den Aufgenommenen, kann am sichersten auf die gute Einrichtung dieses Instituts geschlossen werden.

Es befanden sich in solchem, am Ende des Septembers 1800, fünf Kranke, und vom 1sten Oktober bis zum lezten September 1801 wurden 73 Kranke aufgenommen. Von diesen 78 Kranken zusammen, sind 65 gesund entlassen worden, nur 5 gestorben, 2 theils abgeholt, theils einer andern Pflege übergeben worden, und 6 befanden sich noch in der Kur des Instituts.

Die geringe Anzahl der Verstorbenen könnte überhaupt von der Vortreflichkeit der Anstalt einen deutlichen Beweis abgeben, aber noch mehr wird diese dadurch bewiesen, daß die fünf Gestorbenen an unheilbaren Krankheiten, z. B. an der Wassersucht und Schwindsucht litten, und unter den Genesenen sich sehr gefährliche Kranke befanden; z. B. solche, die Ruhr und Gallenfieber, Faul-

fieber und Scharlachfieber hatten, und 6 melancholische Personen waren ebenfalls vollkommen geheilt worden.

Gedachte 78 Kranke hatten 2358 Tage im Institute verlebt, im Durchschnitt also kamen auf jeden Kranken 30¼ Tage; die früheste Entlassung war am dritten Tage und die späteste am 134sten Tage gewesen.

Die ganze Anzahl der Kranken, die in sechs Jahren, als so lange das Institut bestanden hat, sind aufgenommen worden, ist 416, von welchen man 364 gesund entlassen hat und nur 29 gestorben sind.

Ein solches Verhältniß kann ohne weitern Beweis, die Güte des Ganzen deutlich darthun, und wahrscheinlich wird es dem Publikum überhaupt, so wie Menschenfreunden insbesondre angenehm seyn, sich von der nähern Einrichtung und den Kassenbestand einer solchen Anstalt einen deutlichen Begriff zu machen. In dieser Absicht soll hier noch summarisch bemerkt werden, was für die oben gedachten 78 Kranken des leztern Jahres ist bezalt worden.

Für Arzeneien	908 m℔	12 ß
Kostgeld an den Oekonomen .	1303 —	14 —
Für eine Wärterin	25 —	; —
	2237 —	10 —

Es ergiebt sich hieraus, daß jede Kranke im Durchschnitt 28 m℔ 11 ß gekostet hat, und da diese Kranken 2358 Tage im Institute waren, so fällt auf Jede täglich 15 ß 2½ ℛ.

Auf Kosten der Logenkasse waren in diesem Jahre 10 Kranke aufgenommen worden, uud aus derselben die Kur mit 209 m℔ 9 ß bezahlt worden.

Beim Schlusse der vorigen Rechnung fehlten der Kasse des Instituts	530 m℔	9 ß	6 ℛ
Die Ausgaben in diesem Jahre waren .	3583 -	10 -	; -
	4114 m℔	3 ß	6 ℛ
Dagegen war die Einnahme gewesen .	5273 -	4 -	; -
Es blieb also in der Kasse	1159 m℔	; ß	6 ℛ

Man sieht aus dieser Billanz, daß der Bestand dieses Instituts gesichert ist, und daß, wenn nicht besondre widrige Vorfälle eintreten, sich solches so viel der Raum des Gebäudes erlaubt, immer weiter ausbreiten kann; aber auch zugleich, daß wegen der so beträchtlichen Kosten und dem Mangel des Fonds, an Errichtung eines männlichen Krankenhauses zu gleichen Zwekken nicht anders könnte gedacht werden, als wenn das Publikum, die Nichtmaurer besonders, einen solchen Plan eben so wohlthätig unterstüzten, als es bei Erbauung des weiblichen Krankenhauses vor sechs Jahren der Fall war.

Diese Bemerkung ist nicht überflüssig, wenigstens erinnere ich mich, schon vor einigen Jahren in auswärtigen Blättern gelesen zu haben: das Publikum wundre sich, warum man einen so wohlthätigen Plan nur für weibliche Kranke entworfen und nicht zugleich mit auf männliche ausgedehnt habe.

Wer nur ein wenig darüber nachdenken wollte, konnte leicht begreifen, daß die Errichtung eines solchen Instituts mit zu vielen Kosten verknüpft war, als daß man damals an Erbauung eines männlichen Krankenhauses zu gleichen Zwekken denken konnte. Wer zu vieles mit einemmale ausführen will, führt gewöhnlich am wenigsten aus und ich denke, es ist bei Gründung eines Instituts am sichersten vom Kleinen anzufangen und die Rechnung nie ohne den Wirth zu machen.

Es war sehr vernünftig, erst einen Theil auszuführen, um desto sichern Fuß zu fassen und ein ähnliches Institut erst dann zu gründen, wenn das Erstere einige Consistenz erhalten hätte, besonders da es hiebei nicht blos auf den Willen der Unternehmer, sondern auf Bereitwilligkeit und Unterstüzzung des Publikums ankommen mußte.

Jezt da Hamburgs Einwohner durch sechsjährige Erfahrung, von dem wohlthätigen Erfolg des weiblichen

Instituts überzeugt worden sind, jezt kann man um so mehr hoffen, zur Errichtung eines ähnlichen Instituts für männliche Kranke die nöthige Unterstüzzung zu finden.

In dieser Absicht haben sie einen Plan entworfen, den sie dem Publikum vorlegen, und welcher sich in jeder Hinsicht so sehr empfiehlt, daß dessen Ausführung eben so wenig als der Erstere zu bezweifeln ist.

Auch hievon einige Kenntniß zu erhalten, kann dem auswärtigen Publikum nicht anders als angenehm seyn, und obgleich der größre Theil der hamburger Leser dieses Journals, bereits von dieser Unternehmung unterrichtet ist, so kann doch eine so gute Sache nicht oft genug wiederholt werden.

Was den Bau dieses neuen Krankenhauses betrift, so ist vorläufig beschlossen worden, in der Nähe des weiblichen Instituts, jedoch von demselben getrennt, ein ähnliches Gebäude aufzuführen, welches mit Inbegriff der ersten Einrichtung, 45000 bis höchstens 50000 mk kosten wird, und mit diesem Bau ist man willens, im Frühjahr des kommenden Jahres 1803 den Anfang zu machen.

Alle männliche Kranke ohne Unterschied des Standes und Alters werden darin aufgenommen, jedoch versteht es sich von selbst, daß Wahnsinnige, Venerische und Unheilbare hiervon ausgeschlossen sind.

Die Baukosten sind zu beträchtlich, als daß man der Logenkasse zumuthen könnte, solche allein zu bestreiten, und man rechnet daher auf die Mildthätigkeit der hamburgischen Einwohner und selbst des nichtmaurerischen Publikums, die so oft schon bei ähnlichen Vorfällen ist erprobt worden.

Da es keine Privatanstalt für Logenbrüder ist, sondern jeder Hamburger ohne Rüksicht, ob er zu dieser Gesellschaft gehöre oder nicht, Gebrauch davon machen

kann, so ist zu vermuthen, daß auch alle Hausväter hierzu mit beitragen werden.

Wer zur Erbauung dieses Krankenhauses eine willkührliche Summme unterzeichnet hat, oder auch sich zu einem jährlichen Beitrag von 6 mℬ verpflichtet, hat das Recht, Empfehlung zur Aufnahme zu ertheilen.

Die gewöhnliche Speisung der Kranken wird täglich mit 10 ß bezahlt, die bessere Speisung für die Wiedergenesenen mit 12 bis 16 ß und die Medizin nach der gewöhnlichen Taxe.

Es ist nicht zu glauben, daß jemand gegen diese Einrichtung etwas einwenden sollte, denn wenn auch manche Kranke vielleicht kaum für 10 ß täglich verzehren können, so dürfte dagegen auch die Speisung für Andre, selbst wenn es nur in Suppen oder Getränken bestehen sollte, sehr leicht, diese so mäßig angenommene Summe übersteigen.

Die Administration des Ganzen ist einigen Logengliedern übertragen, welche — wie sich von selbst versteht — ihre Geschäfte unentgeldlich besorgen, und den Logen über ihre Verwaltung Rechenschaft geben. Auch verpflichtet sich diese Administration zu einem täglichen Besuch bei den Kranken, zur äußersten Reinlichkeit und gewissenhaftesten Verpflegung, auch zur Nachricht an die Hausväter, über das gute oder üble Benehmen der von ihnen zur Aufnahme empfohlnen Hausgenossen.

Unter diesen Umständen ist an Ausführbarkeit dieses Plans wohl nicht zu zweifeln, denn nicht nur, daß das Publikum, welches sich von dem Nuzzen des weiblichen Krankenhauses Jahre lang überzeugte, ein ähnliches Institut zum Behuf des männlichen Geschlechts schon längst gewünscht hat, sondern die See-Assekuranz-Kompagnie hat auch bereits ein ansehnliches Geschenk gemacht, um

bei Ausführung des Plans gedachten neuen Krankenhauses darüber disponiren zu können, so wie auch von der Wohlthätigkeit hamburger Bürger zu erwarten ist, daß keiner sich von einem so geringen Beitrage zu Gründung eines gemeinnüzzigen Instituts ausschließen wird.

Auch ist hier nicht allein davon die Rede, daß die Errichtung einer wohlthätigen Anstalt befördert werden soll, sondern selbst die Vortheile, die jedem Interessenten dadurch angeboten werden, sind schon bei erster Uebersicht überaus einleuchtend.

Wie wenige Hausväter haben in ihren Wohnungen den nothwendigen Raum, um ihre kranken Hausgenossen gehörig verpflegen zu können, und wäre es auch der Fall, so kann es ihnen nicht anders als angenehm seyn, sich einer Unbequemlichkeit dieser Art, mit geringen Kosten überhoben zu sehen.

Gesezt, daß irgend ein Hausbedienter plözlich krank wird, was soll der Hausvater oder die Hausmutter mit diesem Kranken wohl anfangen? Ihn im Hause zu behalten, dazu fehlt, selbst bei dem besten Willen oft die Gelegenheit. Hat man diese auch, so erfodert die Krankheit oft eine eigne Wärterin, und schon diese würde allein die geringen Kosten übersteigen, nicht einmal die Unruhe zu rechnen, welche durch Wartung eines Patienten, so wie durch dessen Speisung, im Hausstande veranlaßt wird.

Hierzu kommt noch, daß viele Krankheiten bei den übrigen Hausgenossen nicht nur Ekel erregen, sondern so wie es z. B. bei Scharlach- und Faulfiebern der Fall ist, sie wegen Anstekkung mit Recht besorgt machen, und Hausväter, die sich dann in solcher Verlegenheit befinden, die ihre übrige Familie zu schüzzen wünschen, würden oft viele Summen anwenden wollen, um mit einemmale allen diesen Verlegenheiten überhoben zu seyn.

Schon dieser Vortheil allein ist so bedeutend, daß wahrscheinlich kein Hausvater in Hamburg eine Gelegenheit vorbeilassen wird, sein eignes Interesse mit der Beförderung eines so gemeinnüzzigen Plans zu verbinden.

II.

Neuerrichtete Mädchenschule im Kirchspiel St. Jakobi.

Durch die Errichtung dieser Mädchenschule, welche vorzüglich der Bemühung des menschenfreundlichen Herrn Pastors Rentzel ihr Daseyn zu verdanken hat, ist die Summe des Guten in unserm Staate abermals vermehrt worden. Sie nährt und erhöht die lebhaftesten Hofnungen des Patrioten und Menschenfreundes für die Zukunft, und gewährt seinem Herzen das süße Vergnügen, sich über die Betriebsamkeit und Mitwirkung so vieler edler Männer für das Bessere innigst freuen zu können. Eine Beobachtung drängt sich bei dieser zweiten nützlichen Stiftung für die Verbesserung des Unterrichts in der St. Jakobi Gemeine dem menschenfreundlichen Beobachter auf, welche ihn von der Wahrheit noch mehr überzeugt, daß die Menschheit im Guten immer weiter fortschreitet, und sich dem Ideale der Tugend und Vollkommenheit immer mehr nähert. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts beschuldigte man die gute Gemeine St. Jakobi und wohl nicht ganz mit Unrecht, daß sie in Rüksicht der Aufklärung, des echten Christensinns, der Geistesbildung und des reinen Bürgersinns noch am weitesten zurük sey. Sie, oder vielmehr eine große Menge ihrer Mitglieder, war es vorzüglich, welche durch die berüchtigte Mayersche

Renovationssache Gelegenheit zu denjenigen bürgerlichen Unruhen von 1700 bis 1708 in Hamburg Gelegenheit gab, die unserm Staate mit einer gänzlichen Zerrüttung und Anarchie bedrohten. Im Anfange des jetzigen Jahrhunders zeigt sie sich von der vortreflichsten und edelsten Seite, und sucht es allen Gemeinen durch die nüzlichsten und nothwendigsten Stiftungen für Unterricht und Geistesbildung zuvor zu thun. O daß diese schöne, himmlische Gesinnung, immer auf das Bessere hinzuwirken, wahre, echte Aufklärung immer mehr zu befördern und die Summe der bürgerlichen Wohlfarth und Glükseligkeit beständig zu vermehren, doch allenthalben die Herrschende werden möchte!

Nicht minder wohlthätig dem Herzen des Patrioten und Menschenfreundes, ist die Vergleichung der jezzigen, wahrhaft ehrwürdigen Geistlichkeit mit der Geistlichkeit im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Wir haben jezt keine Kezzermacher, keine wilde Eiferer und Verfolger, keine hochverrätherische Aufhezzer, sondern Männer in unserm Ministerium, die echte Religion, echten Christussinn im Herzen und im Munde führen. Nach dem zwar rechtschaffenen und gelehrten, aber doch zu eifrig orthodoxen Erdmann Neumeister, folgte in der Jakobi Gemeine der sanfte und menschenfreundliche Ulber, welcher mit andern vortreflichen Gehülfen durch Liebe und Sanftmuth an der Herzensbesserung seiner Zuhörer arbeitete; Gerling trat in seine Fußstapfen, und der jezzige Pastor, Herr Klefecker ist mit allen seinen Gehülfen, von welchen sich die Herren Evers und Rentzel nun so verdient um das Schulwesen gemacht haben, auf die Veredelung und Vervollkommnung der Menschheit bedacht, und theilt diese Gesinnungen mit allen Gliedern des hamburgischen Ministeriums. Selige Aussicht für die Zukunft!

Die Mädchenschule, von welcher hier eigentlich die Rede ist, hat nach dem Berichte des Herrn Rentzel ihr Entstehen ursprünglich den Edlen zu verdanken, welche sich im Jahr 1798 zur Zusammenbringung eines Kapitals willig finden ließen, von dessen Zinsen ein unentgeldlicher Confirmationsunterricht solchen Kindern ertheilt werden sollte, deren Eltern sie nicht in die Schule der Armenanstalt schikken wollten *) und den Unterricht doch nicht bezahlen konnten. Diese Absicht ist auch seitdem erreicht, indem jeden Winter 30 Kinder zu diesem Zwekke unentgeldlich unterrichtet sind. Unter dem Zusammentreffen mancher günstigen Umstände und bei den lautwerdenden Klagen mancher gebildeten Eltern des Kirchspiels über den Mangel an Gelegenheit, ihre Töchter zwekmäßig bilden und unterrichten zu lassen, fand man die Möglichkeit durch Benuzzung dieses Kapitals, ohne die erste Absicht der Wohlthäter aufzugeben, dies gerechte und edle Verlangen würdiger Eltern zu befriedigen. Die Schule ist daher nach einem vernünftigen Plane eingerichtet, und für das billige Quartalgeld von 9 mℓ kann ein Mädchen alle ihm nüzliche und nöthige Kenntnisse erlernen. Für Schreibebücher, Zeichenbücher und den Unterricht in der französischen Sprache muß jedoch, wie billig, besonders bezahlt werden. Ob die Eltern etwa einmal dem Lehrer ihre Zufriedenheit durch ein Geschenk zu erkennen geben wollen, ist völlig ihrer Willkühr überlassen. Der erste Lehrer und die erste Lehrerin dieser zwekmäßigen Anstalt sind Herr Fien und seine Frau, und die Schule wurde mit einer feierlichen Rede, welche unter dem Titel: „Rede bei der Einweihung der Mädchenschule 1802 den 1sten July von Hermann Rentzel, Diakonus zu St. Jakobi," gedrukt ist,

*) Warum wollten sie das nicht?

D. V.

und worin man auch Nachricht und den Plan von dieser Anstalt findet, den 1sten Julius dieses Jahrs eröfnet.

Die Anstalt besteht aus einer Lehrschule und einer Indüstrie- oder vielmehr Arbeitsschule. Beide sind sehr richtig und zwekmäßig in zwei Klassen abgetheilt. In der untern Klasse der Indüstrieschule wird Unterricht im Strikken, Weisnähen, Filetmachen, Spinnen, Ketten- und andre Stiche nähen und Marliausnähen gegeben. In der obern Klasse wird im Weisnähen, künstlich Strikken und Filetmachen, Strümpfe stopfen, Namentuch machen, Stücke einzusezzen, Stopflappen machen und Schneidern Unterricht ertheilt. Das Allerschäzbarste an der ganzen Anstalt ist, daß die Gattinnen der Prediger sich menschenfreundlich entschlossen haben, die Mitaufsicht über diese Schule zu führen.

Es ist freilich gewissermaßen Undankbarkeit, wenn man an einer wahrlich guten Anstalt, welche die erste in ihrer Art in unserm Vaterlande und unter gewissen Schwierigkeiten errichtet ist, tadeln und meistern will; allein, wenn ich einige bescheidene Anmerkungen über den Plan dieses lobenswürdigen Instituts zu machen mich gedrungen fühle: so ist es nicht Tadelsucht oder Mäkelei, sondern aufrichtiger Wunsch, daß diese Einrichtung zur höchstmöglichsten Vollkommenheit gedeihen möge, welches auch sicher der innigste Wunsch und die ernstliche Absicht der edelmüthigen Stifter dieser Bildungsanstalt ist. Bei der Indüstrie- oder Arbeitsschule bleibt auch in der That, so viel, wie ich es verstehe, wenig zu wünschen übrig. Das Spinnen, diese ehemalige, sehr ehrenvolle Beschäftigung deutscher Weiber, ist mit Recht ein Gegenstand des Unterrichts. Aber, warum nur in der untern Klasse, warum nur zwei Stunden in der Woche?

Freilich ist das Mechanische des Spinnens leicht erlernt; freilich behält das Kind die Handgriffe und wird sich ihrer immer wieder erinnern können. Allein, es giebt

auch einen hohen Grad in der Kunst zu spinnen, und diesen müßte man in den Arbeitsschulen für Mädchen zu erreichen suchen. Ich spreche hier nur blos von der Flachsspinnerei, die auch in dem Plane ohne Zweifel einzig und allein angenommen wird, ohnerachtet viele Materialien versponnen werden, wovon jedes eine besondre Uebung erfordert und worin billig jedes Weib nicht ganz unerfahren seyn sollte. Das Flachsspinnen gewährte ehemals große Vortheile und es war möglich, daß sich ein Frauenzimmer kärglich davon ernähren konnte. Jezt, da die englischen weißen baumwollenen Manufaktur-Waaren alle Märkte von Europa überschwemmen, da die Aerzte wie ehemals die holländischen Aerzte vom Theetrinken, schon behaupten, es sey weit gesünder ein baumwollenes als ein leinenes Hemde zu tragen, da Alles im englischen Geschmak lebt und webt, und unsre treflichen Leinenmanufakturen ihrem Untergange und ihrer Zerstörung entgegen sehen, ist das freilich anders, und jezt ist kein Frauenzimmer im Stande sich mit dem gewöhnlichen Flachsspinnen ihr Leben auch nur auf das elendeste und kärglichste zu fristen. Allein, demohngeachtet bleibt das Spinnen noch immer die erste und vorzüglichste Kunst des Weibes, besonders, da es der Gesundheit so zuträglich ist, wie ich das bald einmal anderswo erweisen werde. Nur muß man suchen, sie auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen, und die Handgriffe dabei aufs möglichste zu erleichtern, um an Zeit und Geschwindigkeit zu gewinnen, was man an Arbeitslohn verliert. In dieser Rücksicht müßte durchaus das zweispillige Trefurter Spinnrad allenthalben und besonders in Indüstrie- und Arbeitsschulen eingeführt werden. Dieses Rad giebt mit nicht größerer Anstrengung doch beinahe den doppelten Ertrag. Ich glaube auch, daß es in den Indüstrie-Schulen unserer vortreflichen Armenanstalt mit sehr großem

Nuzzen gebraucht wird. Alle Vorurtheile gegen das Spinnen auf einem zweispilligen Rade, lassen sich sehr leicht widerlegen, obgleich hier dazu weder Ort noch Zeit ist. Kurz, ich wünsche, „daß in jeder Indüstrie- und Arbeitsschule die Unterweisung im Spinnen auf einem zweispilligen Rade geschehen und daß der Untericht im Spinnen bis zur Vollendung der jugendlichen Bildung fortgesetzt werden möchte."

Wäre es nicht gut und nüzlich, ja sogar nothwendig, besonders in unsern hamburgischen Töchterschulen, eine Anleitung zur Haushaltungskunst zu geben? Die Mädchen müßten den wahren Werth des Geldes kennen, müßten begreifen lernen, wie nothwendig es, besonders in Hamburg sey, mit der Feuerung sparsam und haushälterisch umzugehen; müssen angeführt werden, die Lebensbedürfnisse aufs beste und zugleich aufs wohlfeilste einzukaufen; müßen wider das Vorurtheil verwahrt und gesichert werden, „daß nur dasjenige gut schmekke, was theuer sey; müssen eine solide und vernünftige Hauskochkunst, welche auch die gewöhnlichsten Speisen gut und schmakhaft zuzubereiten zeigt, erlernen, damit sie einst als Hausfrauen keine Kochbücher nöthig haben, welche wenigstens eben so verderblich für die nicht sehr begüterten Haushaltungen sind, als die Modejournale; müssen über die Ausgaben und häuslichen Vorfälle ordentlich Buch zu halten lernen. — Freilich kann ich meine müssen hier weit leichter niederschreiben, als sie in Kraft und Wirklichkeit bringen. Allein die Ausführung ist und bleibt doch immer möglich, und daher sollten wir sie billig versuchen.

In der Lehrschule werden in der untern Klasse getrieben: Lesen nach einer vernünftigen und fruchtbringenden Methode; Zeichnen, Anfangsgründe des Rechnens, Erklärung der Evangelien und Episteln, Schreiben, Religion nach Junkers Spruchkatechismus; aus dem Kopfe Buchstabiren, Nachschreiben des Diktirten; Erklärung

dessen, was auswendig gelernt werden soll; in der obern Klasse: Religion nach dem hamburgischen Katechismus; Zeichnen, Naturlehre und Naturbeschreibung abwechselnd mit Geographie; Rechnen, ausgesuchte Bibelstellen benuzzen lernen nach Zerrenners Schulbibel, Erklärung der Gesänge, Schreiben, deutsche Sprache bei praktischen Uebungen 2c.

Daß die Religion in den Schulen überall nach irgend einem Buche gelehrt wird oder gelehrt werden muß, will mir keines weges gefallen. Die wichtigen Lehren vom Daseyn Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Verbindlichkeit zur Tugend und Vollkommenheit, von Belohnungen und Bestrafungen 2c. sind von der Natur und Beschaffenheit, daß eine freie sokratische Methode angewandt werden muß, um sie dem Verstande einzuschärfen. Die unterscheidenden Lehren des Christenthums bedürfen eines freien Vortrages ohne Buch um desto mehr, da sie größtentheils Sache des Herzens sind, auf welche nur durch That und Kraft und nicht durch den todten Buchstaben gewirkt werden kann. Christus nahm kein Buch in die Hand. „Sehet die Vögel unter dem Himmel. Wir hören wohl das Brausen des Windes, aber wir kennen die Ursache seiner Entstehung nicht 2c" sagte dieser große Lehrer, und zeigte unaufhörlich auf die Werke seines himmlischen Vaters, auf die wunderbare, hehre Natur. Wenn nun aber einmal die Religion nach einem Buche gelehrt werden soll und muß: so ist der hamburgische Katechismus das unzwekmäßigste und unsern Zeiten am wenigsten angemessene Buch, welches ich kenne. *) Es befindet sich sicher viel Gutes und Brauchbares darin, aber allenthalben trift man auch Spuren jener finstern, verdammenden Kezzermacherreligion, daß man unmöglich die wahre Christusreligion daraus lernen kann. Viele unserer aufgeklärten Religionslehrer haben ihn daher

*) Und doch wird, wie es heißt, an einer neuen Auflage gearbeitet.
D. H.

auch längst bei Seite gelegt; viele bedienen sich statt desselben des hannöverischen Katechismus, aber der Wolf im Schaafspelze bleibt doch immer Wolf. Da wir jetzt die gegründeteste Hoffnung haben, bei dem Ernste, welchen man bei Verbesserung des hamburgischen Schulwesens zu zeigen anfängt, bald ein gründliches und zwekmäßiges Lehrbuch der Religion zu erhalten: so enthalte ich mich der fernern Bemerkungen über diese Angelegenheit.

Daß in dieser Schule Naturlehre, Naturbeschreibung und Geographie gelehrt werden sollen, ist sehr gut und löblich. Allein eigentliche Naturlehre und Naturbeschreibung bedürfen unsre künftigen Hausmütter nicht. Die Kenntniß aller Naturprodukte aus dem Thier- und Pflanzenreiche, welche auf unserm Hopfenmarkte verkauft werden, ihres Nuzzens, ihrer zufälligen Schädlichkeit, ihrer Bearbeitung und Zubereitung für Küche und Haushaltung, wäre allerdings von großem Nuzzen für unsre Töchter. Allein die Naturbeschreibung der Ananas, des Brodfruchtbaums, der Kohlpalme, des Känguruh, des Nilpferdes, des Krokodils, kann ihnen bloß zur angenehmen Unterhaltung dienen, und dazu giebt es näher liegende und folglich wichtigere Gegenstände. Wie Mancher und wie Manche schwazzen nicht von der Ceder Libanons bis auf den Ysop, der an der Wand wächst; aber ob auf den Feldern, durch welche sie wandeln, Rokken, Waizen, Flachs, Hanf oder sogenanntes Unkraut steht, davon wissen sie keine Sylbe. Ueberhaupt muß man bei dem wissenschaftlichen Unterricht, besonders in Bürgerschulen sehr vorsichtig seyn, daß man keine vielwissende, fade, sich allein klug dünkende Schwäzzer bildet; sondern die Zöglinge müssen immer auf das Nahe, Nüzliche und Nothwendige hingeführt werden. Doch muß man sich ebenfalls auf der andern Seite in Acht nehmen, daß man nicht immer und ewig von Nuzzen und Gewinn spricht, weil man sonst

die Menschen leicht gewöhnt, nur das für edel und gut zu halten, womit man den Bauch füllen, oder womit man Fleischeslust, Augenlust und allerlei hoffärtige Neigungen befriedigen kann. Medium tenuere beati. Der Weise geht allenthalben den Mittelweg.

Mit dem herzlichsten Bedauern bemerke ich, daß auch bei dieser Anstalt ganz und gar keine Rüksicht auf vaterländische Geschichte, vaterländische Verfassung und vaterländische Geographie genommen ist. Von Heß Beschreibung der Stadt Hamburg sollte und müßte durchaus in den Händen aller hamburgischen Lehrer und Lehrerinnen seyn; sie würden unendlich viel Materialien darin finden, ihre Zöglinge angenehm und nüzlich zu unterhalten. Auf zwekmäßige Lesebücher über die vaterländische Geschichte und Verfassung nimmt die patriotische Gesellschaft jezt Rüksicht; *) und so dürfte also bald eine wichtige Lükke in dem hamburgischen Unterrichtswesen ausgefüllt werden, wenn wir nur — hamburgische Lehrer und Lehrerinnen haben. Daß auf die Geschichte überhaupt gar keine Rüksicht in dieser Unterrichtsanstalt genommen ist, kann ich nicht loben. Sie allein giebt uns die herrlichsten und vortreflichsten Beispiele von dem, was wir thun und was wir vermeiden müssen, und nur allein ein zwekmäßiger Vortrag derselben wird die verheerende Pest der Romanensucht endlich hemmen und heilen.

Ich wiederhohle es nochmals, daß meine Bemerkungen dieser neuen, nüzlichen, nothwendigen und lobenswürdigen Anstalt nicht zum Nachtheile gesagt seyn sondern dazu dienen sollen, den Blik ihrer edeln Stifter immer fester

*) In meinem Verlage wird bald ein Lesebuch über die hamburgische Geschichte erscheinen, welches von einem sachverständigen und patriotischen Gelehrten ausgearbeitet ist, und mit großem Nuzzen in den hiesigen Schulen wird gebraucht werden können.

F. H. Nestler.

auf die weitere Ausbildung und Vervollkommnung derselben zu heften. Herr Rentzel sezt den Hauptunterschied und den Vorzug dieser Anstalt vor andern Schulen darin: Daß 1) hier nur Mädchen unterrichtet werden; 2) kein Mädchen vom schlechten Betragen hier geduldet wird; 3) die Nothwendigkeit aufhört, diese Mädchen in Abend-Schulen zu schikken; 4) der Unterricht nie zugleich Kindern von ganz verschiedenem Alter und verschiedener Fähigkeit ertheilt wird; 5) jedes Lebensjahr der Kinder zur Bildung ihrer Seele benuzt wird, statt daß in den gewöhnlichen Nähschulen die Zeit für die Geistesbildung ganz verloren geht; 6) bei der genauern Aufsicht der Prediger und ihrer Frauen eine größere Vollkommenheit des Unterrichts mit gutem Grunde zu erwarten ist; 7) daß auch der Unterricht mehrere Gegenstände und mehrere Uebungen umfaßt, als es in gewöhnlichen Schulen der Fall ist; und endlich 8) dafür gesorgt ist, daß die Zahl der Schülerinnen nie zu groß werden kann. Zu diesen kann man als einen sehr großen und wichtigen Vorzug dieser Anstalt hinzufügen, daß sie nicht gebunden ist, bei einem Leisten zu bleiben, sondern den Unterricht und die ganze Einrichtung nach Zeit und Umständen abändern, verbessern und vervollkommnern kann.

Möchte doch diese schöne Anstalt immer blühen, immer vollkommener werden! Möchten doch die übrigen Gemeinen dieser guten Stadt der Jakobitischen in ihrem edeln Streben nach Vermehrung des Bürgerglüks bald nachfolgen! Denn, es kann nicht oft genug gesagt werden, nur ein guter, zwekmäßiger Unterricht, nur eine vernünftige vaterländische Erziehung sind die Grundsäulen des Staats und bewirken das Maaß der bürgerlichen Freiheit und Glückseligkeit, deren die Menschen hier fähig sind.

Theoph.

III.

Sind die Beschwerden, welche ein großer Theil des hamburgischen Publikums über die hamburgischen Armenvögte führt, gerecht?

Es ist eine unbeschreiblich eigne und sonderbare Empfindung, welche sich meines Herzens bemeistert, wenn ich irgend eine Bemerkung, die einem Tadel ähnlich sehen könnte, über eine an und für sich ganz vortrefliche Anstalt niederschreiben, oder irgend einen Mißbrauch eines solchen Instituts rügen will. Besonders ergreift mich dieses schmerzliche Gefühl, wenn ich in Rüksicht der hamburgischen Armenanstalt, die, ich bekenne es frei, nun einmal mein Idol ist, in diesem Falle bin. Ich hadere dann gleichsam mit der Natur, daß sie jedes menschliche Werk mit Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit gestempelt hat, und, wenn ich nicht der höhern Pflicht der Philanthropie und des Patriotismus folgen müßte: so würde dieser Aufsaz ewig ungeschrieben geblieben seyn.

Die hamburgische Armenanstalt wirkt, außer der Erreichung der bestimmten Zwekke unendlich viel Gutes, welches der größte und ununterrichtete Theil des Publikums nicht einmal ahndet, und welches nur derjenige einigermaßen begreifen kann, der mit einem Herzen voll Gefühl und Menschenliebe unter seinen ärmern Brüdern herumwandelt, gern und willig auf ihre Aeußerungen und Klagen hört, und ihnen, wenn er nicht reell und thätig helfen kann, doch dasjenige, was man nie einem Leidenden versagen darf, Tröstung und Hofnung für die Zukunft giebt. Er fühlt dann innigst die erhabene Bestimmung eines hamburgischen Armenpflegers und verehrt den Mann,

welcher blos von dem reinsten Bürgersinn und der edelsten Vaterlandsliebe getrieben, sich zum Vormund und Sprecher der leidenden Menschheit geweihet hat.

Unter den sichtbaren und allenthalben in die Augen springenden Vortheilen, welche die Armenanstalt dem Staate gewährt, ist das ohne Zweifel einer der größten und schäzbarsten, daß sie die Gassenbettelei gehemmt und beinahe gänzlich ausgerottet hat. Schon vor der jezzigen Armenordnung hatte man Anstalten und besonders trefliche Gesezze, diesem Unwesen zu steuern Allein sie waren größtentheils unwirksam. Mit der Entstehung der jezzigen Armenanstalt, wurde dieser schreklichsten aller Unordnungen mit Nachdruk entgegen gearbeitet, und einige Jahre darauf sahe man auf unsern Gassen keine Bettler mehr. Allein seit einiger Zeit wagte es die Unverschämtheit wieder, ihr Haupt zu erheben und troz den Gesezzen, troz der weisen und nothdürftigen Unterhaltung der warhaft Armen, dem Vorübergehenden mit Frechheit, Ungestüm oder Heuchelei eine Gabe abzupressen. Die Armenanstalt hat aufs neue ihre Aufmerksamkeit geschärft, aufs neue die kräftigsten Maaßregeln ergriffen, und man bemerkt die herrlichsten Folgen davon.

Da, wo väterliche Ermahnungen und Warnungen nichts fruchten wollen, muß allerdings strenger Ernst gebraucht werden, wenn es auf die Wohlfarth des Staats und der Menschheit ankommt. Diesen Ernst hat man denn auch gezeigt. Es sind mehrere und thätigere Armenvögte angenommen; man hat sie auf das Bündigste beeidigt und ihnen eine außerordentliche Prämie von 2 mℒ für jeden Bettler, den sie einfangen, zugestanden. Wie sehr dieses die hiesigen Armenvögte in Thätigkeit gesezt hat, davon zeigt die in der lezten Rechnung des Armenkollegiums angeführte Summe von 7220 mℒ 5 ß, welche unter der Rubrik: Armenpolizei (d. i. Bettelvögte und Viatika)

aufgeführt, und zu diesen Prämien und zu Zehrpfennigen für die fremden Bettler verwandt ist. Wer könnte es sich wohl einfallen lassen, diese weisen und gerechten Maßregeln zu tadeln? Wer fühlt sich nicht vielmehr durchdrungen, ihnen den herzlichsten und lautesten Beifall zu zollen?

Dies thut denn auch sicher jeder unbefangene und unpartheiische Freund seines Vaterlandes. Er segnet die verehrungswürdigen Männer, deren Thätigkeit ihn wider die ärgste aller Plakkereien sichert, und sucht nach Kräften und Vermögen dazu beizutragen, eine Anstalt zu erhalten und zu sichern, welche so unendlich viel Gutes wirkt. Allein es erheben sich unzählige laute und vernehmliche Stimmen, nicht sowohl gegen die Armenpolizei, als vielmehr gegen die untersten Offizianten derselben, gegen die Armenvögte. Man beschuldigt sie laut der Willkühr und des Despotismus gegen ärmere Bürger, man beschuldigt sie laut der Hintergehung des Armenpolizei-Departements und der Betrügerei. Sind diese Klagen, diese Beschuldigungen gerecht? Man dürfte allerdings auf diese Anschuldigungen gar nicht achten, wenn sie blos von einer gewissen Klasse leichtsinniger und muthwilliger Armen herrührten, die beständig wohlleben, aber nie arbeiten wollen, und deren Charakter schon so äußerst verdorben ist, daß sie das Entehrende des Bettelns nicht einmal mehr fühlen können. Allein es giebt auch würdige, menschenfreundliche, wohlhabende Bürger, welche diese Klagen hören lassen, und ich befürchte, sie sind nicht ganz ohne Grund. Den verehrungswürdigen und liebenswürdigen Männern, welche aus reinem Patriotismus ihre Thätigkeit und Kraft dieser vortreflichen Armenänstalt widmen, muß Alles daran gelegen seyn, den Grund oder Ungrund dieser Klagen und Beschuldigungen zu erforschen, damit ihr heiliger Eifer für die Sache der Menschheit und ihr herzliches Vertrauen auf die Redlichkeit der nur zu oft

habsüchtigen Unterbedienten sie zu keiner Ungerechtigkeit hinreißen; denn diese kann nie, auch nicht durch die heiligste Absicht entschuldigt werden. Und, wie schmerzhaft ist es nicht für einen redlichen, gefühlvollen Mann, durch die edelsten Neigungen, durch den lobenswürdigsten Eifer selbst, der Düpe gewinnsüchtiger und gewissenloser Menschen zu seyn! Vielleicht trift keine einzige dieser Klagen und Anschuldigungen das Ohr jener edeln Freunde der Menschheit und des Vaterlandes, und daher muß mir die Pflicht, sie aufmerksam darauf zu machen, desto ehrwürdiger und heiliger seyn. Vielleicht hätte ich einen andern Weg als den der Publizität wählen müssen, um meinen Zwek zu erreichen. Allein andre Wege sind mir unbekannt; ich weiß es aus Erfahrung, daß ich das Scherflein Gutes, welches ich zu wirken im Stande bin, nur dann auf den Altar des Vaterlandes legen kann, wenn ich unbekannt bleibe; und Publizität, bescheiden und redlich gebraucht, ist das sicherste Hülfsmittel, Unordnungen und Ungerechtigkeiten auf die Spur zu kommen. Meine Absichten bei diesem Aufsazze sind die ehrlichsten und reinsten, und wenn Eifer und Wärme für die Sache der Menschheit mir irgend einen Ausdruk entlokken sollten, der gemisdeutet werden könnte: so erkläre ich hiemit im Voraus aufrichtig und feierlich, daß ich durchaus nichts gegen unsre glükliche Verfassung vorbringen, durchaus keinen beleidigen will, am allerwenigsten Männer, die meine tiefste Hochachtung und Ehrfurcht verdienen, die ihrem Vaterlande zur Zierde gereichen, und die nicht müde werden, für Bürgerwohl und Bürgerglük rastlos bemüht zu seyn.

Schon seit einiger Zeit hörte ich die laute Beschuldigung, daß die Bettelvögte jeden schlecht gekleideten Mann, jede schlecht gekleidete Frau so lange verfolgten, bis sie dieselben allein treffen und ohne Zeugen erhaschen könnten, dieselben nach dem Zuchthause schleppten, dort auf ihren

Eid aussagten, daß die eingefangene Person gebettelt hätte, daß diese dann ohne weitere Untersuchung fest gehalten würde, und der Bettelvogt seine 2 mℓ dafür ausgezahlt erhielte. Mir schauderte bei dem Gedanken, daß man auf diese Art mit dem köstlichsten Kleinode, mit der Freiheit eines hamburgischen Bürgers spielen könnte, achtete aber nicht sonderlich auf diese Anschuldigungen, weil mir recht gut bekannt ist, daß die mehrsten Menschen mit der unseligen Sucht, Alles, selbst das Ehrwürdigste und Heiligste, zu tadeln, befallen sind. Allein wiederholte Klagen und einige wirkliche Vorfälle haben mich aufmerksamer gemacht. Verschiedene ärmlich gekleidete Menschen, welchen ich vorüber gieng, die mich und andre aber um keine Gabe angesprochen hatten, sahe ich kurz darauf in den Händen der Bettelvögte und nach dem Zuchthause schleppen. Ein Mann, der sich hier aufhält, auf eine zwar nicht sehr ehrenvolle aber doch redliche Art, sich Etwas zu verdienen sucht, und zur Treibung seines Gewerbes einen richtigen und bezalten obrigkeitlichen Erlaubnißschein hat, der aber ärmlich gekleidet ist, hatte sich vor einiger Zeit auf einen Tritt der Petri Kirchthür gesezt, um etwas auszuruhen. Zwei redliche Männer reden ihn folgendermaßen an: „Freund! er scheint hier fremd zu seyn, und ist, nehm ers nicht übel, ärmlich gekleidet! dort in einiger Entfernung lauern die Bettelvögte auf ihn. Bleibt er hier sizzen und können sie ihn allein und ohne Zeugen erhaschen: so werden sie ihn nach dem Zuchthause schleppen, vorgeben, daß er gebettelt habe, und er wird dann entweder festgehalten oder aus der Stadt gebracht. Man wird ihm nicht glauben, sondern man glaubt den Bettelvögten, weil sie geschworen haben." Der Mann erschrikt, sieht auf, erblikt die Bettelvögte und eilt davon, um nicht in ihre unbarmherzigen Hände zu fallen.

Ich gestehe es sehr gern, daß obige Anführungen zwar einen leichten moralischen aber keinen streng juristischen Beweis gegen die Bettelvögte abgeben. Allein oft müssen die moralischen Beweise die juristischen, wo nicht ersezzen, doch verstärken. Juristisch wahrer kann folgendes Faktum erwiesen werden. Ein hiesiger Schuzbürger, (der aber in Ansehung von Recht und Gerechtigkeit eben so gut hamburgischer Bürger ist, als der beste und reichste Großbürger) ein Peruquenmacher, Namens D., der wohl dreißig Jahre Einwohner und Bürger dieser Stadt ist, der beständig Alles geleistet hat, was das Gesez von den Schuzbürgern fordert; der, besonders in den leztern Zeiten, in welchen das Gewerbe der Peruquenmacher und Frisöre sehr abgenommen hat, in oft sehr bitterer Armuth lebte, ohne den Armenanstalten zur Last fallen zu wollen; der edle Schaam genug hatte, um seine Leiden Keinem zu entdekken und sie immer in der Stille und in süßer Hofnung auf bessere Zeiten in seinem Herzen verschlossen trug; dem häusliche Unglüksfälle Krankheiten und Tod seine Leiden vermehrten, und der dennoch in keinem Vorfalle fremde Hülfe suchte; der zwar sehr ärmlich gekleidet gieng, aber unter seinem schmuzzigen Rokke ein gefühlvolles und patriotisches Herz trug; dem ich und mehrere redliche Leute, wenn es Noth thut, das beste Zeugniß geben können; mit dem selbst sein Wirth und seine Wirthin zufrieden sind, ohnerachtet er ihnen noch einige Thaler Miethe schuldig ist, dieser Arme, aber bis dahin nie Bettler, dieser wahrhaft verschämte Arme, ist vor einiger Zeit in dem sogenannten Carolusgange zwischen dem Altonaer- und Dammthore von Bettelvögten aufgegriffen, nach dem Zuchthause geschleppt und dort bis auf diesen Augenblik, in welchem ich dies niederschreibe, festgehalten worden. Verwendungen seiner Freunde und Bekannten haben ihn nicht losmachen können,

weil man, wie versichert wird, behauptet, einem beeidigten Bettelvogte, dessen Gewissen aber unaufhörlich durch 2 ℳ bestürmt wird, müsse man glauben. Und einem Bürger, der den heiligsten aller Eide, den Bürgereid geschworen hat, will man nicht glauben?

Ist das, was ich so eben niedergeschrieben habe, wahr, wie es denn wohl erwiesen werden kann: so sizt jezt ein wahrhaft verschämter Armer,*) ein hamburgischer Bürger im Zuchthause, seiner Freiheit beraubt, die ihm nach den Gesezzen, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, nicht geraubt werden kann; so sizt ein Mann im Zuchthause, dem man seiner edeln Schamhaftigkeit wegen ohne Aufforderung hätte unterstüzzen sollen. Im dritten Artikel des hamburgischen Haupt-Rezesses von 1712 (er gehört mit zu den sanctionirten Artikeln) steht mit klaren Worten: „dahingegen auch diese (die Gerichtsdiener) sich alles Ungestüms und Brutalität, auch Völlerei, bei ihren Verrichtungen enthalten und sonsten keinen Anlaß zu Exzessen geben, vielmehr, so viel immer thunlich, gegen einen Bürger (Großbürger, Kleinbürger, Schuzbürger ist hier einerlei) bürgerlich verfahren und das edle Kleinod der bürgerlichen Freiheit nicht mit Füßen treten sollen." So spricht unser Fundamentalgesez von Gerichtsdienern, die der Regel nach doch wohl gebildeter und menschlicher seyn sollen, als die Bettelvögte, welche ein Amt übernommen haben, das von dem größten Theile der Staatsbürger, ob mit Recht oder Unrecht, das gehört hier nicht her, verabscheuet wird, und wodurch sie sich gewissermaßen der öffentlichen Verachtung Preis geben. Und, man will annehmen, daß diese gewöhn-

*) Mancher sogenannte Pauvre honteux hat die Unverschämtheit, die Almosen seiner Mitbürger zu verhuren und zu verspielen.
D. V.

lich niedrigen Lohnknechte ihrem Eide gewissenhafter nachleben sollen, als der Mann, welcher den Bürgereid geschwören hat, und nie einer Unwahrheit überführt ist? Menschen, denen jeder Fang mit 2 Mark bezahlt wird, will man mehr Glauben zustellen, als dem redlichen Manne, zu dessen Hülfe und Beistande nicht augenbliklich Zeugen auftreten können und der im zerrißnen Rokke erscheint? Ich kann mich nie davon überreden, daß wahrhaft edle Hamburger den Rok zum Maßstab für den Werth eines Menschen annehmen wollten; edle Hamburger, deren Väter bei allen ihren großen Geschäften simpel gekleidet giengen.

Können die Bettelvögte dieses oder etwas Aehnliches unternehmen oder bewirken: so sind sie die Tyrannen und Despoten des ärmern Bürgers, und kein Bürger, wenn er auch ganz in Lumpen gekleidet ist, soll oder darf despotisch, und, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, seiner Freiheit beraubt werden. Wer es thut, oder dazu mit wirkt, der tastet Hamburgs Konstitution an und vergreift sich an dem edeln Kleinode der bürgerlichen Freiheit, welches nach unsern Fundamentalgesezzen Keiner ungestraft thun soll. Wir hätten die niedrigste und gefährlichste Staats-Inquisition in der ganzen Welt. In Venedig waren es Edle, welche die Staats-Inquisition bildeten; in Hamburg wären es Pracher- oder Bettelvögte, gewöhnlich die Elendesten unter allen hamburgischen Einwohnern. Ihr Eid? ich will nicht darüber urtheilen und richten. Täglich sechs Mark mehr oder weniger sind große Steine des Anstoßes. Doch glaube ich recht gern, daß es auch in dieser Klasse redliche Menschen giebt, welche richtige Begriffe von der Heilgkeit des Eides haben. Allein auf ihren Eid darf man durchaus kein willkührliches Verfahren bauen.

Und wer sind denn Diejenigen, welche über diese

ärmern und mitleidswürdigen Bürger urtheln und richten? Es sind Bürger. Kein Bürger darf über den andern eine despotische, willkührliche Gewalt ausüben; das wollen unsre Gesezze, das will die Menschheit nicht. Ist der Armenpolizei-Kommission irgend eine Gewalt, selbst von Rath und Bürgerschaft übertragen, so darf diese dennoch nicht weiter ausgedehnt werden, als es die Fundamentalgesezze erlauben, sonst ist sie ungesezmäßig und nichtig. Es ist besser, daß hundert Bettler auf unsern Straßen eine Gabe fordern, als daß ein einzigesmal die Freiheit auch des allerärmsten Bürgers gekränkt wird. In Hamburg sind wir alle Bürger und müssen als solche angesehen und beurtheilt werden. Keine Tyrannei, am allerwenigsten eine Tyrannei der Bettelvögte! Keine Tyrannei, am allerwenigsten über unsern hülfsbedürftigen Mitbruder und Mitbürger, der, schon der Natur der Sache nach, selten einen redlichen Vertheidiger findet, und — dessen Rechte zu kränken die größte Grausamkeit und Fühllosigkeit ist.

Gesez, Vernunft und Billigkeit erfordern es, daß, wenn der Eingefangene ein Bürger ist, man seine Umstände, Lage und Verhältnisse auf das genaueste untersucht. Nicht der Eid der Bettelvögte muß gelten, sondern die Wahrheit, die man auf das allersorgfältigste zu entdekken suchen muß.

Gesezt, der besagte O hätte diesmal wirklich gebettelt, (im Carolusgange ist dies doch nicht wahrscheinlich) wie es denn wohl Fälle im menschlichen Leben geben kann, wo Einer einer plözlichen Hülfe bedarf, so will doch dieser einzige Fall nicht, daß er deswegen seiner Freiheit und welches noch weit mehr ist, seiner bürgerlichen Ehre beraubt werden darf. Erst muß man untersuchen und dann, nach Befinden, strafen. So lange bei einem hiesigen Bürger nicht Alles auf das allergenaueste untersucht ist, bleibt seine Festhaltung (man verzeihe mir

die Härte des Ausdruks) eine der grösten Ungerechtigkeiten, die man sich vorstellen kann, und kein hamburgischer Bürger darf eine solche Ungerechtigkeit begehen.

Doch, ich will mich aller fernern Bemerkungen über diesen Fall enthalten; ich will nicht Alles anführen, was ich für den kleinern oder ärmern Bürger aufstellen könnte. Ich will mich auf Bitten, auf gute Worte einschränken. Ich bitte, ich flehe daher die Armenpolizei-Direktion im Namen der Menschheit, im Namen der hamburgischen Bürger, deren allgemeiner Wille immer auf Freiheit und Glükseligkeit geht, im Namen der Freiheit, die als das köstlichste Kleinod jedem hamburgischen Bürger in den Fundamentalgesezzen dieser Stadt zugesichert ist, im Namen ihres eignen Herzens und ihres eignen Gefühls von Freiheit und Unabhängigkeit, den allerdings verzeihligen Irthum wieder gut zu machen, dem Bürger O. seine, ihm theuer versicherte Freiheit wieder zu geben, ihm seine Leiden und seine Beschämung zu vergüten, und ihn für die Zukunft so zu unterstüzzen, daß er nie wieder seines schmuzzigen oder zerrissenen Rokkes wegen, eingezogen wird. Dies dürfte nach dem wahren Sinne unsrer Armenordnung gehandelt seyn, und kein Bürger wird es wagen können, gegen eine Anstalt, die wohlthätig und gerecht zugleich ist, zu eifern.

Theophilanthropos.

IV.

Wie ist es mit der Preßfreiheit in Dännemark sowohl als in Holstein und in der Republik Hamburg beschaffen?

Viele Schriftsteller, und gewöhnlich, wenn sie die dänische Regierung lobpreisen, erwähnen der Preßfreiheit, als

Beweis der besondern Aufklärung, die in diesen Staaten herrscht, und der größte Theil der Einwohner behauptet das nehmliche mit einer Zuversicht, daß dem Unkundigen ohnmöglich irgend ein Zweifel übrig bleiben kann. Demohngeachtet haben verschiedene dänische Skribenten grade das Gegentheil zu erweisen gesucht; sie leugnen nicht nur, daß es hier Preßfreiheit gebe, sondern beweisen mittelst königlicher Rescripte, daß die Verfasser weit übler daran sind, als an Orten, wo Censur statt findet.

Es ist eine für die Menschheit zu wichtige Angelegenheit, um solche unerörtert zu lassen, und die Wahrheit erfodert eine unparteiische Untersuchung, wer von beiden Theilen Recht oder Unrecht habe, denn bei so geradezu widersprechenden Behauptungen, kann das Recht doch nur auf der einen Seite statt finden.

Um das Publikum hierüber zu belehren, ist es nothwendig, eine kurze Geschichtserzählung voran zu schikken, denn nur aus solcher wird es deutlich werden: ob es im Dänischen eine eingeschränkte oder uneingeschränkte oder, wie einige Schriftsteller behaupten, ob es gar keine Preßfreiheit gebe?

Sicher war Lezteres der Fall vor Erscheinung des Rescripts vom 14. Sept. 1770, denn zu dieser Zeit war es keinem Schriftsteller erlaubt, Etwas zu schreiben, was einen Tadel gegen Regierung, gegen Landes-Gewohnheiten oder noch weniger gegen die Lehrform der Kirche betraf.

Es konnte auch dergleichen schwerlich statt finden, weil jeder Verfasser sein Manuscript der Censur zu unterwerfen verpflichtet war, und eben so wenig durfte ein Buchdrukker es wagen, irgend ein Blatt zu drukken, ohne daß der Censor sein inprimatur darauf geschrieben hatte, gerade so wie es noch jezt in kaiserl. Staaten oder in kursächsischen Landen gewöhnlich ist.

Das gedachte Rescript von 1770 hob die Censur auf, und so wie zu sclavisch gehaltene Jünglinge, wenn sie auf einmal in Freiheit gesezt werden, selten diese zu gebrauchen verstehen und gewöhnlich durch Ausschweifungen mißbrauchen, so gieng es auch hier; fast lauter Schmähschriften erschienen, und die Regierung glaubte genöthigt zu seyn, ein Jahr darauf durch ein anderes Rescript vom 7. Oct. 1771 jene Freiheit einzuschränken.

Ungern wollten die Schriftsteller sich ein ihnen verliehenes Gut so schnell wieder entreißen lassen, sie wagten daher das Aeußerste, fuhren fort sehr freimüthig über Angelegenheiten des Staats zu schreiben, bis endlich ein Rescript vom 20. Oct. 1773 erschien, nach welchem Alles über den Staat Beleidigende streng verboten und den Polizeimeistern die unumschränkte Gewalt ertheilt wurde, einen Verfasser nach Willkühr zu einer Geldstrafe von 50 bis 200 Rthlr. zu verurtheilen.

Da keine Censur eingeführt war und das Publikum sich einbildete, der Kronprinz liebe freimüthige Aeusserungen seiner Unterthanen, nahm man keinen Anstand eben so frei zu schreiben, als ob gar keine Einschränkung der Presse statt finde; allein man merkte bald daß man sich getäuscht hatte, denn zwei Schriftsteller Heiberg und Riegel empfanden nur zu sehr, daß sie dem strengen Richterstuhle ihres Polizeimeisters unterworfen waren.

Die Regierung sah jezt selbst ein, daß bei solchen Umständen die Aufklärung in den dänischen Staaten keine Fortschritte machen könne, weil es blos auf einen einzigen Mann, einen Polizeimeister beruhte, ob er die Aufklärung begünstigen, oder jedes schriftstellerische Produkt für Kontrebande erklären wolle.

Wirklich war es dem beim Volk mit Recht beliebten Kronprinzen und mit ihm zugleich dem unvergeßlichen Bernstorf ein Ernst, blos die Preßfreiheit einzuschränken;

dagegen Freimüthigkeit der Schriftsteller zu begünstigen, und so wurden diese in einem Rescripte vom 4 Dec. 1790 den Händen der Polizei wieder entzogen und verordnet, daß ihre Produkte von nun an, den allgemeinen Richterstühlen des Landes unterworfen seyn sollten. Das war freilich ein günstiger Umstand, ganz zum Vortheil der Preßfreiheit, aber dennoch nicht hinreichend Schriftsteller zu schüzzen, die sich einbildeten, Wahrheiten ohne Schminke vortragen zu dürfen, im Gegentheil wurden freimüthige Urtheile sehr oft von den Richterstühlen des Landes mit vieler Härte bestraft; ja die Prozeduren, die man sich gegen verschiedene Autoren erlaubte, bewiesen nur zu deutlich, daß die dänische Preßfreiheit auf sehr schwankenden Grundsäzzen beruhe und nur allein in Abschaffung der Censur bestanden habe, denn dieses war der einzige Umstand, den man in allen Rescripten deutlich angegeben fand, alles andere war sogar zweifelhaft gelassen, und weder Richter noch Publikum konnte bestimmt wissen, ob die frühern oder spätern Gesezze, weil in Leztern nicht gesagt wurde, in wie fern die Erstern aufgehoben, von Gültigkeit wären. Diese Ungewißheit machte manchen Schriftsteller straffällig; selbst die Richter befanden sich zuweilen in Verlegenheit, da ein Rescript durch das Folgende gewöhnlich erläutert werden sollte, statt der Erläuterung aber sich Widersprüche aller Art fanden.

Den Hauptinhalt der so eben erwähnten Rescripte will ich der Ordnung nach, hier bemerken, denn es gehört zur Entscheidung der Hauptfrage, ob Preßfreiheit in dänischen Staaten statt finde? sich mit dem Sinne dieser Gesezze genau bekannt zu machen.

Im Rescript von 1770 wurde die bisherige Censur uneingeschränkt aufgehoben, und ausdrüklich gesagt: „Es „wird in allen Reichen und Ländern des Königs, den „Buchdrukkereien eine unumschränkte Freiheit vergönnt,

„so daß niemand verpflichtet ist, seine Schriften, die er
„durch den Druk herausgeben will, der bisherigen Censur
„oder Approbation zu unterwerfen."

Im Rescripte vom 7. Oct. 1771 hieß es: „Die ver-
„liehene Preßfreiheit darf nicht zur Verlezzung anderer
„bürgerlichen Gesezze gemißbraucht werden; alle Injurien,
„Pasquille und aufrührerische Schriften sind deswegen
„noch ferner, eben so wie bisher, der Strafe unterworfen.
„Keinem Buchdrukker ist es erlaubt, eine Schrift, deren
„Autor er nicht weiß, zu drukken. Kann er den Autor
„nicht angeben, so muß er selbst für den Inhalt verant-
„wortlich seyn."

Mit dem Drukker sah es also sehr gut aus, wenn er seinen Autor angeben konnte, aber für diesen war es desto schlimmer beschaffen, denn da Ingurien und aufrührische Schriften streng verboten waren, so hieng es lediglich von dem Richter ab, ob und in wie fern er gesagte und gedrukte Wahrheiten für Injürien erklären wollte, da selbst die juristischen Definitionen des Worts injuria nicht hinreichend sind, die verschiedenen Deutungen bei vorkommenden Fällen zu erschöpfen.

Mit dem Worte Pasquill geht es nicht besser. Große Juristen haben hier oft bei der Erklärung gefehlt, und die Grenzlinie zwischen Satyre und Pasquill ist so fein, daß nur ein philosophischer Kopf im Stande ist, das eine von dem andern zu unterscheiden.

Im Eingange dieses Reseripts wurde von anstößigen und beleidigenden Schriften gesprochen, die man dadurch zurükhalten wollte; aber können die Fiskale, Polizeiherren und dergleichen nicht viele Dinge anstößig finden, die dem Publikum gar nicht zum Anstoß gereichen?

Am auffallendsten war folgende Klausel des Rescripts:
„obzwar die Censur aufgehoben ist, so soll doch ein jeder
„Autor nichts destoweniger dafür verantwortlich seyn, daß

„seine Schrift nichts enthalte, was den Gesezzen und „Anordnungen zuwider läuft."

Daß durch diese Klausel die Preßfreiheit aufgehoben ist, liegt am Tage, da nicht einmal die Gesezze und Anordnungen bestimmt angegeben werden, nach welchen man gerichtet wird, und man daher nicht weiß, welche Gesezze darunter zu verstehen sind; folglich es auch hier der richterlichen Willkühr überlassen bleibt, ob und wie ein Autor gestraft werden soll.

Das Rescript vom 4. Dezemb. 1790 verdient besonders Erwähnung, da es das Lezte ist, welches in Ansehung der Preßfreiheit ergangen ist, und man glauben sollte, daß wenigstens darin der Inhalt der Aeltern entkräftet würde. Es heißt in solchem: „Der König habe „mit Mißfallen gesehen, daß die Preßfreiheit gemißbraucht „worden, um öffentliche Veranstaltungen zu höhnen und „die Ehre achtbarer Bürger anzugreifen."

Ein so unbestimmtes Gesez muß der Preßfreiheit mehr schädlich als nüzlich seyn, denn es kann nicht fehlen, daß jede, auch die bescheidenste Rüge, sie betreffe die Regierung oder auch Privatpersonen, unter diese Rubrik zu ziehen sey; widersprechend ist es wenigstens in jeder Hinsicht, auf der einen Seite die Schriftsteller von der Censur frei zu sprechen, und auf der andern ihnen Fesseln anzulegen.

Nichts ist gewisser, als daß es der Gewalt des Richters anheim gestellt ist, alle Preßfreiheit zu vernichten, besonders da nicht bestimmt wird, was man willens ist, unter Injurie, Pasquill nnd aufrührerischen Schriften, so wie unter dem Ausdruk höhnen zu verstehen sey. Da unu selbst die Satyre nichts weiter ist, als Hohn, so macht folglich auch der feinste Satyriker sich durch Werke des Wizzes straffällig.

Die Einwendung: „es giebt eine eingeschränkte und eine uneingeschränkte Preßfreiheit, und von ersterer Art ist diejenige, die in den dänischen Staaten statt findet," ist keineswegs hinlänglich, denn wäre die dänische Preßfreiheit nur eingeschränkt, so müßten auch die Fälle bestimmt angegeben seyn, wie weit der Schriftsteller gehen könne. Ueberhaupt anstößige und beleidigende Schriften zu verbieten, beweist nur zu deutlich, daß es dem richterlichen Ermessen anheim gestellt wird, was man für Beleidigung ansehen will, und bei solchem Verfahren ist an Preßfreiheit gar nicht zu denken.

Daß diese zuweilen kann gemißbraucht werden, wird niemand leugnen; aber der Nachtheil, der aus dem Mißbrauche entsteht, ist mit dem Vortheil, den das Publikum durch diese Freiheit bekommt, nicht in Vergleich zu stellen. Sie ist aller Orten vortheilhaft, aber nirgends so sehr als in einer uneingeschränkten erblichen Monarchie, wie die dänische. Hier hat der Monarch unumschränkte Gewalt, nicht blos Gesezze zu geben und abzuändern, sondern auch nach Willkühr Ausnahmen zu machen, kurz, eine solche Staatsverfassung ist im äußersten Grade despotisch und um so mehr verdient die dänische Regierung das ungetheilte Lob der In- und Ausländer, weil kein Beispiel bekannt ist, daß sie jemals ihre Gewalt gemißbraucht habe, und weil man der Milde wegen, die in jedem Gesezze hervorleuchtet, die Regierungsform vergißt und sich besser als in sogenannten Freistaaten befindet.

Man verstehe mich recht und bemerke hier genau den Unterschied zwischen Staatsverfassung und Regierung, denn die Erstere kann despotisch und dabei die Leztere äußerst mild seyn, wie das Beispiel der dänischen Regierung sehr deutlich beweißt.

In solchen monarchischen Staaten hat der Unterthan keine andere Gewährleistung gegen Unterdrükkung, als das

Vertrauen auf den moralisch guten Karakter seines Regenten, und deshalb ist in solchen Staaten eine uneingeschränkte Preßfreiheit um so mehr wünschenswerth, weil sie dem Unterthan das Recht giebt, seine Beschwerden laut werden zu lassen, und dem Regenten von Staatsgebrechen eine Kenntniß verschaft, die ohne diese Freiheit nicht denkbar ist.

Wenn aber auch der Regent noch so billig, noch so menschenfreundlich denkt, wird dieses wohl immer bei allen Dienern des Staats und bei den Unterobrigkeiten der Fall seyn? Ich zweifle und glaube eben deshalb, daß Richter, die ihre ihnen anvertraute Gewalt usurpiren, durch nichts von Ungerechtigkeiten zurük zu halten sind, als durch ein Tribunal der Publizität, welches jede ungerechte Handlung zur Sprache bringt.

Ein wichtiger Vortheil der Preßfreiheit besteht vorzüglich auch darin, daß die Theilnahme der Staatsbürger an allen öffentlichen Angelegenheiten erwekt und die Vaterlandsliebe dadurch befördert wird. Wo die Menschen nur als unmündige Kinder behandelt werden, und man ihnen nicht einmal das Recht zugesteht, ihre Meinung über öffentliche Angelegenheiten zu äußern, da erkaltet nothwendig auch die Vaterlandsliebe und der Gemeingeist; diese trefliche und selbst für den Regenten so nüzliche Tugend, wird auf immer erstikt.

Es muß einem guten Regenten angenehm seyn, wenn er weiß, wie seine Unterthanen von ihm und seiner Staatsverwaltung urtheilen. Sollte auch ein Schriftsteller ohne Grund tadeln und die besten Absichten des Regenten verkennen, so werden dagegen andre auftreten, die das Gegentheil mit Gründen beweisen. Der Regent hat also den Vortheil, daß seine Unterthanen nicht blind gehorchen sondern einsehen lernen, warum ihr Regierer so und nicht anders gehandelt habe. Wahrlich kein geringer Nuzzen

der Preßfreiheit! Hierzu kommt noch, daß die Unterthanen williger gehorchen, wenn ihnen erlaubt ist, auch ihre Stimme laut werden zu lassen, und sie Dasjenige was ihnen zu thun befohlen wird, nicht mehr für Zwanggesez ansehen, da sie das Recht haben, ihre Beschwerden öffentlich vorzutragen. Wird ein guter Regent wohl glauben, daß seine Befehle durchaus auf Weisheit gegründet sind, und immer das Wohl des Staats befördern? Kann er nicht auch mit dem besten Willen geirrt haben? Und kann er wohl auf andre Art als durch den Weg der Publizität davon überzeugt werden?

Der Preßzwang sezt immer eine Aengstlichkeit des Regierers voraus, die er nie haben und am wenigsten gegen seine Unterthanen zeigen müßte. Selbst wenn gegen die Landes-Konstitution geschrieben wird, kann solches dem Regenten keinen Nachtheil zuziehen, was auch einige aristokratische Schreier gegen die Publizität eingewendet aber nie erwiesen haben, daß nämlich Revolutionen durch Schriften wären gebildet worden. Der Federkrieg ist bei weitem nicht so gefährlich, als man den Regenten hat einbilden wollen, und eine Konstitution wird deshalb nicht gewaltsam umgeworfen, weil man ihre Mängel rügt, denn wo giebt es wohl eine fehlerfreie Konstitution, gegen welche sich nicht einige Einwendungen machen ließen? Ist denn der Unterthan deshalb mit der Regierung zufrieden, weil er seinen Mund nicht aufthun, weil er nicht sagen darf, was ihm gefällt oder mißfällt? Ist es nicht besser, wenn der Monarch selbst von den Gedanken seiner Unterthanen unterrichtet wird, und ist er denn deshalb verbunden, die Konstitution zu ändern, weil einige Schriftsteller ihr Mißvergnügen darüber äußern? Er kann ja ruhig prüfen und noch immer nach Willkühr handeln, denn selbst der vernünftige Theil des Publikums wird es keinem Regenten zumuthen, deshalb sein Kriegsheer zu reduziren,

weil ein Schriftsteller geäußert hat, daß man der Soldaten zu viele habe oder überhaupt, daß große stehende Heere für einen Staat nachtheilig sind.

Da dieses nicht der Fall ist, so weiß ich sehr wohl, daß einige Schriftsteller den Nuzzen der Publizität geleugnet haben, aber sie scheinen zu vergessen, daß gute Regenten, wenn sie anders die Kunst verstehen, mit Weisheit zu regieren, sehr wohl wissen, daß man Fehler unvermerkt verbessern könne, ohne Blößen zu geben und ohne daß sie nöthig haben, die Verbesserung zu rasch vorzunehmen.

In Religionssachen gilt das nämliche wie in politischen Staatsangelegenheiten. Eine zu rasche Aenderung taugt nie; es ist besser, wenn die Aufklärung sich nach und nach entwikkelt, und das Volk darauf gehörig vorbereitet wird, als wenn die Aenderung zu rasch erfolgt. Dies war der Fall bei Einführung der neuen Kirchenagende, die nicht den Nuzzen schafte, den die dänische Regierung sich eingebildet hatte, und blos deshalb, weil sie zu schnell ausgeführt wurde und das Publikum nicht gehörig vorbereitet war. Hier hätte die Preßfreiheit ihren Nuzzen beweisen können, wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, über kirchliche Angelegenheiten sich freimüthig zu äußern. Hätte sie in dänischen Staaten existirt und hätten aufgeklärte Theologen ein Jahr zuvor, ehe die Kirchenagende publizirt wurde, wagen dürfen, über diese Angelegenheit frei und laut zu sprechen, so würde diese Umänderung des bisherigen Gottesdienstes, selbst bei dem gemeinen Manne mehr Eingang gefunden haben, als es da möglich war, wie noch kein Altgläubiger eine so plözliche Revolution argwöhnte.

Ueberhaupt lassen sich der öffenlichen Meinung nie Fesseln anlegen; der Despot kann freilich hindern, daß solche nicht laut werde, aber gänzlich zu unterdrükken, dazu ist er selbst mit allen ihm zu Gebote stehenden Zwangs-

mitteln, nicht mächtig genug. Die öffentliche Meinung ist gleichsam ein Richterstuhl, der sich bei jeder Nation findet, der mehr oder weniger sichtbar ist, je nachdem die Regierung gelinde oder auch despotisch ist. Dieses Tribunal kann für Völker sowohl als gute Regenten selbst überaus nüzlich seyn, wenn ihm die Mittel an die Hand gegeben werden, sich thätig zu bezeigen, und diese sind keine andern, als die Preßfreiheit. Ohne solche kann die Obrigkeit nie von einem Irthum unterrichtet werden, den die Staatsverwaltung begangen hat, oder vom Mißbrauch der Gewalt, den sich Unterrichter erlaubt haben.

Ein weiser Gesezgeber darf solche Mittel nicht vernachlässigen, sondern muß sie vielmehr beschüzzen, besonders weil dieses die Gerechtigkeit erheischt, denn Preßfreiheit vernichtet alle Gewaltthätigkeit und sezt jedes Glied der Gesellschaft in den Stand, zur Wohlfarth des Ganzen mit beizutragen, indem es seine Gedanken öffentlich vorträgt, so wie man sie zur Verminderung der Uebel und zur Vermehrung des Wohls für zuträglich hält.

Ein Haupteinwurf, den die Feinde der Preßfreiheit gewöhnlich zu machen pflegen, besteht besonders darin, daß man behaupten will, öffentliche Verleumdungen und Pasquille würden dadurch begünstigt. Dieser Nachtheil der Preßfreiheit besteht mehr in der Einbildung als in der That, denn für den guten Ruf des Bürgers ist sie nichts weniger als nachtheilig, sie ist vielmehr als eine sichere Schuzmauer anzusehen. Wenn es kein Mittel giebt, daß Bosheiten bekannt werden, so ist auch die Vertheididigung nicht möglich, und ohne solche ist ein Jeder den geheimen Machinationen der Boshaften ausgesezt. In Staaten, wo keine Preßfreiheit statt findet, wird sehr oft die Ehre der Menschen zerstört, ohne daß sie ihre Feinde kennen lernen, aber die Furcht, seine Verleumdung

vor dem Publikum aufgedekt zu sehen, wird gewöhnlich den Verleumder im Zaum halten.

Auch der Schriftsteller kann sich irren und sehr oft unter dem Gewande der Wahrheit und Freimüthigkeit, ein grober Irthum verborgen liegen; doch auch dieses muß den Nuzzen der Preßfreiheit nicht schmälern; im Gegentheil ist der Vortheil, welcher selbst aus Irthümern in diesem Fall hervorgeht, sehr einleuchtend. Ist der Irthum des Schriftstellers so beschaffen, daß er allgemein dafür anerkannt wird, so ist allgemeine Misbilligung seines Vortrags schon hinreichende Strafe, und würde der Irthum nicht allgemein bemerkt, so ist doch so viel gewiß, er wird von einem oder einigen Schriftstellern angefochten, und die Wahrheit wird die Täuschung des Irthums sehr bald verscheuchen.

Ueberhaupt, wenn Preßfreiheit statt findet, hat man von Irthümern durchaus nichts zu besorgen, denn sie werden leicht widerlegt werden. Wahrheit kann nur dann gewinnen, wenn sie sich ausbreiten darf, und die Preßfreiheit ist allein dazu geschikt, um das Reich der Irthümer zu zerstören, die nur da Wurzel fassen, wo der Preßzwang sich an der Tagesordnung befindet.

Ich weiß sehr wohl, daß solche Menschen, welche die Wahrheit zu scheuen Ursache haben, nichts mehr als die Publizität fürchten, und daß diese gewöhnlich alles mögliche hervorsuchen, um den eingebildeten Nachtheil der Preßfreiheit beweisen zu wollen. So behaupten sie unter andern auch, daß sehr leicht dadurch eine Gährung könne verbreitet werden, die der Regierung um so bedenklicher seyn müsse, weil dadurch die gute Ordnung gehemmt und das allgemeine Wohl unterbrochen wird. Auch diese Bedenklichkeit ist bald zu heben, wenn man überlegt, daß nur das Wort Gährung in den Ohren der Aristokraten gefährlich klingt, an und für sich aber von dem was man

Gährung nennt, keine Gefahr zu besorgen ist, weil politische sowohl als religiöse Wahrheiten nicht anders als auf diese Art verbreitet werden können, und das Gegentheil ein trauriger Beweis von der menschlichen Trägheit seyn würde, wenn Wahrheit und Irthum gleichgültig wäre.

Was kirchliche Sachen betrift, scheint mehr Freiheit in dänischen Staaten als in jeden andern zu herrschen, und daher kein Wort mehr davon, aber die politischen Angelegenheiten sind dem Preßzwange vorzüglich unterworfen, und die Unterobrigkeiten besonders fürchten die Publizität, weil, wenn diese statt findet, ihre Fehler vor den Augen des Publikums gerügt werden.

Wie nüzlich die Preßfreiheit in dieser Hinsicht erscheine, ist keinem Zweifel unterworfen und man könnte leicht beweisen, daß den Unterthanen das Recht zukomme, über die öffentlichen Handlungen der Staatsbeamten auch eben so öffentlich zu urtheilen, doch diese Wahrheit ist von Seiten der Regierungen zu sehr bestritten worden, um sie hier aufs neue zu prüfen, denn es würde vergebliche Mühe seyn, eine solche Wahrheit denen Regenten ans Herz zu legen, die noch in keinem Staate den Schriftstellern eine dergleichen Freiheit zugestanden haben. Selbst Friedrich der Große, dieser sonst weise Monarch, der die Preßfreiheit besonders in Schuz nahm und nie einen Schriftsteller bestrafte, wenn er über ihn und seine Handlungen freimüthig schrieb, selbst dieser Philosoph hat es nie erlaubt, öffentliche Staatsbeamte selbst dann nicht anzugreifen, wenn sie sich Ungerechtigkeiten erlaubt hatten. Ein bekannter preußischer Vasall, der in einer Drukschrift gegen die Magdeburger Kammer zu Felde zog, mußte seine Freimüthigkeit mit zweijährigem Festungsarrest büßen, und dergleichen Beispiele waren überhaupt nicht selten. In einem der königlichen Rescripte hieß es ausdrüklich:

„von mir können die Menschen sagen, was sie wollen, „aber meine Beamten müssen sie in ihren Schriften ungenekt lassen." So war also selbst unter des großen Friedrichs Regierung an keine Preßfreiheit zu denken, wenigstens fand sie in solchen Fällen nicht statt, wo sie den vornehmsten Nuzzen zeigen konnte, ich meine, in öffentlichen Angelegenheiten und deren Verwaltung. In Religionssachen meinte der preußische Monarch, da könnte nicht oft und frei genug gesprochen werden, aber seine Räthe wollte er geschont wissen. Das war in jeder Hinsicht eine Partheilichkeit, die deutlich bewies, daß auch die damals so allgemein gerühmte preußische Preßfreiheit sehr eingeschränkt war.

In den dänischen Staaten ist es nicht besser gegangen. An Lobpreisungen über die Milde der Regierung und über die hier herrschende Aufklärung ist nie Mangel gewesen, aber die Preßfreiheit erstrekte sich von jeher nur auf unbedeutende Gegenstände, denn wenn ein Großer, ein Gewaltiger des Landes angegriffen wurde, so verwaltete der Fiskal sein Amt so treulich, wie es nur in streng monarchischen Staaten gewöhnlich ist.

Die Einwohner des Herzogthums Holstein genossen mehr Freiheit als die eingebohrnen Dänen, und schon glaubten holsteinische Schriftsteller, jene Rescripte, nach welchen Verleger und Autoren, bald der Landesobrigkeit, bald der Polizei insbesondre unterworfen waren, beträfen nur die Dänen, die Holsteiner im Gegentheil wären hiervon gänzlich ausgeschlossen; allein sehr auffallende Beispiele haben gezeigt, daß das Fiscalisiren auch in den deutschen Staaten des dänischen Königs eben nicht ungewöhnlich ist. Der Graf von Schmettau, dieser trefliche Patriot, (den man seiner Freimüthigkeit wegen, billig ein Ehrendenkmal errichten sollte,) hat es empfunden, was es heiße, den Großen der Erde, Wahrheiten ohne Schminke

vorzutragen. Seine Schrift: über stehende Heere ist ein klassisches Werk, das jedem biedern Dänen und Holsteiner um so mehr schäzbar seyn müßte, da der Verfasser Verfolgung mancherlei Art darüber erlitten hat, und blos deshalb verfolgt wurde, weil er die Fehler im dänischen Kriegswesen, sehr unverholen aufdekte. Der Graf hatte nicht vermuthet, daß sein Büchlein so viel Aufsehen machen würde, und noch weniger konnte er in einem Staate Verfolgung träumen, wo er glaubte, daß Preßfreiheit statt fände, daher mußte ihm die Art, wie man seine Schrift aufnahm, um so empfindlicher seyn, und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß alle dabei sich ereigneten Vorfälle seinen für die Patrioten viel zu frühen Tod beschleunigten.

Altona hat von jeher was Freiheit betrift, viele Vorzüge genossen, die sich andre holsteinische Städte nie rühmen konnten. Es gründete sich ein solches Benehmen auf Politik, die man um so williger anwendete, da Altona der Grenzort war und einen großen Theil seiner Nahrung dem nahe gelegenen reichern Hamburg zu verdanken hatte. Seit einigen Jahren scheint sich auch dieses so vernünftige System merklich geändert zu haben. Auch hier ist die Preßfreiheit eingeschränkt, oder vielmehr, jene strengen Rescripte die sonst nur Dännemark betrafen, sind auch zugleich mit auf Altona ausgedehnt worden. Das neue graue Ungeheuer wurde streng verboten, und dem Verleger von der Obrigkeit angedeutet, es weder drukken noch verkaufen zu lassen, blos deshalb, weil ein treues Gemälde der despotischen russischen Regierung aufgestellt war und — Dännemark mit Rußland im politischen Verein stand.

Das ist nicht genug; wir haben nun sogar ein Rescript für Altona erhalten, welches den Schriftstellern Fesseln anlegt, die wahrlich eben so drükkend seyn müssen, als in Ländern, wo Despotie an der Tagesordnung steht.

Es ist sonderbar genug, daß man auch hier eine Freiheit träumt, die nicht existirt, und daß man sich einbildet, Preßfreiheit zu haben, da doch bei jeder herauskommenden freimüthigen Schrift, Verfasser und Verleger sich der fiskalischen Untersuchung aussezzen. Wahr ist es, man ist in dieser Hinsicht sehr nachsichtsvoll und man ignorirt Dinge, die den Gesezzen nach Strafe verdienen, aber dadurch ist noch keine Freiheit erwiesen. Es müßte von hoher Hand ausdrüklich erlaubt werden, sich frei und offen über allgemein wichtige Gegenstände zu erklären. So lange dieses nicht geschieht, so lange existirt auch keine wirkliche Freiheit der Presse, denn jeder Schriftsteller ist bedenklich, Wahrheiten laut zu sagen, und die Verleger müssen sich scheuen, dergleichen freimüthige Urtheile drukken zu lassen.

Möchten doch Regierungen bedenken, daß Verbote und Zwanggesezze, welche die natürliche Freiheit der Bürger einschränken, ihre Gedanken schriftlich über Sachen zu äußern, die ihnen allen wichtig sind, nichts anders als ungerechte despotische Eingriffe in die angeborne Freiheit der Menschen sind. Wenn eine so milde Regierung, wie die dänische ist, dieses recht ernstlich bedächte, so würde sie keinen Augenblik anstehen, allgemeine Preßfreiheit und besonders in Altona, einem so bedeutenden Grenzorte, laut zu verkündigen. Der Vortheil einer solchen Ankündigung müßte sehr auffallend seyn, denn nicht blos, daß Handel und Gewerbe immer mehr in Flor kommen würden, sondern auch hier würde die Handhabung der Gesezze, was Gerechtigkeit beträfe, den höchsten Gipfel erreichen. Mit dieser Gerechtigkeit müßten sich nothwendig auch politische und merkantilische Rüksichten verbinden, denn der Ausländer würde immer mehr gereizt werden, sich nach dem beglükten Altona zu wenden, und diese Stadt jeder an-

dern, selbst dem größern Hamburg vorzuziehen. Bürgerliche Nahrung würde dann die möglich höchste Stuffe erreichen, und der Bürger von Altona weit beglükter als in einem sogenannten Freistaate, wie Hamburg ist, leben können, wo man gleichsam gezwungen ist, oft wider seinen Willen, einseitig zu verfahren und den Launen der Großen ein Opfer zu bringen.

In Hamburg findet, wie bekannt, ebenfalls keine Censur statt, aber der Senat muß oft Schriften aus Politik verbieten, deren Erscheinung ihm Vergnügen machen. So war es noch im vorigen Jahre mit der Schrift des Doktor von Heß, über die Besiznahme von Hamburg durch dänische Truppen. Es dürften wohl wenige Hamburger existiren, die solche nicht mit besonderm Wohlbehagen gelesen haben, und demohngeachtet erfoderte die Politik, die Schrift zu verbieten, blos in der Absicht, sich keiner Vorwürfe von Seiten des dänischen Hofes auszusezzen. Traurig genug für die Wahrheit, daß es nun einmal so ist, und daß der kleinere Staat dem größern, der zugleich mächtiger ist, nachgeben und sich ihm gefällig bezeigen muß. Ich will dadurch nicht gesagt haben, daß ich die harten unzivilisirten Ausdrükke billige, die gedachter Schriftsteller sich erlaubt hatte, aber eben so wenig mir der Ton dieser Schrift gefiel, eben so wenig ließ sich auch das Verbot von Seiten Hamburgs rechtfertigen, wenn man nicht so billig war, die Verhältnisse zwischen diesem Freistaate und der größern Monarchie Dännemark, in Betracht zu nehmen. Solchen Kollisionen sind kleine Republiken immer ausgesezt, und daher kann bei ihnen keine uneingeschränkte Preßfreiheit statt finden, in einem Staate wie Dännemark hingegen, da ist es ganz anders. Dieser hat auf keinen seiner angrenzenden Nachbarn ängstlich Rüksicht zu nehmen, er ist mehr selbstständig und

könnte daher der Aufklärung um so williger sein schuldiges Opfer bringen, da von jeher die Erfahrung gezeigt hat, wie wenig man durch gewaltsame Mittel, durch fiskalische Anklagen und Strafen seine Absicht zu erreichen, im Stande gewesen ist.

V.

Dienstbothen - Unfug in Hamburg,

nebst Plan

zu einer Polizei - Anstalt,

wече zur Verbesserung der Disciplin der Dienstbothen abzwekket.

Wenn auch Dieser oder Jener des seltenen Glükkes theilhaft wurde, von der Ausartung und dem Verderbnisse unsrer heutigen Dienstbothen, nicht eigne Erfahrungen zu sammeln; so hat Jeder doch täglich Gelegenheit, sich durch die fast allgemein gewordene Klage über dieses, mit jedem Jahre immer mehr überhand nehmende Uebel, von dessen wirklichen Daseyn zu überzeugen. Ziehet man nun in Erwägung, wie sehr dieses Unwesen so manche Haushaltung drükt; wie sehr es häusliche Ordnung störet und häuslichen Frieden — selbst unsern Wohlstand, nicht selten untergräbt: so wird man wohl nicht in Abrede seyn können, daß, auf Abstellung desselben zu denken, allerdings unter die patriotischen Gedanken gerechnet zu werden, verdiene. —

Eigene Erfahrung lehrte mich die Größe jenes Uebels und dessen schädliche Folgen auf eine Haushaltung kennen; und nachmalige Beobachtung mehrerer Hausstände, überzeugte mich von dessen Allgemeinheit. Durchgängig hörte ich von alten Hausvätern und Hausmüttern

die Klage, daß sie genöthiget wären, jede Himmelfahrt und Martini ihre Dienstbothen abzulohnen; da sie doch in ältern Zeiten deren mehrere Jahre hinter einander, in Dienst gehabt hätten. In vielen Häusern, wo es gewiß nicht an der Herrschaft liegt, sah ich in einem halben Jahre oft drei bis vier Dienstbothen einander ablösen. Es giebt deren sogar, welche geflissentlich darauf ausgehen, auf Kosten des Interesses der Herrschaften, die Dienste auszuprobiren. Sie nehmen zu dem Ende Gottesgeld, gehen zu, lassen aber ihre Habseligkeiten klüglich nicht kommen; und wenn es ihnen dann nicht gefällt, so verlassen sie — gemeiniglich, ohne einen gültigen Grund anzugeben zu haben — mit den ersten acht Tagen den eben angetretenen Dienst. Diese Gewohnheit reißt sehr ein, und scheint in eine Art von System gebracht worden zu seyn; und — auf wessen Seite ist dabei der Nachtheil? — Allerdings auf derjenigen der Herrschaft, welche dadurch oft — besonders, bei einer großen Haushaltung — in nicht geringe Verlegenheit kommt. — Andere, vermiethen sich mit merkantilischer Klugheit, blos in solche Häuser, wo etwan ein reichliches Ansagegeld, oder ein Brautgeschenk, oder ein anderes Nebenakzidenz zu hoffen ist; und — wenn sie dieses weg haben, so ändert sich alsbald die erste gute Aufführung; und sie wissen sich von Stund' an so zu betragen, daß die Herrschaft genöthiget wird sie — nicht selten vor der Zeit — abzulohnen; wodurch sie wiederum Freiheit erhalten, diese Rolle in andern Häusern zu wiederholen. — Welch ein Spiel mit der Gutherzigkeit und mit dem Interesse der Herrschaften! Diese leiden abermals allein. Sie haben den Verdruß, Dasjenige, womit man die gute Aufführung eines löblichen Dienstbothen so gern belohnet, in nichtswürdige, undankbare Hände fallen zu sehen. — Ich begnüge mich mit diesen Bruchstükken aus der skandalösen Chronik dieser Stadt.

plage, worüber so mancher Hausvater und jeder Freund der Ordnung seufzet; und übergehe die gröbern Vergehungen, welche sind: Diebstahl, kleinere Veruntreuungen, Verschleppung und Verprassung der Eßwaaren, Beklatschung und Verleumdung der Herrschaften, u. s. w. welche leider, bis zu einem sehr hohen Grade eingerissen sind, mit Stillschweigen; weil diese, wegen ihrer mehrern Erheblichkeit, eher ihre eigene Ankläger werden. —

Schon seit geraumer Zeit beschäftigte mich der Wunsch, ein Mittel wider so mancherlei Unfug aufgefunden zu sehen. Ich erinnerte mich zwar verschiedener sehr guter Polizeianstalten dieses oder jenes Ortes, welche die Disciplin der Dienstbothen zum Gegenstande haben: allein, ich fand überall Schwierigkeiten, sie dem Lokale Hamburgs anzupassen. Nach manchem entworfenen und wieder verworfenen Plane, schien mir endlich der nachfolgende für Hamburg ausführbar und dessen Bedürfnissen entsprechend zu seyn. —

Ehe ich auf das Detail desselben komme, so sey es mir erlaubt, noch etwas im Allgemeinen vorauszuschicken. — Die Grundursach des Verderbnisses unsers gegenwärtigen Gesindes, ist wohl unstreitig, eines Theils, in dem unter diesem Stande eingerissenen Luxus zu suchen, welcher zur Untreue leitet; und andern Theils scheint sie in dessen nur sehr geringen Abhängigkeit von den Herrschaften zu liegen. Ich werde mich nicht erdreisten, dem Urtheil der Väter dieser Stadt vorzugreifen und hier zu entscheiden, ob und in wie weit jener Luxus einzuschränken sey oder nicht. Eben so wenig unterstehe ich mich, in Vorschlag zu bringen, dem dienenden Stande etwas an seinen Menschenrechten zu schmälern, für welche ich selbst die höchste Achtung hege; und welche Gesezze, die von Weisheit und Billigkeit entworfen wurden, ihnen zusicherten. Meine Absicht ist blos die: ein Mittel vorzuschla-

gen, wodurch das Gesinde durch sein eigenes Interesse, ohne fremde Zwangsmittel, genöthiget würde, sowohl seiner Herrschaft mit mehrerer Treue und Anhänglichkeit zu dienen, als auch von jener vernunftmäßigen Gleichheit, welche die Gesezze eines freien Staates auch in Ansehung seines Stands respektirten, keinen Mißbrauch zu machen.

So lange es den Dienstbothen möglich bleibt, theils ohne, theils durch, auf mancherlei Nebenwegen sich verschaften Zeugnisse; theils vermittelst der Maschinerien der Gesindevermiether, ohngeachtet ihrer vorigen schlechten Aufführung, wieder einen Dienst zu bekommen; so lange ein gutes und echtes Zeugniß ihrer vorigen Herrschaften ihnen zu ihrem künftigen Fortkommen nicht unumgänglich nothwendig gemacht wird; und sie folglich gezwungen werden, durch ein löbliches Betragen ein gutes Zeugniß zu verdienen: so lange, sag' ich, bleibt es immer zum Theil in ihrer Gewalt, die Herrschaften ungestraft zu kränken, zu mißhandeln, zu betrügen, zu berauben. — Die Anstalt, zu welcher ich einen Plan vorzulegen wage, würde nach meinem Bedünken, jenem Unwesen radikal steuern. Sie wird dem übeln Benehmen der Dienstbothen künftig dadurch Schranken sezzen, daß sie es ihnen unmöglich macht, ohne ein, auf Unparteilichkeit und Wahrheit gegründetes Zeugniß ihres vorigen Wohlverhaltens, wieder in Dienst kommen zu können. Selbst die schlechtesten Dienstbothen werden durch das strenge Gebot der Nothwendigkeit zum Theil; und die blos leichtsinnigen, verführten, gewiß meist alle, zur Besserung gezwungen werden, weil ihnen, um sich die Bahn zu ihrem künftigen Fortkommen nicht zu versperren, kein anderer Ausweg übrig bleibt. Die Menge der bösen Beispiele, wodurch noch Unverdorbene ebenfalls verführt werden, wird bald verringert, und die Verführung folglich seltener werden. —

Welch ein Gewinn für das allgemeine Beste! Und — wie in die Augen fallend wird dieser Vortheil erst für eine künftige Generation werden: da es als ausgemacht anzusehen ist, daß die jezt leider! so herabgesunkene Sittlichkeit des Gesindes, durch den großen Beweggrund des Interesses gewiß eine merkliche Verbesserung erhalten werde; da man annehmen kann, daß diese, anfänglich durch das Gebot der Nothwendigkeit erzwungene verbesserte Sittlichkeit, mit der Zeit Gewohnheit, und am Ende wieder, wie sie es bei unsern Vorfahren war, Karakter dieses Standes werden wird, den keines seiner Mitglieder, ohne der Rüge der übrigen ausgesezt zu seyn, zu verleugnen wagen darf. —

Mein Plan zwekt deshalb auf nichts Geringeres, als darauf ab: ein Register über alle hiesige Dienstbothen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, zu halten, worin man außer deren Namen und andern Umständen, die verschiedenen Dienste, in welchen sie gestanden, und die Zeugnisse, welche sie in selbigen erhalten, genau aufgezeichnet finden würde; und aus welchem man also nach einiger Zeit eine Uebersicht von jedem dienenden Individuum erhalten, und darnach dessen Qualität gemeiniglich ziemlich unfehlbar würde beurtheilen können. Welch eine Bequemlichkeit für Herrschaften, welche Dienstbothen suchen! Sie werden unter mehrern, erweislich guten Subjekten nur wählen, und nicht mehr in ein so oft trügendes Glüksrad greifen dürfen! Welcher Vortheil für gutes Gesinde selbst! — Das Register wird es in Zukunft gegen einzelner übeldenkender Herrschaften Verleumdung in Schuz nehmen; es wird es ihnen erleichtern, solchen Herrschaften bekannt zu werden, die gute Dienstbothen ernstlich zu haben wünschen und selbige nach Würden zu schäzzen wissen. —

Ich komme nun auf die besondre Einrichtung der

Anstalt, welche der Gegenstand meines Planes ist. Die Hauptpunkte, welche derselbe festsezzet, sind folgende.

1) Es wird ein Komptoir etablirt, dessen Verwalter ein der Polizei verantwortlicher, ein durch Eid in Pflicht genommener, und mit der, zu seinen Verrichtungen nöthigen Autorität bekleideter Beamter ist.

2) Die Anstalt hat Revenüen, von welchen nach Abzug der Unkosten, jährlich eine nicht unbeträgtliche Summe überschießen würde, die zu irgend einer gemeinnüzzigen Einrichtung verwandt werden könnte. — Unter die Unkosten rechne ich die Besoldung des Verwalters; bei welcher darauf Rükſicht genommen werden müßte, daß er im Durchschnitt wenigstens drei Leute, theils zum Schreiben, theils zum Verschiffen, auf dem Komptoir zu halten, genöthiget seyn würde.

3) Der Komptoir-Verwalter ist schuldig, von allen, jedesmal in der Stadt befindlichen Dienstbothen ein genaues, so viel als möglich detaillirtes Register zu halten, wovon unten ein Mehreres vorkommt. Zu dem Behuf wird,

4) durch angeschlagene und sonst vertheilte Mandate und durch Ablesen von den Kanzeln,

a) allen männlichen und weiblichen, dermalen in Dienst befindlichen Domestiken, als: Lakaien, Kutschern, Reitknechten, Hausknechten, ꝛc. Haushälterinnen, Köchinnen, Kleinmädchen, Ammen, Treugammen, Kindermädchen, und wie die verschiedenen Bedienungen in einer Haushaltung Namen haben mögen, anbefohlen: sich bei Strafe von 2 m℔ Lübsch zum Besten der Armenanstalt, innerhalb sechs Wochen nach der Publikation, auf dem Komptoir einschreiben zu lassen, wofür sie 2 ß zu entrichten haben. Dieser Befehl zur Einregistrirung müßte auch auf alle diejenigen ausgedehnet werden, welche

nach Etablirung dieser Polizei-Anstalt in Dienst treten: es seyen Einheimische oder Auswärtige. Mit einem Worte, man müßte in Hamburg keinen Dienstbothen in Zukunft finden, dessen Name nicht in den Büchern des Komptoirs eingezeichnet wäre. Besagtem Befehle, wäre noch die Erinnerung beizufügen; daß kein Dienstbothe in dem Irthume stehen mögte, er könne sich wohl der Befolgung der Verordnung und der Strafe, welche auf den Ungehorsam gegen dieselbe festgesezt ist, entziehen, weil man nicht vermögend seyn würde, alle Uebertreter zu entdekken, und es wäre hierbei zu bemerken, daß Keiner über kurz oder lang, zu Erhaltung des ihm, zu seinem anderweitigen Fortkommen nothwendig gewordenen Attestes, dem Komtoir entrinnen könne; und daß er dann immer zur Erlegung der verwirkten Strafe — nach Befinden, wohl gar mit einer Erhöhung — gezwungen seyn werde.

b) Wird besagtes Mandat jeglichem Dienstbothen, welcher entweder außer Dienst ist, oder welcher aus demjenigen, worin er stehet, entlassen wird, die nachdrükliche Weisung geben, sich, wenn er sich von neuem zu vermiethen gewilliget ist — und das zwar jedesmal, wenn er sich in diesem Falle befindet — abermals auf dem Komtoir mit Anzeige seiner vorigen Herrschaften, und in welcher Qualität er sich zu vermiethen gedenket, gegen Erlegung von 12 ß einschreiben zu lassen. Diese Angabe wird dann bei dessen, im Hauptbuche schon einregistrirten Namen eingezeichnet; und haben dann die Dienstbothen sich selbst um kein Zeugniß umzuthun; indem dies alsdann die Schuldigkeit des Komtoirverwalters ist, die Zeugnisse der Herrschaften, welche der zu vermiethende Dienstbothe ange-

geben, herbeizuschaffen, um solche ebenfalls in das Hauptbuch einzutragen.

5) Das Tabellarische Register, welches auf dem Komtoir über die in Hamburg befindlichen Dienstbothen gehalten werden soll, würde also ohngefähr aus folgenden Hauptrubriken bestehen: Name; Geburtsort; Alter; Art des Dienstes (d. i. ob Kutscher, Lakai, Köchin, Kleinmädchen rc.?); Herrschaften, wobei sie gedienet und wie lange; Zeugnisse der Herrschaften, wenigstens einiger der lezten, u. s. w.

6) Wenn eine Herrschaft nun also eines Subjekts benöthiget wäre; so hätte sie nur im Komtoir Nachfrage zu thun, wo ihr dann verschiedene, mit Ertheilung aller sie betreffenden Umstände und Nachrichten, vorgeschlagen werden würden. Die Herrschaft dürfte dann nur wählen, und dem Komtoir aufgeben, ihr das gewählte Subjekt zu einer zu bestimmenden Zeit zuzuschikken. Ist dieses gemiethet, so holet es vom Komtoir sein schriftliches Attestat gratis ab, welches die Herrschaft, an welche es sich vermiethet, alsbald in Verwahrung erhält, und solches nicht eher, als bis der Dienstbothe ihren Dienst wieder verläßt, an denselben zurük giebt, welcher es hernach ans Komtoir einliefert und ohne diese Ablieferung der ältern Atteſtate, nie ein neues erhalten kann. — Herrschaften, welche ohne vorherige Nachfrage, schon eine Wahl getroffen haben, lassen das benöthigte Attest gegen Angabe des Namens des gewählten Domestiken, auf dem Komtoir abfodern. Mit dem Attest wird es eben so, wie eben erwehnt worden, gehalten. In beiden Fällen, erlegt die Herrschaft 8 ß zum Besten des Komtoirs.

7) Würde es der Weisheit der Obrigkeit überlassen seyn, das zwekmäßigste Mittel auszufinden, die Bürger und

Einwohner dieser Stadt — für deren Vortheil, für deren häuslichen Frieden diese Anstalt doch so augenscheinlich abzwekket — dahin zu leiten, daß sie: statt, derselben in ihren Verrichtungen Hindernisse in den Weg zu legen, oder dieselben zu erschweren, derselben vielmehr bestens an die Hand gehen, um sie baldmöglichst auf denjenigen Grad der Vollkommenheit gebracht zu sehen, auf welchen sie vermöge ihrer Einrichtung Anspruch machen kann. Dahin würde gehören: daß jeder Bürger und Einwohner dem Verwalter der Anstalt oder dessen Bedienten, das abgeforderte Zeugniß ihrer abgehenden Dienstbothen nicht nur nicht versage, sondern, es ihm auch mit Bescheidenheit und der Erforderniß gemäß, ertheile. Ferner, daß keine Herrschaft hinführo einen Dienstbothen eher miethete, bevor sie nicht auf oben angezeigte Art, vom Komtoir seinethalben ein schriftliches Zeugniß abgefordert und erhalten habe. — Um gewissermaßen, übelgesinnten Menschen, Feinden jeder guten Ordnung; als auch solchen, welche jede neue Anstalt, weil sie — neu ist, mit Geringschäzzung ansehen, einigen Zwang anzulegen, dürfte nur unmaßgeblich bekannt gemacht werden: daß jede Herrschaft, welche in Zukunft einen Domestiken in Dienst nehmen würde, ohne vorher das Komtoir um Zeugniß angegangen zu haben, des Rechtes verlustig seyn solle, bei Vergehungen eines solchen Gesindes, welche blos die Person oder das persönliche Interesse der Herrschaft betreffen — (Diebstahl u. dergl. ausgenommen) — obrigkeitliche Hülfe erhalten zu können. —

8) Das Komtoir müßte alle Tage in der Woche, das ganze Jahr hindurch, zu bestimmten Stunden offen seyn. Acht Wochen vor Martini und acht Wochen vor Himmelfahrt stehet solches Jedermann, Vormit-

tags von 9 bis 12, und Nachmittags von 2 bis 5 Uhr offen. Die übrige Zeit des Jahres, weil dann der Geschäfte weniger sind, ist es Vormittags von 10 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr geöfnet. Wegen der Dienstbothen, welche die Woche über nicht abkommen können, wird es während der acht Wochen vor Himmelfahrt und vor Martini auch Sonntags Vormittags von 9 bis 11, und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr offen seyn. Die Feier- und Bußtage, bleibt das Komtoir geschlossen. —

Nach Berichtigung dieser Hauptpunkte halte ich mich noch für verbunden, eine Uebersicht zu geben, wie hoch sich wohl, nach einem nicht geschmeichelten, mehr als wahrscheinlichen Kalkül, die Einküfte des Komtoirs belaufen mögten.

In Ermanglung besserer Hülfsquellen, halte ich mich, in Beurtheilung der Volkmenge Hamburgs, an Büschings Erdbeschreibung.

Nach deren Ausgabe von 1791, betrug die Volksmenge in Hamburg über 100,000 Seelen, ohne die Judenschaft, welche, — (beiläufig erinnert) besonders, da diese Nation jezt auch viel christliche Dienstbothen hält, ebenfalls an dieser Anstalt Theil nehmen müßte. — Wenn ich nun in Erwägung ziehe, wie sehr seit zehn Jahren die Volksmenge zugenommen hat; wenn ich die Judengemeinde dazu zähle; wenn ich auch mehrere fremde Familien, welche Hamburg auf einige Zeit zu ihrem Domicil machen, nicht in Anschlag bringe; so kann ich doch füglich, ohne Uebertreibung, annehmen, daß die dermalige Volksmenge, von welcher sich in der Folge eben keine Verminderung besorgen läßt, an 116, bis 120,000 Seelen betrage.

Nur die Zahl von 116,000 Seelen angenommen: so geben diese, nach dem gewöhnlichen Kalkül, die Haushaltung im Durchschnitt zu 5 Personen gerechnet, 23,200

Hausstände: welche Berechnung nach einem Ueberschlag derjenigen Haushaltungen, die ich zu kennen mich erinnerte, die Probe hält. Wenn ich — und ich glaube dabei die Mittelstraße zu gehen — nun annehme;

daß die Hälfte, als 11600 Hausstände keine Dienstbothen *) halten,

daß $\frac{9}{32}$	als	6525	Haushalt.		1	Dienstb.	halten		6525	Dienstb.
daß $\frac{5}{32}$	—	3625	—	—	2	—	—	—	7250	—
daß $\frac{3}{64}$	—	1087½	—	—	3	—	—	—	3262½	—
daß $\frac{1}{64}$	—	362½	—	—	4	—	—	—	1250½	—
so halten		23200	Haushaltungen						18287	Dienstb.

Diese 18287 Dienstbothen — ich will um mit einer runden Summe zu thun zu haben — 18000 annehmen; bringen gleich anfänglich bei Errichtung des Komtoirs, für das Einregistriren ihrer Namen, à Person 2 ß der Anstalt 2250 m℔. ein. Diese Einnahme würde zwar nur einmal und nicht wieder gemacht; und ist daher als eine außerordentliche anzusehen; indem die wenigen, oben bemerkten Fälle, da die Namen neuangehender Dienstbothen einregistrirt werden, nicht hoch in Anschlag zu bringen sind; allein sie verdient der Erwähnung. Es kann von dieser extraordinairen Einnahme der Komtoir-Verwalter für die Kosten, welche die Einrichtung des Komtoirs und die Anschaffung der Bücher ꝛc. erfordern, entschädiget werden; es kann ihm für die außerordentliche, wohl etwas beschwerliche Mühwaltung, in Zeit von 6 Wochen 18000 Dienstbothen einzuschreiben, davon ein Douceur be-

*) Daß ich unter Dienstbothen blos die zur Haushaltung und Bequemlichkeit, theils zum Luxus gehörigen dienenden Individuen verstehe, hab' ich oben schon bestimmt. Es ist hier die Rede daher gar nicht von den zum Fabrikwesen, zur Handlung und zu den verschiedenen Gewerben erforderlichen Untergebenen. — Auch Herrschaften, welche mehrere Domestiken als 4 halten, habe ich nicht besonders in Anschlag gebracht, sondern selbige mit unter das lezte $\frac{1}{64}$teil begriffen.

williget, und immer noch ein ansehnlicher Ueberschuß zu dem zu bestimmenden gemeinnüzzigen Gebrauch, eingeliefert werden.

Was die jährliche permanente Einnahme der Anstalt betrift; so kann man selbige folgendermaßen kalkuliren.

Von 18000 Dienstbothen kann man annehmen, daß ⅕ zu Himmelfahrt und ⅕ zu Martini, d. i. im Jahr ⅖, folglich 7200 Dienstbothen jährlich ihren Dienst wechseln; welche, laut 4nro. b. sich gegen Erlegung von 12 ß Lübsch beim Komtoir müssen einschreiben lassen. Es sind ferner eben so viel Herrschaften, welche neue Dienstbothen bedürfen; und die also jede dem Komtoir laut 6nro. 8 ß Lübsch zahlen. Jene 7200 Zwölfschillingstükke und diese 7200 Achtschillingstükke geben zusammen addirt, die Summe von

9000 Mark Lübsch

als der wahrscheinlichen jährlichen Einnahme des Komtoirs.

Wenn man endlich annimmt, daß dem Komtoir-Verwalter, in Rükſicht daß er zum Behuf der Anstalt, Leute halten müsse, ein jährliches Gehalt von 4000 m& zugestanden würde, so bliebe immer noch ein Ueberschuß von 5000 m&, wovon sich manches Nüzliche bestreiten ließe.

Indem ich diesen hier vorliegenden Plan nun noch einmal übersehe, so scheint es mir, daß er von der Art sey, daß das Interesse aller Theile dabei gleich vortheilhaft bedacht sey. Sowohl das Ganze, als die Individuen gewinnen dabei; niemand erleidet dadurch irgend einen Nachtheil! — Der Staat erhält eine Revenüe, die keinen drükt; und der Patriot bemerkt zugleich mit Vergnügen die Aussicht, dem Sittenverderbnisse eines eben so unentbehrlichen, als für die Gesellschaft interessanten Standes von 18000 Gliedern, heilsame Schranken gesezt zu sehen. — Die Herrschaften werden in Zukunft in

den mehresten Fällen gesichert, ferner durch schlechtes Gesinde hintergangen zu werden, da sie die Gelegenheit erhalten, mit leichter Mühe gute Subjekte zu ihrer Kenntniß zu bringen. — Die Dienstbothen selbst, haben außer dem Gewinn, welchen ihre Moralität durch diese projektirte Anstalt machen wird, und außer manchen, schon oben angeführten Vortheilen, noch den, daß sie hinführo den Prellereien der Gesindevermiether entgehen; und hier für 12 ß für ihr künftiges Unterkommen sichrer und besser gesorgt sehen, als bei Jenen, welchen sie oft mehrere Marke spenden mußten, wollten sie irgend gut angebracht seyn. — Zulezt scheint es mir, daß die hier projektirte Anstalt sehr einfach in ihrer Einrichtung und folglich leicht zu realisiren sey.

VI.

Joachim Mörsius.

Ein Beitrag zu den Versündigungen der Hamburger gegen die Gelehrsamkeit.

Man hat den Hamburgern von jeher den Vorwurf gemacht, daß sie gegen ihre gelehrte Mitbürger äußerst gleichgültig, ja sogar undankbar und ungerecht wären. Der berühmte und berüchtigte Johann Friedrich Mayer Hauptpastor zu St. Jakobi, vorzüglich durch seine ärgerlichen Streitigkeiten mit Horbius, durch seine Klingbeutelpredigt, durch seinen Feuereifer für die Orthodoxie und seine Renovationssache in der Hamburgischen Geschichte bekannt, hielt einst eine lateinische Lob-

rede *) auf den Bürgermeister Johann Schulte und sagt darin, wenn er auf den Umstand kommt, daß dieser Mann in seiner Vaterstadt zur höchsten Würde gelangt ist, folgende Worte: „Ich wünsche dir, entschlafener Schulte, „wegen dieser Zuneigung deiner Vaterstadt besonders „Glük, und wünsche bei dieser Gelegenheit herzlich, daß „man auch der lieben Nachkommenschaft dieserwegen im„mer Glük zu wünschen Ursach haben möge. Vergönnet „es mir, werthgeschäzte Zuhörer, daß ich dieser Sache „wegen, frei und offenherzig mit euch reden möge. „Ich weiß die Ursache nicht zu errathen, wodurch die „Hamburger recht bezaubert sind, daß sie bei Be„sezzung der Ehrenämter ihre Mitbürger größtentheils „übergehen und ganz verkennen, und mit aller Gewalt, „recht blindlings, auf Fremde verfallen, so daß der „Umstand, daß Einer kein Hamburger ist, zu seiner An„preisung und Amtstüchtigkeit allein hinlänglich ist. Wenn „sie auch zur Noth ihre Eingeborne befördern, so halten „sie doch dieselben unwerth, vergessen ihrer Arbeit, Sorge „und Mühe leichtlich. Wie unbillig, ungerecht ist man „gegen verdienstvolle Männer? Wie stinkt uns alles „an, was Hamburgisch heist? Wie kömmt uns alles „so verdächtig vor? da man im Gegentheil nichtswür„dige Dinge der Fremden bis in den Himmel er„hebet. Die Stadt Hamburg hat durch Gottes sonderbare „Gnade das Glük, daß sie mehrentheils vortref„liche Köpfe erzeuget. Ich schmeichle hiemit nicht, **)

*) Man findet sie in Dr. Joh. Albr Fabricii Memoriis Hamburgens. Vol. I. p. 320 - 342 und die hier angeführte Stelle übersezt in M. Christian Ziegra Sammlung von Urkunden ꝛc. I Th. S. 225. ꝛc.

**) Mayer war nicht zu Hamburg sondern zu Leipzig geboren und nach Hamburg berufen. Desto unparteiischer ist hier das Urtheil des Manns. D. V.

„sondern rede aus meiner eigenen Erfahrung. Wenn man „solche zu Aemtern beförderte, so würden sie ihre Gaben „zum gemeinen Nuzzen anwenden und ihren Ruhm weit „ausbreiten. Wenn man sie aber im Finstern sizzen läßt „und unterdrükket, verlieren sie sich und werden endlich „faul, weil sie endlich an der Faulheit Geschmak finden. „Denn die Anfangs verhaßte Faulheit wird doch zulezt „geliebet, wie Tacitus sagt. Oder sie wenden sich in „fremde Länder, womit sie der Stadt ihre schändliche Un„dankbarkeit vorwerfen. Hamburg muß sich zu ewigen „Tagen schämen, daß es dem Johann Wower *) einem „Anverwandten unsers Schulte, als er eine gewisse „Stelle bei der Stadt suchte, abschlägige Antwort gege„ben hat: einem Manne, den der Herzog von Holstein „nachher sehr werth gehalten, zum Kanzler **) gemacht, „und ihm das Zeugniß gegeben hat, daß er ihm die „Wohlfarth seiner Herzogthümer zu danken hätte. Ewig „muß es Hamburg bereuen, daß es dem großen Lukas „Holstenius ***) einem rechten Wunder in der gelehr„ten Welt, welchen Rom verehret, und welchen die große

*) Johann Wower, oder Wowerius, von Woweren, wurde 1574 zu Hamburg geboren. Er starb 1612. In seinem Testamente verordnete er ausdrüklich, daß sein Lobredner der von seiner Vaterstadt ihm erwiesenen Undankbarkeit nicht gedenken sollte. D. V.

**) Nicht Kanzler, sondern Geheimerath und Konsistorialpräsident war er. Auch ihn beschuldigt man, daß er zu Rom die katholische Religion angenommen habe. D. V.

***) Lukas Holstenius oder Holsten, wurde 1596 zu Hamburg geboren; studirte zu Leiden; reisete durch Italien, England und Frankreich; bewarb sich um das Rektorat oder Konrektorat in Hamburg, nahm die katholische Religion an; war zulezt apostolischer Protonotar, Kanonikus des großen Doms zu St. Peter in Rom und Vorsteher der vatikanischen Bibliothek, und starb 1661. D. V.

„gelehrte Welt, seitdem es in derselben Licht geworden, „hochschäzzen muß, *) ein Schulamt versaget und ihn aus „unserer Kirche getrieben hat. Die Nachwelt muß es be„dauern, daß man den unvergleichlichen Huswedel **) „einen gebornen Hamburger unter guten Versprechungen „herein berufen, dennoch aber, ob er gleich seinem Amte „wohl vorstand, die Hand von ihm abzogen, seinen noth„dürftigen Unterhalt ihm versaget, und endlich den Ab„schied gegeben hat. Doch wo gerathe ich hin? ich will „gleich einlenken. Vorher muß ich nur noch den um die „Stadt und Kirche wohl verdienten Männern ein gegen „diese Widerwärtigkeit gesieztes Gemüth anwünschen, und „euch, ihr jungen Leute, die ihr euch derselben zu dienen „gewidmet habt, ermahnen, mit allem Fleiße zu studiren, „und euch recht dazu anzuschikken. Sollte aber der Aus„gang nicht mit eurem Wunsche übereinstimmen, so müsse

*) Wenn doch Mayer immer so tolerant gedacht und gesprochen hätte.

D. V.

**) Johann Huswedel wurde zu Hamburg 1575 geboren; studirte zu Rostock und wurde daselbst Doktor der Philosophie, reisete durch Deutschland und die Schweiz; wurde Konrektor zu Schwerin; verließ diese Stelle und gieng nach Leyden; wurde 1605 Konrektor in seiner Vaterstadt Hamburg, verließ aber dies Amt 1615 wieder, weil Männer ihm die Methode zu lehren vorschreiben wollten, die es doch nicht verstanden; gieng wieder nach Rostock; wurde daselbst Konrektor und Professor; 1627 wurde er Rektor des Hamburgischen Johanneums. Neid und Verfolgungen, wie man behauptet, vermochten ihn, auch diese Stelle in seiner Vaterstadt wieder aufzugeben; er gieng abermals nach Rostock, bekam seine Aemter daselbst wieder und starb 1651. Holstenius war sein Schüler gewesen. Siehe Thießens Gelehrtengeschichte von Hamburg rc. Erster Band, Seite 330.

D. V.

„ein jeder mit gutem Grunde fragen, warum man euch „keine Ehrensäule errichtet habe?“ *)

Schon mehrere vor mir haben es bereits bemerkt, daß Mayer in dieser Stelle als Redner spricht, und daß man daher viel auf die rednerischen Figuren abrechnen müsse, und in der That ist es nicht sowohl Undankbarkeit und Ungerechtigkeit als vielmehr eine kleine Gleichgültigkeit, welche man unserer Republik gegen ihre gelehrten Söhne mit Recht vorwerfen kann. Obige von Mayern und mehrere von Andern angeführte berühmte Hamburger sind mehr durch die Zeit und den Druk der Umstände getrieben, das zu werden, was sie geworden sind und ihrem Schiksale entgegen zu gehen. Was konnte der Staat dafür, wenn den Einen die Geistlichkeit verfolgte und den Andern ein böses Weib **) aus Hamburg und in den Schoos der katholischen Kirche trieb? Die Liebe der ehemaligen jungen Hamburger zu den Wissenschaften war so groß, daß sich weit mehrere edle Jünglinge damit beschäftigten, als der Staat versorgen und belohnen konnte. Auch hatten sie sich größtentheils mit solchem Ernst, Eifer und Erfolge den Wissenschaften gewidmet, daß sie im Auslande die günstigsten Vorurtheile für sich hatten und wegen einer ehrenvollen Versorgung im Auslande gar nicht bekümmert seyn durften. Ja, oft befanden sie sich im Auslande so wohl, oder bekleideten daselbst solche Ehrenstellen, daß sie gar nicht einmal wünschten nach Hamburg zurük zu kehren, ob sie gleich ihre Vorliebe und ihren Patriotismus für Hamburg be-

*) Der Römer Kato der Aeltere wurde gefragt, warum man ihm keine Ehrensäule errichtet habe? Ich sehe es lieber, daß man frägt, warum man mir keine, als warum man mir eine errichtet habe? erwiederte er. D. V.

**) Z. B. den Peter Lambek. D. V.

hielten. *) Welche ehrwürdige Namen finden wir nicht unter den jezt lebenden Gelehrten, welche Hamburg angehören, aber nicht von Hamburg verstoßen oder undankbar und ungerecht behandelt sind? Hofrath Klügel in Halle, Einer der ersten und würdigsten Schüler unsers verewigten Büsch; sein Bruder, der Generalsuperintendent Klügel zu Greene im Braunschweigischen; Hofrath Eschenburg in Braunschweig; Hofrath Norrmann in Rostock; Hofrath von Martens in Göttingen; Astronom Bode in Berlin xc. alle Hamburger, welche Hamburg mit ganz Deutschland verehrt, und von welchen Herr Norrmann allein nach vollendeten Studien in seiner Vaterstadt gelebt und eine Bedienung bekleidet hat. **) Es wäre Unrecht, den Hamburgern deswegen Vorwürfe machen zu wollen, weil sie diese Männer nicht in ihren Ringmauern besizzen.

Hamburg hat sich also nicht sowohl durch Undank oder Ungerechtigkeit als auf eine andere auffallendere Art an seinen gelehrten Söhnen versündiget; es hat bisweilen einen oder den andern nach dem Pesthofe ***) bringen lassen. So ergieng es dem Helden dieses Aufsazzes, dem bekannten Mörsius.

Joachim Mörsius, (Morsius oder Mohrsen) wurde 1593 zu Hamburg geboren. Er widmete sich anfänglich

*) Man hat von dem seligen Hofrath Ebert, einem Hamburger, der seinem Vaterlande in jedem Betracht Ehre macht, eine Anekdote, die ich aber nicht verbürgen will. Er speisete einst, erzählt man, bei der verstorbenen verwitweten Herzogin, Mutter des jezzigen Herzogs von Braunschweig, und fand sich so behäglich an ihrer Tafel, daß er mit Enthusiasmus ausrief: „Wahrhaftig, Ihro Königl. Hoheit! man ißt bei Ihnen eben „so gut als in Hamburg." D. V.

**) Er war Subkonrektor am Johanneo. D. V.

***) Jezt Krankenhof. Es werden auch Wahnsinnige daselbst aufgenommen. D. V.

der Theologie; gieng aber bald davon ab, beschäftigte sich vorzüglich mit den humanistischen Wissenschaften, und war fast in keinem Gebiete der Gelehrsamkeit ein Fremdling. Einige Zeit war Chemie seine Lieblingswissenschaft. Ob er sich aber auch mit der Alchymie und Goldkochkunst abgegeben hat, ist mir nicht bekannt. Er stand mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung und Briefwechsel; stellte weite und kostbare Reisen an, und gab verdienten aber armen Gelehrten ansehnliche Geschenke. In Oxford wurde er Magister oder, wie man sich jezt lieber ausdrükt, Doktor der Philosophie. Zu der Bekleidung eines öffentlichen Amtes scheint er nie Lust gehabt zu haben; doch ist er einige Zeit Universitätsbibliothekar zu Rostock gewesen. Häufige Reisen, großer Aufwand in Büchern, österes Laboriren und Freigebigkeit gegen arme Gelehrte, mußten allerdings wohl sein angeerbtes Vermögen schwächen und die christliche Muthmaßung, daß es mit dem guten Morsius bald zu Ende gehen würde, konnte man seinen Mitbürgern, die sich weit besser aufs Rechnen und Erwerben verstanden, wie er, sehr leicht verzeihen. Besonders waren seine Brüder und seine nächsten Anverwandten, welche das Kapital des halb schwindsüchtigen Gelehrten bereits als ihr eigenes ansahen, mit seiner Verschwendung, nach ihren Begriffen, der elendesten und erbärmlichsten von der Welt, sehr unzufrieden und suchten den schlechten Wirth zu bevogten. Sie ergriffen das Mittel, welches seit jeher in Hamburg von eigennüzzigen Kuratoren, verschlagenen Weibern ꝛc. mit großem Glükke gebraucht ist und trugen beim Senat an, den Bruder und Verwandten nach den Gesezzen öffentlich für einen Verschwender zu erklären. Morsius war eben abwesend, er wurde daher öffentlich vorgeladen. Er ließ zwar dagegen drukken: „Protestation gegen die unbedachtsame und widerrechtliche Citation der Bügermeister und Raths zu

Hamburg. Philadelphia 1629;" allein nach seiner Zuhausekunft fand man nicht allein, daß er ein Verschwender, sondern auch, nach dem Zeugnisse eines gewissenhaften und gescheuten Arztes, daß er ein Wahnsinniger sey, und er wurde nach dem Pesthofe geschleppt. Es ist ein Vergnügen den ehrlichen M. Christian Ziegra, welcher auch sehr viel für dies Benehmen zu sagen weiß, über diese Begebenheit räsonniren zu hören. *) „Von dieser Sache läßt sich auf beiden Seiten vieles zur Rechtfertigung sagen; Mörsius zehrte auf seine Güter so los, daß er damit in wenig Jahren fertig seyn konnte. Er war eines guten Lebens gewohnt und hatte die Kunst Geld zu verdienen nicht gelernt. Er würde also Schulden gemacht, und insonderheit von seinem Bruder eine Anleihe gesucht haben. (Wenn ich also besorge, daß mich Jemand einmal um eine Anleihe ersuchen könnte, muß ich ihn nach dem Tollhause bringen lassen.) Der Bruder sieht dieses als ein guter Haushalter wohl ein, (allerdings, der pfiffige Herr Bruder) die Stadtgesezze verordnen, daß einem übeln Haushalter die Verwaltung seiner Güter genommen werden soll. Er bringt seine Klage vors Gericht und das kann, vermöge der Verordnung und nach erwiesener Beschaffenheit der Sachen (die ein feiler Sykophant schon vorzustellen weiß) nicht anders, als den Mörsius für einen Verschwender erklären. (Das versteht sich.) Ihm geschieht nicht Unrecht, (in der That nicht Herr Magister?) man sorget für sein wahres Beste und für seinen künftigen Unterhalt. (Wie gütig! wie menschenfreundlich! im Tollhause.) So läßt sich die Sache auf der einen Seite vorstellen. Hingegen auf der andern kann man auch sagen: Mörsius verschwendet das Seine nicht auf eine liederliche Art. Er lebt für sich davon und

*) Sammlung von Urkunden ıc. 1. Theil, Seite 223.

thut Andern Gutes. Er lernt auf seinen Reisen die Büchersäle kennen und erlanget die Gewogenheit auswärtiger Gelehrten. Wenn er auch das Seinige aufgezehret, so hat er so viel gelernet, daß er sich damit allemal forthelfen kann, ohne seinem Bruder zur Last zu fallen. Der Bruder ist nur begierig, ein gutes Kapital zu erwerben, und mißbraucht die sonst guten Gesezze aus Eigennuz zu seinem Vortheil." (Hier ist der Nagel auf den Kopf getroffen.)

Mörsius war ein verdienter und geschäzter Gelehrter seiner Zeit, und das Urtheil des Senats war eine Versündigung gegen die Gelehrsamkeit. Demokritus wurde, nach dem sehr glaubwürdigen Geschichtschreiber Wieland, vor dem Senat zu Abdera der Verschwendung und des Wahnsinns angeklagt und es wurde auf seine Bevogtung gedrungen. Der Abderitische Senat trug dem Hypokrates auf, den Weltweisen zu sondiren und ein Attestat über seinen Wahnsinn auszustellen. Hypokrates erklärte den Demokritus für den verständigsten Mann nicht nur in Abdera, sondern in der ganzen Welt und verordnete den Abderiten eine tüchtige Dosis Niesewurz, und jedem Senator die doppelte Gabe. Armer Mörsius! du fandest keinen Hypokrates! Wie die Behandlung dieses Gelehrten bei dem weisen und milden hamburgischen Senat möglich war? — Guter Leser! es sind noch weit mehrere und weit unglaublichere Dinge möglich gewesen. Auf dem Pesthofe, so wie überhaupt in jedem Tollhause, ist manche Ungerechtigkeit beseufzt, und über manchen schändlichen Kurator zum Himmel um Rache geschrieben. Wir haben von jeher wakkere Rechtsgelehrte, aber auch trefliche Sykophanten, so gut, wie in Abdera gehabt.

Mörsius blieb ein Jahr auf dem Pesthofe und kam, vermuthlich im Jahr 1631 auf Andringen des Königs von Dännemark wieder frei. Er hat sich nachher viel in

Dänemark aufgehalten; soll sich mit der Rosenkreuzerei abgegeben haben; nahm ein Weib, erzeugte einen Sohn, welcher aber bald wieder starb; trennte sich von seiner Frau und starb 1639. Ueber die lezten Begebenheiten dieses Mannes ist Dunkelheit verbreitet und ich habe das Jahr seiner Befreiung nach Muthmaßungen angegeben, mit deren Auseinandersezzung ich meinen Lesern nicht beschwerlich fallen will. Ein ziemlich genaues Verzeichniß seiner Schriften findet man in „Johann Otto Thießens Versuch einer Gelehrtengeschichte von Hamburg nach alphabetischer Ordnung mit kritischen und pragmatischen Bemerkungen" (im 2ten Bande Seite 49), einem Werke, welches mit einem ungeheuern Aufwande an oft sehr falschem, Wizze geschrieben, aber doch sehr brauchbar ist, und dem Verfasser um desto mehr zur Ehre gereicht, weil er es in einem Alter ausgearbeitet hat, in welchem gewöhnlich unsre jungen Gelehrten noch mit Mondenschein und Vergiß-mein-nicht spielen. Warum Herr Thieß den Morsius einen hamburgischen Patrizier nennt, kann ich nicht begreifen, (wahrscheinlich hat er es Andern nachgeschrieben), weil aus der Geschichte nicht erhärtet werden kann, daß der Stand der Patrizier in Hamburg je anerkannt worden wäre.

Ob der Lizentiat Mohrsen, welcher in den Jahren 1665 ꝛc. in der Bürgerschaft dem Senat entgegen arbeitete und M. Jakob Morsius oder Mohrsen, ein geborner Hamburger, welcher Pastor in Rellingen war und 1690 starb *) mit unserm Märtyrer Morsius verwandt waren, kann ich nicht bestimmen.

Theoph.

*) Siehe „Johann Adrian Bolten's historische Kirchennachrichten von der Stadt Altona ꝛc." 2. Band. S. 220.

VII.

Kurze Geschichte der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nüzlichen Gewerbe.

Die Verbindung der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nüzlichen Gewerbe, welche sehr bald ihren kürzern und bekanntern Ehrennamen: die patriotische Gesellschaft erhielt, existirt nun fünf und dreißig Jahre, und erhebt sich zu einem immer höhern Grade der Thätigkeit und Vollkommenheit. Die Summe des sichtlichen und in die Augen springenden Guten, welches sie in diesem Zeitraume bewirkt hat, ist sehr groß, und das unsichtbare Gute, die glüklichen und wohlthätigen Folgen, welche dadurch für den Staat und für die Menschheit bewirkt sind, kann die Gottheit nur allein aufzählen. Sie ist die heiligste Verbindung für den Staatsbürger und das Ehrwürdigste, was ein denkender Fremder in Hamburg erblikt. Ihre Geschichte ist für beide gleich wichtig und interessant, und muß für unsre jungen hofnungsvollen Staatsbürger angenehm und lehrreich zugleich seyn. Ich wage es daher, hier eine Skizze derselben zu entwerfen, von welcher ich recht gut voraussehe, daß sie meinem Ideale sehr weit nachstehen wird, und wovon ich hoffe, daß gütige Beurtheiler mehr auf die Absicht als auf die Ausführung sehen werden. Meine vorzüglichsten und fast einzigen Quellen sind die Verhandlungen und Schriften der Gesellschaft, von welchen 1790 der erste Band erschienen ist.

Man kann die Geschichte der Gesellschaft füglich in zwei Perioden eintheilen. Die erste geht von ihrer Stif-

tung bis zu der Revision ihrer Konstitution, vom Jahr 1765 bis 1789; und die zweite von der Revision ihrer Konstitution, von 1789 bis auf unsere Zeit.

Schon *) vor dem Jahre 1765 bestand in Hamburg ein freundschaftlicher Zirkel einiger ehrwürdiger Patrioten, die sich wöchentlich in dem Hause eines der ehrwürdigsten Männer seines Zeitalters, des Professors Herrmann Samuel Reimarus versammelten, um sich gemeinnüzzige, auf Bürgerwohl und Bürgerglük gehende, Gedanken einander mitzutheilen. Es waren: 1) Der ebengenannte Professor Hermann Samuel Reimarus; 2) der Doktor und jezzige Professor Johann Albert Reimarus; 3) Doktor Johann Ulrich Pauli; 4) Ulrich Moller und 5) der bekannte Baumeister Ernst Georg Sonnin. Diese fünf unvergeßlichen Männer sind die eigentlichen und ursprünglichen Stifter der Gesellschaft. In ihrem Zirkel bildete sich zuerst der Gedanke nach dem Beispiele vieler andrer Staaten, eine patriotische Gesellschaft zu errichten. Einer dieser Männer, der Doktor Pauli, hatte den Muth, diesen Gedanken in einer Schrift: „Ermahnung zur Aufrichtung einer ähnlichen patriotischen Gesellschaft zur Aufnahme der Handlung, der Künste, der Manufakturen und des Akkerbaues, wie die zu London und Paris ist. Hamburg, 1765" öffentlich zu sagen. Der Vorschlag fand Eingang. Die Herren, Professor Johann Georg Büsch, Nicolaus Anton Johann Kirchhoff, nachheriger Senator, Johann Friedrich Tonnies, Johann Abraham Willink und Lt.

*) Siehe „Versuch einer Geschichte der Gesellschaft in den ersten 25 Jahren nach ihrer Errichtung. Eine Vorlesung, gehalten bei der 25jährigen Stiftungsfeier derselben, den 15ten April, 1790. Von J. A. Günther, Lt. d. R. und derzeitigen proponirendem Sekretair der Gesellschaft." In den Verhandlungen und Schriften der Gesellschaft. 1. Band.

Peter Dietrich **Volkmann**, nachheriger Senator, gesellten sich zu oben genannten Männern, und in wenigen Monaten unterzeichneten beinahe hundert der angesehensten Mitbürger den Vorschlag zu einem jährlichen Beitrag von zwei Species-Dukaten. So entstand also vor sieben und dreißig Jahren diese Gesellschaft.

Ihr vorzüglichster Zwek war und ist noch beständig: neue, in Hamburg noch nicht bekannte Erfindungen, neue durch Erfahrung bewährte Handlungs- und Gewerbs-Vortheile aufsuchen, mittheilen und aufmerksam darauf machen; über den Verfall einzelner Gewerbe, und die Mittel, ihnen aufzuhelfen, Untersuchungen und Vorschläge veranlassen; vaterländische Künstler und Handwerker durch Anleitung, Beispiel und Belohnungen zwekmäßiger, leichter, wohlfeiler und geschmakvoller arbeiten lehren; praktisch nüzliche Erfindungen veranlassen und verbreiten; einländischen Kunstfleiß zum Wetteifer mit dem auswärtigen aufmuntern rc. rc. Ihre Verhandlungen beziehen sich: 1) auf die Beförderung der Künste und nüzlichen Gewerbe; 2) auf die Ausdehnung und Vervollkommnung der Handlung; 3) auf die Vervollkommnung der Schiffahrt; 4) auf die Verbesserung der Landwirthschaft; 5) auf das Polizeiwesen; 6 auf das Kameralwesen und selbst 7) auf die Wissenschaften.

Zur **Beförderung der Künste und nüzlichen Gewerbe** bewirkte die Gesellschaft in der ersten Periode ihrer Existenz etwa folgendes: Gleich im ersten Jahre dachte die Gesellschaft auf **Zeichnungsschulen** für angehende **Handwerker**. Im Jahr 1767 fieng man an, junge Leute unentgeldlich in **Baurissen** unterrichten zu lassen. Im Jahr 1786 wurde diese Schule wegen vermehrter Anzahl der Lehrlinge durch eine zweite Klasse erweitert. Neben dieser, eigentlich für Zimmerleute, Maurer, Tischler, Bildhauer, Schmiede und Töpfer bestimmten

Zeichenschule, wurde im Jahr 1770 eine zweite hauptsächlich für Kattunmuster-Maler bestimmte Schule zur Unterweisung in Handzeichnungen angelegt. Außer diesen beiden Schulen ließ die Gesellschaft in den Jahren 1773 bis 1780 mehrere junge Handwerker durch den Mechanikus Schübler unentgeldlich in mechanischen Handgriffen unterrichten, welche Anstalt aber aus Mangel eines brauchbaren Lehrers wieder eingehen mußte. Mehrere geschikte Künstler und Handwerker hat die Gesellschaft auf ihren Reisen unterstüzt. Sie hat vorzüglich geschikte Arbeiten und vorzüglich nüzliche Erfindungen durch Austheilung von Prämien und einer zu dieser Absicht ausgeprägten Ehrenmünze aufzumuntern gesucht. Diese Ehrenmünze im Golde ist zwei Dukaten schwer, zeigt auf der Hauptseite das Sinnbild der Gesellschaft, den Bienenstok, von einem Eichenkranz umschlungen und vom Wapen der hamburgischen Republik beschattet und das Stiftungsjahr 1765. Auf der Rükseite siehet man der Göttin der Weisheit, Minervens Attribute *) und den Caduceus **) mit der Umschrift: Hamburgische Gesellschaft und der Inschrift: Kunst und Fleiß zu Ehren. In mannichfaltiger Rüksicht, vorzüglich auch zum Nuzzen hiesiger Künstler und Handwerker hat die

*) Meinen Lesern, welche sich nicht anhaltend mit den Wissenschaften beschäftigen können, ist es vielleicht nicht unangenehm, wenn ich ihnen sage, daß Attribute charakteristische Zeichen sind, wodurch man eine Gottheit, Tugend ꝛc. andeuten will. So ist z. B. das Stehen auf dem Rade ein Attribut der Fortuna oder Glüksgöttin, und der Minerva vorzüglichstes Attribut ist die Nachteule. D. V.

**) Der Caduceus ist ein Attribut des Merkurs, des Gottes der Kaufleute. Es ist ein Stab mit Schlangen umwunden, um Klugheit und Spekulation anzudeuten. D. V.

Gesellschaft auch eine Büchersammlung und eine zwekmäßige Modellsammlung angelegt, und zur Abstellung des Zunftzwanges und der Handwerksmißbräuche im Stillen, durch Fürsprache und durch Schriften gewirkt. Im Jahr 1787 machte sie eine nähere und gründliche Untersuchung über die Ursachen des Verfalls mancher vormals hier bestandenen Fabriken und über die Mittel, ihnen aufzuhelfen zum Gegenstand einer Preisaufgabe.

Dies that die Gesellschaft für Künste und nüzliche Gewerbe im Allgemeinen. Sie ließ aber einzelne Gewerbe nicht aus der Acht. Das Brauwesen wodurch Hamburg einst blühend und reich war, wurde gleich anfänglich ein vorzüglicher Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Schon im Jahr 1766 veranlaßte sie durch Subscription der mehrsten Besizzer der Brauerben einen Preis von 2000 m& Cour. auf die Anlegung einer Weisbrauerei, die zwei Jahre lang in jedem Jahre wenigstens 30 Orloffe *) verbrauchen würde, und in den Jahren 1767 und 68 die würkliche Anlegung einer Weisbrauerei durch eine Privat-Assoziation mehrerer Mitbürger; den gehoften Vortheil für die Aktionisten hat diese Unternehmung nicht gehabt, aber der Wetteifer der Brauer ist dadurch aufgemuntert, die Anlegung mehrerer Brauereien von weißen und andern vorzüglichen, besonders den Englischen ähnlichen Bieren dadurch veranlaßt, die Konsumtion des fremden Biers vermindert und die Brauorloffe vor dem fernern Sinken gesichert worden.

Zur Beförderung der Zukkersiederei sezte die Gesellschaft schon im Jahr 1765 eine Prämie von 100 ℛ

*) Orloff, Urlaub, Erlaubniß. Von diesen Orloffen und dem hamburgischen Brauwesen bei einer andern Gelegenheit.

D. V.

auf die Klärung des Zukkers ohne Eier und Blut, der in der Folge noch von einigen hamburgischen Zukkerfabrikanten mit 400 ℛ︁ vermehrt wurde. In den Jahren 1766 und 67 wurden viele Versuche hierüber angestellt; das Resultat war: „daß die Klärung durch andre gleich unschädliche Mittel schwerlich im gleichen Grade und mit wenigern Kosten erreicht werden könne."

In Rüksicht der Färberei machte die Gesellschaft im Jahr 1765 die ächte Rothfärbung des baumwollnen Garns, und 1767 das ächte Gründrukken auf Kattun zum Gegenstande einer Preisaufgabe. Die gelieferten Proben für die erste Aufgabe erfüllten ihren Zwek; aber die Sache konnte, weil nur der smyrnische Krapp tauglich dazu befunden wurde, nicht mit Vortheil im Großen betrieben werden. Die Versuche im Gründrukken wollten nicht gelingen.

Zum Besten der Bäkkerei suchte die Gesellschaft in den Jahren 1766 und 1770 die Aussindigmachung eines brauchbaren Gährungsmittels in Ermangelung des Gestes, und im Jahr 1782 die Heizung der Bakösen mit Steinkohlen durch ausgesezte Preise zu bewirken. Auch wurde über die Brodtaxe öfters verhandelt.

Zum Besten der Fischerei suchte die Gesellschaft in den Jahren 1770 und 1772 zu bewirken, daß der, bei den zu dichten Maschen der Fischernezze, und besonders bei dem Fischen mit den sogenannten Rühsen, unvermeidlichen Vertilgung ganzer Generationen junger, noch ungenießbarer Fische, durch gesezliche Verfügung gewehrt werden möchte.

Zum Besten des Bauwesens stellte sie in den Jahren 1766 bis 1769 viele sorgfältige Untersuchungen an, in hiesigem Gebiete einen brauchbaren Erdkalk zu entdekken. Im Jahr 1767 ließ sie einen in Hamburg bis dahin gänzlich unbekannten Erdbohrer verfertigen; 1770

veranlaßte sie die ersten Versuche mit dem nun schon so bekannt gewordenen gothländischen Kalk und mit dem jezt in Gang gekommenen Kalk-Anwurf der Gebäude. Um die schöne Baukunst in Hamburg hat die Gesellschaft sich vorzüglich dadurch verdient gemacht, daß sie den geschikten Künstler, den jezzigen Baumeister, Herrn Arens bildete und unterstüzte.

Zur Verbesserung der Töpferei veranlaßte die Verbindung bereits im Jahr 1766 die ersten Versuche einer holzsparenden Einrichtung der Stubenöfen und bewirkte durch Bekanntmachung und Prämien deren allgemeinere Einführung. Im Jahr 1787 sezte sie einen Preis auf eine Ofen-Glasur ohne Risse, welche 1789 der Töpfer Schacht erhielt. In diesem lezten Jahre sezte sie mehrere Preise auf die beste Ausführung einiger vom Baumeister Arens gezeichneten Entwürfe zu Oefen aus.

Zur Verbesserung der Schmiedearbeit wirkte die Societät bereits im Jahr 1767 durch Vorschläge zur Verbesserung der Harpunen, und in den nächsten zwei Jahren wurden schon über 200 Stük nach dieser bessern Einrichtung verfertigt. Im Jahr 1770 machte sie die beste Bewahrung des Eisens vor dem Rost, und 1776 die beste Verfertigung eiserner Gitterarbeit zum Gegenstande einer Preisaufgabe. Beides hat sehr merkwürdige Versuche veranlaßt.

Bessere und geschmakvollere Möbeln wurden durch öffentliche Bekanntmachungen, Belohnungen und ausgesezte Preise bewirkt. So machte die Gesellschaft 1770 den besten, der englischen Arbeit gleichkommenden Stuhl, 1774 die beste Tischlerarbeit in Mahagony-Holz und die beste Metallvergoldung und 1776 den besten silbernen Leuchter zu Gegenständen von Preisaufgaben. Im Jahr 1765 empfohl sie eine dem Silber

ähnliche Komposition von Metall zu Leuchtern und ähnlichen Geräthen. Im Jahr 1789 wurde durch Preisaufgaben die Verfertigung von Fußteppichen nach schottischer Art im hamburgischen Zuchthause veranlaßt.

Auf die beste Verfertigung des Segeltuchs nach holländischer Art wurde 1782 und 83 ein Preis ausgesezt, die Absicht der Gesellschaft aber nicht erreicht. Die Verbesserung der Lederbereitung war der Gegenstand von mehrern Preisen und Versuchen. Im Jahr 1765 und 66 lieferte ein Hamburger unverbesserliche Proben von in Hamburg verfertigtem Saffian. Die Gesellschaft sezte darauf einen Preis auf die Anlegung einer Saffianfabrik; allein der Erfinder starb vor der Ausführung. In den Jahren 1778 und 1781 sezte sie Preise auf die beste hamburgische Bereitung des Sohlleders und veranlaßte darauf einige Versuche zur Verbesserung der Gerberei. Zum Vortheil der hamburgischen Schuster, suchte sie die Verbindung 1774 der damals einreißenden Mode, Schuhe aus England und Leipzig kommen zu lassen, durch einen Preis auf den besten, dem englischen gleich kommenden, Schuh zu wehren.

Der im Jahr 1779 zum Besten der Buchbinder ausgesezte Preis auf die sichersten Mittel, die Bücherbände, besonders die vom weichen Leder vor Schimmel zu bewahren, veranlaßte verschiedene nüzliche und anwendbare Vorschläge. Zur Aufhelfung der hamburgischen Huthmacherei sezte die Gesellschaft 1788 einen Preis auf die einländische Verfertigung solcher Hüthe, die den Ausländischen an Leichtigkeit, Appretur und Schwärze gleich kommen, und mehrere hamburgische Fabrikanten lieferten vortrefliche Proben.

Gleich von Anfang an machte die Gesellschaft die Beförderung der Spinnerei zu einem angelegenlichen Ge-

genstande ihrer Bemühungen. Sie veranlaßte 1765 die ersten Proben mit den damals noch unbekannten, jezt bei der Spinnanstalt mit dem glüklichsten Erfolg eingeführten zweispilligen Rädern;*) sie beschäftigte sich 1766 mit der Anlegung einer Spinnschule, sezte in eben diesem Jahre Preise auf das höchste Pruduct der Spinnerei in den hamburgischen Walddörfern und belohnte 1787 die besten Spinnerinnen der damals errichteten Privat-Spinnanstalt durch ausgetheilte Prämien.

In ihren Bestrebungen für die Handlung konnte die Gesellschaft, aus leicht einzusehenden Gründen im Einzelnen weniger wirken; allein, im Ganzen hat sie sehr viel Gutes hervorgebracht. Einzelne, verehrungswürdige Mitglieder, besonders Büsch und der jüngere Reimarus verbreiteten großes Licht über Handlungsgrundsäzze und Handlungsfreiheit durch ihre klassischen Schriften. Im Einzeln hat die Gesellschaft in dieser ersten Periode etwa Folgendes bewirkt. Auf Veranlassung der häufigen Beschwerden über die Unterschleife im Garnhandel, besonders über die Betrüglichkeit in der Fadenzahl und Länge des feinen, den hamburgischen Zwirnmühlen damals noch unentbehrlichen Garns aus dem Westphälischen, hat sie 1767 durch ihre Vorstellungen bei dem Grafen Rheda, und 1768 bei dem Fürsten von Kauniz-Rietberg, geschärfte und sehr wirksame Verordnungen in Absicht des Spinnens, Haspelns und Garnbindens be-

*) Herr Kirchhoff, nachheriger Senator, machte die Gesellschaft auf diese Erfindung aufmerksam. In dem Herzogthum Braunschweig und dem, nunmehr sekularisirten Bisthum Hildesheim, wo sich so viele Menschen vom Spinnen ernähren und ernähren müssen, wurde dieses trefliche Rad erst in den Jahren 1788 bis 1790 durch die Bemühung des Pastors Bräß und durch seine so genannte rothe Zeitung in Etwas bekannt.

D. V.

würkt. Die seit 1775 in Anregung gebrachten Vorschläge zur Verbesserung der Stekenitzfahrt dienten vorzüglich zu Gegenständen ihrer Verhandlungen. Im Jahr 1789 machte sie die Angabe neuer Arten des Gebrauchs der Wallfischbarten und des Fischbeins zum Gegenstand einer Preisaufgabe. Unter mehrern in ihren Protokollen vorhandenen Vorschlägen findet sich auch bereits im Jahr 1772 der Vorschlag: die Preiscouranten in Banko und ohne Rabatt zu berechnen, und diese Veränderung kam 1789 bei der hamburgischen Kommerz-Deputation zur Ausführung.

(Die Fortsezzung folgt.)

VIII.

Zur Beherzigung für alle Lottospieler.

Ich finde im achten Hefte des Journals Hamburg und Altona einige Aufsäzze über das Lotto-Unwesen, die beide, jedoch von verschiedenen Seiten, beweisen, wie groß die Schädlichkeit des Lottospielens sey; aber mit aller Achtung für die Verfasser dieser Aufsäzze gesprochen, sie sind viel zu gelinde abgefaßt, um ein so häßliches Ungeheuer, als die Lottosucht ist, gehörig zu charakterisiren.

Es ist nicht genug, zu zeigen, daß der Spieler in jeder Hinsicht dabei Verlust leidet, und die Unternehmer allein gewinnen, sondern man muß die Sache mit den rechten Namen belegen und geradezu sagen: es liegt beim Lotto Betrügerei zum Grunde, man möge das Spiel von einer Seite betrachten, von welcher man wolle, denn das denke ich, ist allein vermögend, das Publikum von dem thörichten Wahne zu heilen, als sey das Lotto mit

Klassen-Lotterien in eine Art von Vergleich zu stellen, welches durchaus nicht der Fall ist, denn bei Leztern, ob sie gleich Hazardspiele und deshalb eben nicht zu empfehlen sind, findet kein Betrug statt, der Spieler kann nach Maßgabe des Plans sehr leicht berechnen, wie groß die Wahrscheinlichkeit des Gewinns sey, welches aber beim Lotto nicht statt findet. Hier wird nicht der wahre Vortheil der Unternehmer so wie in der Klassenlotterie angegeben, sondern sorgfältig verschwiegen; man nimmt die Miene eines redlichen Banquiers an und betrügt unter dieser Maske gerade den Theil des Publikums, der sehr leicht betrogen werden kann, weil er nicht zu rechnen versteht.

Es klingt freilich sehr hart vom Betruge bei einem Spiele zu reden, das von der höchsten Stelle approbirt wird, aber ich denke, da man frei und öffentlich spielt, so kann auch alles frei und öffentlich gesagt werden, was zum Nachtheile der Spielenden gereicht, und mit dieser Begünstigung sey es mir denn auch vergönnt, nochmals zu sagen, daß es mit dieser großen privilegirten Bank auf Betrügerei hinausläuft, theils weil eine Sperrung der Nummern statt findet, wenn sie hoch besezt werden und der Unternehmer die Möglichkeit einsieht, verlieren zu können, theils weil die garantirte Summe nicht einmal hinreichend ist, um in dem Falle eines sehr bedeutenden Gewinstes den Spieler zu sichern. Ueber beides will ich mich deutlicher erklären, und das Publikum mag dann entscheiden, ob mein Ausdruk zu hart war, wenn ich von Betrügerei auf Seiten der Unternehmung und von betrogen werden auf Seiten des spielenden Publikums gesprochen habe.

Wenn ich mich an eine Pharobank hinstelle, so sehe ich entweder den Fond dieser Bank auf dem Tische liegen oder der Banquier giebt mir auch die Summe genau an, die er dazu bestimmt hat, sein Glük gegen das Unglük

der Pointeurs zu versuchen, und nun steht es bei mir, ob ich mich mit der vom Banquier ausgesezten Summe begnügen und gegen ihn und die Glüksgöttin zu Felde ziehen will; aber im Lotto ist es ganz anders, denn zwar ist eine garantirte Summe von 25000 Rthlr. vorhanden, aber diese ist nicht hinreichend, wenn der Fall eines sehr bedeutenden Gewinnstes eintreten sollte. Gesezt ich hätte fünf Nummern genommen und die darin liegenden fünf Quarternen, jede mit 2 mk besezt, und wäre so glüklich gewesen, diese fünf Nummern errathen zu haben, so bekäme ich dafür 200,000 Rthlr. Nun denke man sich die ausserordentliche Summe, welche 10 gewonnene Ternen betragen, die in fünf Zahlen enthalten sind, und die ich mit 20 mk besezzen kann, ferner den Ertrag der 10 Amben, die in 5 Nummern liegen und die mit 120 mk angenommen werden, endlich noch die Prämie, welche die dänischen Lottounternehmer auf den Glüksfall bestimmen, sämmtliche fünf Nummern errathen zu haben, und man wird sehen, daß ein solcher Gewinnst die garantirte Summe weit übersteigen würde. Daß die Lotto-Unternehmer nicht gehalten sind, in einem solchen Falle mehr als die garantirte Summe auszuzahlen, das versteht sich von selbst, eben so wenig man den Banquier zwingen könnte, uns mehreres zu bezahlen als der auf dem Pharatische liegende Geldvorrath beträgt, und nun frage ich jeden Lottospieler: ob es nicht nach Betrug schmekke, wenn der Spieler nach der von den Unternehmern festgesezten Spielart, mehr gewinnen kann, als man in diesem Fall ihm auszahlen würde? Die Garantie denkt wahrscheinlich ein jeder Spieler, sichert ihn zu Bezahlung des möglichsten Gewinnes, und doch habe ich so eben die Möglichkeit dargethan, daß die garantirte Summe von 250000 Rthlr. nicht hinreicht um einen Gewinn auszuzahlen, der nach den öffentlich festgesezten Einsazpreisen gewonnen werden kann.

Schon dieser Umstand müßte für vernünftige Lottospieler — wenn es deren geben kann — sehr bedeutend seyn, und sie auf das Benehmen der Unternehmer aufmerksam machen; aber noch mehr beweiset den Betrug im angelegten Plane des Lottowesens, daß man nicht die Zahlen so hoch besezt annimmt, als man sie besezzen will, sondern daß Sperrung derselben statt findet, wenn sie zu hoch besezt werden.

Für unkundige Leser muß ich die Sperrung der Nummern deutlicher machen. Das gemeine Spielpublikum hat gewisse Lieblingsnummern, die sie nie zu spielen müde werden; z. B. 1, 12, 90, oder auch 1, 45, 90, als den Anfang, das Mittel und Ende der Lottonummern; wenn nun diese lange nicht in Verbindung herausgekommen sind, so werden sie stark besezt und so häufig gespielt, daß die Lottounternehmung aus Furcht, zu großen Verlust zu leiden, sich bewogen findet, eine Sperrung dieser Nummern vorzunehmen; das heißt: sie befiehlt ihren Kollekteurs, diese Nummern entweder gar nicht mehr oder doch zu einem festbestimmten niedrigern Preise anzunehmen, als sie bisher besezt wurden, um so gar der Möglichkeit vorzubeugen, daß die Spieler einigen Vortheil erhalten könnten.

Was würde man von einem Banquier sagen, der, wenn ein Pointeur auf den Karobuben schon ansehnliche Summen verloren hätte und jezt willens wäre, noch einmal einen Saz zu wagen, um seinen Verlust zu ersezzen, von dem Banquier ohngefähr die Weisung erhielte: „Ihr „Bube, mein Herr! hat mir schon viel eingebracht, weil „ich aber diesen Gewinnst gern behalten möchte, so verbitte ich mir die Besezzung dieser Karte." Ich bin fest überzeugt, man würde einen solchen Banquier zur Annahme des Bubenbesazzes zwingen, oder sein Benehmen für unreel erklären, und doch ist das Pharospiel mit dem

Lotto nicht in Vergleich zu sezzen, weil die Bilanz des Leztern so ist, daß ausser den auszuzahlenden Gewinnen von der Einnahme ⅛ aus den einfachen Nummern den Unternehmern übrig bleiben muß, folglich sie hieraus schon Vortheil ziehen, wenn auch dieser durch Unkosten und Kollekteur=Rabatt in etwas geschmälert würde.

Die dänische Regierung ist schon öfterer von wohlmeinenden Patrioten aufgefordert worden, das vielköpfige Ungeheuer, Lottosucht genannt, auch aus ihren Staaten zu vertilgen, aber man muß unpartheiisch seyn, und wenigstens so viel zugeben, daß es ein großes Opfer wäre, welches die Regierung ihrem Volke brächte, wenn die altonaer und wandsbecker Zahlenlotterie aufhören sollte, da sie nicht allein einen bedeutenden Vortheil davon zieht, sondern auch ein Theil von Altona's Bürgern mittelbar und unmittelbar das Lotto benuzt. Man kann die dänische Regierung nicht tadeln, wenn sie das altonaer Lotto in der Absicht beibehält, um aus Hamburg Etwas von dem dortigen Ueberflusse *) abzuleiten, wenigstens ist es ein zu harter Kampf zwischen den Grundsäzzen der Moralisten und der Finanziers so zu wählen, daß man die Erstern hervorzieht und Leztere ganz bei Seite sezt; aber die Spieler selbst, wenn sie sich entschließen könnten, ihre chimärischen Hofnungen auf Ternen und Quaternen gänzlich aufzugeben, so würden sie sehr leicht im Stande seyn, durch Veränderung ihrer jezzigen Spielart es dahin zu bringen, daß die Regierung zur Aufhebung des Lottospiels um so schneller bereit seyn würde, je weniger bedeutend der Ertrag wäre.

*) Das möchte sie gerne thun! Leider ist es aber die ärmere Klasse Menschen, welche dieses Ungeheuer anbetet, und ihr Leztes auf dem schmuzzigen Altar dieser habsüchtigen Göttin opfert.

D. H.

Der Verfasser des Aufsazzes im Journal Hamburg und Altona hat sehr richtig geurtheilt wenn er sagt: „bei „Besezzung des simplen Auszugs gewinne das Lotto am „wenigsten, so wie auch der Spieler am wenigsten verliere."

Ich gehe noch weiter und behaupte, daß diese Spielart die einzige ist, um es dahin zu bringen, daß das Lotto aufhören muß, denn, wenn auch der Vortheil der Spieler bei einfachen Auszügen nicht sehr bedeutend ist, so wäre doch nichts gewisser, als daß, wenn das Ternen- und Quaternenspiel aufhörte, der Ertrag des Ueberschusses, nach Abzug der so bedeutenden Kosten, sehr nachtheilig für den Lottofond ausfallen würde.

Könnte man es dahin bringen, daß die Vortheile der Unternehmer vermindert würden, so wäre schon vieles gewonnen, und nichts wahrscheinlicher, als daß nach ohngefähr einem Jahre, diese große privilegirte Bank, wenn auch nicht zu zahlen aufhören, doch bewogen würde, ihre Spielparthie einzustellen, um nicht endlich gar ohne Vortheil zu arbeiten, welches die sicherste Folge dieser Spielart seyn müßte. Es ist sonderbar, daß diese Methode, die die sicherste für den Spieler ist, ganz vernachlässigt wird, und dagegen Ternen und Quaternen besezt werden, wobei man sehr deutlich beweisen kann, daß gerade diese die gefährlichste Lokspeise sind, wodurch der Spieler dem Lotto und diesem sein vornehmster Vortheil zugeführt wird, aber es ist in so ferne erklärbar, weil die meisten Menschen sich vom Geldgeize zum Spiele hinreißen lassen, obgleich eine unbegreifliche Geduld dazu gehört, Jahrelang Ternen und Quaternen zu spielen, ohne auch nur einen einzigen Gewinn zu erhalten, welches doch bei solchen Lottospielern gewöhnlich der Fall ist. Ich bin aber keinesweges willens, das Auszugsspiel zu empfehlen; denn im Gegentheil ist es ohnstreitig wohl am rathsamsten,

gar nicht zu spielen, weil auch hier der Vortheil so geringe ist, daß jedermann weit bessere und sichere Mittel in Händen hat, mit seinem Vermögen zu wuchern als das Lottospiel zu erwählen.

Ueberhaupt haben beide Verfasser der oben gedachten Lottoaufsäzze diese Materie so treflich behandelt, daß ich nichts hinzu zu fügen weiß, als mich an den Wunsch mit anzuschließen: daß Dännemarks Regierung doch recht bald das Lotto-Ungeheuer vernichten möge. —

IX.

Hamburgischer Gemeingeist, kann man ihn in unsern Zeiten noch annehmen?

Ich denke mir unter Gemeingeist das nemliche, was die Franzosen esprit de corps nennen, oder wenn es einigen Lesern zu anstößig seyn sollte, sich eines französischen Ausdruks zu bedienen und Manchem das Wort Gemeingeist zu unverständlich wäre, so wollen wir es lieber mit Nationalcharakter vertauschen.

Urtheile über einzelne Menschen fallen oft sehr schwankend aus, aber noch weit mehr die, über ganze Nationen und Völker. Ehemals war diese Zeichnung eben nicht schwer, aber jezt kostet sie Mühe, weil Alles erkünstelt, nichts mehr natürlich ist, sogar Tugenden und Laster, so wie die Leidenschaften der Menschen, erblikt man nicht mehr in ihrer wahren Gestalt, Alles erscheint geschminkt und bemäntelt, und der Zeichner des Charakters der Menschen kann nur schwankende Umrisse liefern, kein treffendes Gemälde mehr darstellen.

Wenn auch das, was man Nationalcharakter nennt,

mit Gemeingeist nicht gleichbedeutend ist und einiger Unterschied statt findet, so ist dieser so wenig bemerkbar, daß, ohne nicht ganz subtil philosophiren zu wollen, man füglich diese beiden Wörter nach Willkühr gebrauchen kann, ohne eben dem Sprachgebrauche Gewalt anzuthun.

Billig sollte man in Hamburg, da sie beinahe an der Grenze des deutschen Reichs liegt, das Eigenthümliche des alten nordteutschen Charakters am reinsten finden, und so war es auch ehemals, als diese Stadt neben Lübek und Bremen, den Vorrang unter den übrigen Hanseestädten mit behauptete; aber es ist nicht zu leugnen, daß Hamburgs Gemeingeist in dem verflossenen Jahrhundert durch so mancherlei Ereignisse, ganz umgewandelt ist. Der hamburger Volkscharakter hat sich bei verschiedenen Epochen sehr merklich verändert, und das Charakteristische dieses Freistaats ist gegenwärtig so gemischt, daß es keine feste Gestalt hat, kein Ganzes mehr ausmacht, und bei dieser Zerstükkelung dem Beobachter seine Urtheile mehr, als bei andern Nationen erschwert werden.

Ob es wahr ist, daß besonders seit der französischen Revolution und mit dieser großen politisch moralischen Reformation, auch im hamburger Gemeingeist eine wichtige Veränderung vorgegangen sey, wie einige Schriftsteller behaupten wollen, das soll hier ununtersucht bleiben, es gehört nicht geradezu in dieses Kapitel. Wir wollen es den Seelenmalern überlassen, dieses Gemälde auszuführen, denn hier ist hinreichend, blos die einzige Bemerkung zu machen: daß Hamburgs Nationalcharakter sich von zehn zu zehn Jahren sehr merklich verändert habe und daß die gegenwärtige Generation den ältern Hamburgern, weder in Sitten noch Gewohnheiten, weder in Meinungen noch Lebensart gleich komme.

Ich will dadurch nicht gesagt haben, daß der Sittenverderb in diesem Dezennium Riesenschritte gethan hat,

so wie im hanseatischen Magazin selbst ein Hamburger hat behaupten wollen; aber wahr ist es, die jungen Hamburger haben sich seit zehn Jahren merklich geändert, und sonderbar genug ist, daß es scheint, als ob die Alten sich nach der Jugend, in Meinungen wie in Sitten, in Lebensart wie in Modeton bilden wollten.

Hier stünde also Hamburg im umgekehrten Fall mit andern Nationen, wo gewöhnlich die Jugend sich nach dem Alter bildet, und diese Verschiedenheit ist so bemerkungswerth, daß es der Mühe lohnt, sich noch einige Augenblikke dabei aufzuhalten. Als die französische Revolution ihren Anfang nahm, erklärte sich der jüngere Theil der hamburgischen Welt, mehr für die Revolutionärs als für die königlich Gesinnten. Die Alten waren anfangs noch sehr bedenklich, welchem Theile sie beipflichten wollten, aber nach und nach giengen auch sie zu dem Modesystem des französischen Republikanismus über, und es gehörte mit zum herrschenden Modeton, sich in Gesellschaften und auf Kaffeehäusern von den Fortschritten der neuen Republikaner zu unterhalten, ihre Parthei zu ergreifen, und die Gegner der französischen Revolution mit demokratischen Sentenzen zu bekämpfen.

Noch auffallender war und ist die Bemerkung, daß die Aeltern sich nach den Jüngern selbst im Modeton der Kleidung bildeten. Wie einige junge Herren den Lord Spencer nachahmen wollten und das Untertheil ihrer Rökke abschnitten, wer hätte da wohl glauben sollen, daß ein Hamburger in männlichen Jahren jemals eine solche Mode nachäffen würde? Und doch ist es geschehen, denn selbst an der Börse erblikte man Kaufleute und Mäkler von gesezten Jahren mit abgeschnittenen Rökken, die den herrschenden Modeton mit der Bequemlichkeit zu beschönigen suchten. Kurz, es bleibt ausgemacht wahr, daß seit der Epoche der französischen Revolution eine große Metamor-

phose mit Hamburg vorgegangen ist, und daß Sitten und Moden, sich nach den ausgewanderten Franzosen merklich umgewandelt haben. Ein Sittengemälde von Hamburg, noch vor zwanzig Jahren entworfen, würde weit richtiger und charakteristischer ausgefallen seyn, als gegenwärtig, weil damals die neue Idee von Aufklärung noch nicht so lebhaft in den Köpfen der Hamburger herrschte, als in unsern Tagen.

Man tadelte ehemals Alles, was wider die Gebräuche des alten ehrwürdigen Hamburgs lief, zitterte bei jeder Neuerung und war in Gesellschaft viel steifer als gegenwärtig. Das Alles hat sich sehr verändert, und diese Veränderung kann dem Beobachter, dem Freunde fortschreitender Aufklärung nicht anders als angenehm seyn. Aber nur ist die Frage: wie ist es in Ansehung des Gemeingeistes beschaffen, und hat sich auch dieser in Hamburg geändert?

Ich bin ganz der Meinung einiger Schriftsteller, die auch in dieser Hinsicht eine wichtige Veränderung mit Hamburgs Einwohnern behauptet haben, aber ich finde darin nicht so vieles, was Tadel verdiente, als einige strenge Moralisten sich einbilden, denn im Gegentheil haben die Hamburger, was Ton und Sitten betrift, im gegenwärtigen Decennio merklich gewonnen; der ächte alte Hamburger bezog alles auf Hamburg und hatte keinen Sinn für etwas außer seiner Vaterstadt. Gottlob, daß diese Zeiten dahin sind und hoffentlich nie wieder zurükkehren. Man kümmert sich um die Menschen und Händel im Auslande eben so sehr als um seine eignen, und der Hamburger hat gegenwärtig in seiner Bildung doch so bedeutende Fortschritte gemacht, daß er den Mann vom Verdienst schäzt, und sollte er auch ein Ausländer seyn, was freilich vor dreißig oder vierzig Jahren eben nicht gewöhnlich war.

Man ist jezt darüber einig, daß man sich in Gesellschaften auch außer merkantilischen Gesprächen sehr angenehm unterhalten könne, und auch der Geschäftsmann darf jezt dreist Geschmak an Künsten und Wissenschaften verrathen, welches auch ehemals nicht der Fall war, denn der echte alte Hamburger war ehemals in Furcht, daß solche Dinge, die er nicht zum Broderwerb rechnete, auf das Thätigkeitssystem seiner guten Vaterstadt, leicht Einfluß haben könnte, und diese Besorgniß machte ihn taub für Alles, was nicht auf Handlung Bezug hatte.

Ohngeachtet dieser und gewiß sehr lobenswerthen Veränderung im gesellschaftlichen Ton, ist der eigentliche Hamburger noch immer kein Kenner dessen, was man Politesse und Feinheit in Manieren nennt, diejenigen ausgenommen, die sich durch feinen Umgang mit Ausländern oder selbst im Auslande gebildet haben.

Ich bin weit entfernt, darüber dem Hamburger Vorwürfe zu machen, daß er den höfischen Anstand verachtet, der in andern großen Städten und in denen besonders, die der Residenz nahe liegen, von vielen Bürgern bis zum Ekel nachgeäfft wird, im Gegentheil ist es lobenswerth, daß da, wo Alles gleichen Ranges ist, kein Stand sich seiner Sitten schämt und die zu feine Politesse hier keinen Eingang findet. Unterdessen giebt es auch im gesellschaftlichen Umgange einen lobenswerthen Mittelweg, und wer diesen einzuschlagen versteht, ist freilich für den gebildeten Mann angenehmer als der rohe Bürger, der vielleicht mit Vorsaz seine Rohheit der feinern Lebensart vorzieht, weil er sich einbildet, daß diese seinen Republikanismus besser als die Feinheit charakterisire, aber wenn es einmal ein Extrem seyn soll, so gefällt mir der biedre Hamburger mit schlichten Sitten besser als der Fremdling mit höfischem Anstande, und wer nicht einseitig oder voreilig aus einigen Bekanntschaften urtheilt, sondern Gele-

genheit hat, mehrern Gesellschaften in Hamburg aus vermischten Ständen beizuwohnen, wird das Urtheil mit unterzeichnen, was Heß in seiner Ethognomik von Hamburg fällte, wenn er sagt: daß die herrschenden Sitten Hamburgs im Allgemeinen noch zu den besten aller großen Städte Deutschlands gehören.

Ich habe eben gesagt und es den Hamburgern mit zum Lobe angerechnet, daß gegenwärtig die jungen Leute mehr Bürger der großen Welt als ehemals sind, sich nicht blos im Kreise ihrer eingeschränkten Wälle herumdrehen, sondern auch außer ihrem Vaterlande sich gerne umsehen. Unterdessen ist nicht zu leugnen, daß vielleicht eben dadurch Hamburgs Bürger an Gemeingeist verloren haben, was ihnen in Ansehung ihrer Bildung Gewinn war, denn das hamburger Bürgerwesen scheint Manchem zu kleinlich zu seyn, seitdem er Bürger der großen Welt geworden ist. Er macht sich selbst in Gesellschaft seiner Mitbürger und Fremden über den jämmerlichen kleinstädtischen Aufzug seiner Bürgerwachen und über sogenannte bürgerliche Ehrenämter lustig, was er vor funfzig Jahren sich nie unterfangen hätte, und um nicht von andern verspottet zu werden, ist er der ärgste Spötter, wenn von den Besonderheiten, von den Ueberbleibseln alt republikanischer Sitten die Rede ist.

Von bürgerlichen Aemtern, die, wie sich von selbst versteht, unentgeldlich verwaltet werden müssen, und die man sich in ältern Zeiten zur Ehre anrechnete, spricht man gegenwärtig nur verächtlich, rechnet sie mit zu den Lasten des Staats und ergreift überaus willig jede vorkommende Gelegenheit, um ein so drükkendes Joch abzuschütteln. Ist dieses geschehen, so victorisirt der junge Bürger laut, daß er die Bürgerqual glüklich überstanden habe und erzählt es seinen Bekannten, wie er es angefangen, um sich Allem zu entziehen.

Daß ein solches Benehmen mit ächtem Bürgersinn nicht übereinstimme, versteht sich von selbst, und daß der bürgerliche Gemeingeist unendlich dadurch verloren habe, ist wohl keinem Zweifel mehr unterworfen.

Bürgerliche Verhältnisse und jene Eigenheiten, die in alter hanseatischer Sitte ihren Grund hatten, rechnet man zu den lästigen Vorurtheilen und bildet sich ein, der Aufklärung ein Opfer zu bringen, wenn man solche vespottet oder sich von diesen Verhältnissen los zu machen sucht.

Ich kann ein solches Benehmen unmöglich billigen, da es den Gemeingeist tödtet, ohne welchen Republikaner sich nie als ächt republikanische Mitglieder des Staats behaupten können. Diese Art zu denken und zu handeln kann nimmermehr zum Guten führen, denn die Bürger werden dadurch gleichgültig gegen Ordnung und Gesezze, sie verlernen ihre eigne Verfassung und wie soll es endlich werden, wenn diese Lauheit des Bürgerthums immer mehr überhand nimmt? Jeder sucht von allen bürgerlichen Beziehungen abzukommen, sich dem zu entziehen, was ihm ehemals, ich will nicht sagen zur Ehre gereichte, sondern, was ihm Kenntniß seiner Gesezze, Verfassung und der ganzen Staatsverwaltung verschafte.

Wenn es dahin gekommen ist, daß einem das Bürgerthum lästig geworden ist, und daß man glaubt, auch ohne dieses in Hamburg sein Glük machen zu können, so ist nichts gewisser, als daß man darauf bedacht ist, sich von allen Dingen los zu machen, die zu verrichten, man sich ehemals zur Ehre anrechnete. Fällt diese eingebildete Ehre und mit ihr der, seiner guten Folgen wegen, verzeihliche Nationalstolz hinweg, so ist nichts gewisser, als daß Eigennuz an die Stelle des Bürgersinns tritt, und keiner will mehr irgend ein Geschäft verwalten, das nicht einträglich ist, weil der einzige Sporn: Ehre, sey er

nun chimärisch oder etwas Wahres, seine bisherige Spannkraft gänzlich verloren hat.

Im Eigendünkel seines Nährstandes verachtet man denn Alles, was nicht geradezu auf Erwerb und auf Gelderdienst Bezug hat, und es ist nicht schwer einzusehen, daß, wenn es dahin gekommen ist, daß bürgerliche Aemter die sonst Ehrenämter waren, nur mit Miethlingen besezt werden, die Verdienstes wegen arbeiten, daß das wahre Bürgerthum dann aufhöret und an dessen Stelle der Eigennuz sich in alle bürgerliche Verhandlungen mit einschleicht.

Sonach steht es also mit dem Gemeingeist der jezzigen Hamburger, eben nicht zum Besten und es wäre zu wünschen, daß man ernstlich darauf dächte, den erschlaften Bürgersinn durch bürgerliche Schnellkraft so zu beleben, wie er zu ächten Bürgertugenden höchst nothwendig ist. Wenn dagegen unsre jungen Bürger mit dem Charakter der Zeit in Ansehung ihrer sittlichen Bildung weiter fortschreiten wollten, so wäre diese Umwandlung oder richtiger diese Vervollkommnung allerdings lobens- und wünschenswerth, aber in dieser Hinsicht sind noch viele junge Hamburger den Vorurtheilen der Vergangenheit zu sehr ergeben und scheinen zu glauben, daß Gradheit und Grobheit, Lebensart und Galanterie einerlei sey. Galant zu seyn, verlangt kein guter Hamburger von seinem jungen Mitbürger, aber — junger Mann! daß du deine Unbescheidenheit, dein brutales Wesen ablegen mögest, das ist der Wunsch derer, die dir wohl wollen und die es selbst mit ihrer Vaterstadt gut meinen, denn wie leicht kann es nicht kommen, daß ein Fremder einen solchen von der Anglomanie Besessenen in einer Gesellschaft begegne, und von diesem unpolirten Bürger auf alle Hamburger schließe. Freilich wäre dieses viel zu voreilig, aber — verzeihlig, denn der Fremde kann sich kaum einbilden, daß die unge-

sittete Jugend an Männern ihre Schuzpatrone finden könne, wenn nicht etwas Böotische Sitten eine Eigenheit der Hamburger wären. Ich tadle diesen voreiligen Schluß aber ich entschuldige ihn und wünsche herzlich, daß keiner von uns jemals einen Fremden zu so raschen Urtheilen veranlassen möge, so wie es jeden Patrioten freuen würde, wenn man im Auslande von uns sagen könnte: die Hamburger haben einen republikanischen Gemeingeist! —

X.

Altonaische Literatur beim Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Aufgemuntert durch die im Journale Hamburg und Altona (2ten Bandes 1stes Heft S. 55 — 64. und 3tes Heft S. 338 — 347) von zwei ungenannten Verfassern gelieferte Aufsäzze über die altonaische Literatur, habe ich nachstehendes Verzeichniß der sich bei dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in Altona befindenden Schriftsteller entworfen. Da ein ähnliches Verzeichniß der bremischen Schriftsteller, welches Herr Dr. Stolz unter dem Titel: das gelehrte Bremen, im Hanseatischen Magazine (5ten Bandes 2tes Heft S. 317 — 328) mitgetheilet hat, mit Beifall aufgenommen worden; so hoffe ich auch mit gegenwärtigem Entwurfe bei Freunden der Literatur Dank einzuärndten. Auf Gelehrte, welche hier vor dem Schlusse des vorigen Sekulums gestorben sind, kann ich mich jezt nicht einlassen; bloß die wenigen, welche nach demselben bereits mit Tode abgegangen sind, will ich nennen. Auch darf ich — da ich die außer Altona gebürtigen, aber in Altona lebenden Schriftsteller nicht übergehen kann — wohl nicht zugleich die aus Altona gebürtigen, aber außer Altona Lebenden aufnehmen, obgleich dies von Herrn Stolz in jener Uebersicht mit den, sich außer Bremen aufhaltenden gebohrnen Bremern geschehen ist; mein Verzeichniß von den Altonaern ist ohnehin weit größer,

als das Stolzische von den Bremern, in welchem man, selbst mit jenem Inbegriffe, nur sieben und vierzig Namen zählet, wenn ich dagegen von Altonaern, ohne einen solchen Inbegriff neunzig angeben kann, und gleichwohl noch ein paar sehr achtungswerthe Gelehrte, welche nicht aus der Anonymität hervorgezogen werden wollen, nicht namhaft machen darf. Ebenfalls glaube ich, mich nicht auf alle diejenigen ausdehnen zu müssen, welche bloß einen kleinen Aufsaz in eine Zeitschrift eingerükt, oder ein kleines Flugblatt, Gelegenheitsgedicht ꝛc. in den Druck gegeben haben. Endlich muß ich noch erklären, daß ich keine vollständige Schriftenverzeichnisse zu liefern gedenke; diese sind in Ansehung der mehresten Verfasser in Kordes schleswig-hollsteinischen Schriftstellerlexicon und in der neuesten Ausgabe von Meusel's gelehrtem Teutschlande anzutreffen, und würden zugleich, bei der großen Anzahl der von Einigen herausgegebenen Schriften, für einen zum Einrükken in eine Zeitschrift bestimmten Aufsaz zu weitläuftig seyn; eine kurze Bemerkung der von den Schriftstellern bearbeiteten Fächer wird zu meinem Zwekke, einen Ueberblick der hiesigen Literatur zu ertheilen, hinreichend seyn. Uebrigens soll von mir der alphabetischen Ordnung gefolgt werden.

1. Adler, Georg Christian, Probst des altonaischen und pinnebergischen Konsistoriums, Hauptpastor der Hauptkirche, Gymnasiarch und Scholarch, geboren zu AltBrandenburg den 6ten May 1724, ward 1755 Prediger auf der Insel Arnis und 1758 zu Sarau im Hollsteinischen, kam 1759 als zweiter Kompastor nach Altona, wo er 1765 zum ersten Kompastorate und 1792 zur Probstei aufrückte. S. von ihm ausführlich die alton. Kirchennachrichten 1. Bd. S. 110. bei Kordes S. 8. bei Meusel I, 28. (Homiletik, römische Alterthümer und Klassiker.)

2. Albrecht, Johann Friedrich Ernst, Dr. der Arzneiwissenschaft, geboren zu Stade 1752, kam vor verschiedenen Jahren etwa 1795 hieher, und war bald nachher Direktor des hiesigen Nationaltheaters, von welchem Geschäfte er sich in der Folge entledigte; in diesem Jahre aber aufs neue sich damit befaßt hat. Von seinem vorigen Aufenthalte an mehreren Oertern, und seinen dortigen verschiedenen Geschäften, kann man bei Meusel I, 44. Nachricht finden; so wie daselbst auch seine zahlreichen Schriften größtentheils angegeben sind, womit das Journal Hamburg und Altona, S. 63. verglichen werden kann. (Romane, Schauspiele, Geschichte, Naturwissenschaft.)

3. **Albrecht**, Sophie, geborne Baumer, des vorigen Ehefrau, welche sich anfangs von ihm geschieden, darauf mit einem Herrn von Hahn getrauet worden, und nach dieses Ableben sich mit ihm wieder vereiniget hat, — eine vorzügliche Bühnenkünstlerin, geboren zu Erfurt 1775. Sie hat während ihres Aufenthalts in dieser Stadt am hiesigen Theater gedient, wie von ihr auch noch gegenwärtig geschieht. S. **Meusel** I, 47. Hamb. u. Alt. 64. (Ascetik, Gedichte, Schauspiele, Romane.)

4. d'**Alton**, Eduard, ein seit 1800 hier privatisirender Gelehrter, von Irländischer Abkunft, geboren zu Triest den 11ten April, 1772. (Kritische Philosophie, Aesthätik, Antheil an Journälen.)

5. **Amberg**, Hedwig, geborne Clasen, geboren zu Wandsbeck den 3. März 1762, Tochter des damals dortigen Inspektors und nachherigen Konferenzraths Jeß Clasen zu Köpenhagen, Ehefrau des königl dänischen Agenten und Kaufmanns in Hamburg, Johann Christoph Amberg, von welchem sie hier abgesondert lebt. S. Hamburg und Altona. S. 345. (Uebersezzungen.)

6. **Anersen**, Andreas Otto, Kassirer bei der Schleswig-Holsteinischen Speziesbank seit 1788, geboren hieselbst den 19ten July 1751. (Handlungswissenschaft.)

7. **Bach**, Nikolaus Christian, kaiserl. Notarius, geb. zu Eutin den 17ten Januar, 1778, seit Januar 1801 Sekretair bei Herrn von Schirach. (Antheil am Journale.)

8. **Berlin**, Heymann Hirsch Meyer, Oberrabiner der hochteutschen Juden in Altona, Hamburg und Wandsbeck, des Rabiners Abraham Meyer Berlin zu Fürth Sohn, war anfangs Unterrabiner zu Fürth, kam nachher als Oberrabiner erstlich nach Beyersdorf im Bayreuthischen, und in der Folge nach Maynz. Weil der hiesige Oberrabiner **Raphael Cohen** 1799 abdankte, ward er 1800 hieher berufen. Allein er starb bereits den 7ten März 1802 im 67sten Jahre seines Alters, und ward, seiner Kenntnisse und guten Eigenschaften wegen, von der Judenschaft sehr beklaget. (Rabinische und Talmudische Literatur.)

9. **Bettac**, Johann, Kantor an der französischen reformirten Kirche, geb. zu Rosso im Brandenburgischen 1766. (Uebersezzungen.)

10. **Bönnstein**, ... Handelsmann, vormals Schauspieler. (Schauspiele.)

11. **Bolte**, Johann Adrian, Dr. der Philosophie, erster Kompastor an der Hauptkirche und Scholarch, geboren zu Süderstapel im

Herzogthum Schleswig den 11. Sept. 1742, eines dortigen Predigers Sohn, ward 1772 Prediger zu Wöhrden im Süderditmarschen, und zu Altona 1782 zweiter, und 1792 erster Kompastor. S. seine alton. Kirchennachrichten 1, 130. Kordes S. 28. Meusel 1, 372. Hamb. u. Altona S. 59 u. 345. (Biblische Exegese, Homiletik, orientalische Sprachenkunde, politische, kirchliche, literarische und typographische Geschichte, Liturgik, Landeskunde.)

12. Boug, Otto Christian, Dr. der Arzeneiwissenschaft, geb. hieselbst den 2ten Aug. 1740 (Arzneiwissenschaft.)

13 Bröckelmann, Wilhelm, Schauspieler, geb. zu Kassel 1749. S. Meusel I, 447. (Schauspiele.)

14. Bürger, Elise, Witwe des berühmten Dichters. Nach ihren bekannten Vorfällen zu Göttingen, gieng sie anfangs als Gouvernante nach Dresden und kam, etwa 1798, an die hiesige Bühne. S. Hamb. u. Altona S. 64. (Schauspiele, Streitschriften, Gedichte.)

15. Bundsen, Jeß, Landschaftsmaler und seit 1795 Zeichenmeister am Gymnasio, geb zu Assens auf der Insel Fühnen den 17ten Sept. 1766, von dessen Arbeiten bereits einige in Kupfer gestochen sind. (Prospekte von hiesigen und andern Gegenden.)

16. Claudius, Matthias, seit 1788 erster Revisor bei der hiesigen Bank, obgleich zu Wandsbeck wohnend, geb. zu Reinfeld 1743. S. Kordes S. 59. Meusel I, 589. Hamb. u. Alt. S. 338, wo verlangt wird, daß er seines Aufenthalts in Wandsbeck ungeachtet, unter die altonaischen Schriftsteller gezählet werde. (Gedichte, Romane, Uebersetzungen, Rezensionen.)

17. Cohen, Raphael, hiesiger Oberrabiner von 1776 bis 1799, da er sein Amt niederlegte, geb. zu Druis in Polen. S. altonaische Kirchennachr. II, 179. Kordes S. 63. (Rabin. Schriften.)

18. Dieck, Friedrich August, Buchbinder, geb. zu Preußisch Minden den 30. Januar, 1771. (Schauspiel.)

19. Dumouriez, Charles François, gewesener französischer General en Chef und Minister der auswärtigen Affairen, geboren zu Cambray den 25. Januar 1739, entfloh bekanntlich 1793 nach Deutschland. Er hat sich eine geraume Zeit zu Hamm bei Hamburg aufgehalten. 1801 wohnete er bei Rainville zu Ottensen, und 1802 zog er in Altona selbst. Er hat sein Leben selbst be-

schrieben. S. auch Ersch France litéraire 1. Th. S. 426. (Mémoires, Geschichte, Politik, Biographie.)

20. Eckhardt, Johann David Adam, Buchdrukker, geboren zu Eisleben den 28. July 1743. S Kordes S. 81 und 516. (Zeichenkunst, Streitschriften.)

21. Eckstein, Johann Ferdinand, Kaufmann, geb. zu Gelnhausen in der Wetterau. S. Kordes S. 81. (Apologetik.)

22. Eckstorff, Hermann Christoph, Buchdrukker geb. den 8. Juny 1757. S. Kordes S. 81. (Rhetorik.)

23. Eggers, Matthias Simon, Kämmereibothe, geb. hieselbst im Febr. 1761. S. Kordes S. 93. Hamb. u. Alt. S. 339. (Maurerische Reden und Gedichte.)

24. Ehlers, Emil, Dr. der Arzeneiwissenschaft, ein Sohn des berühmten Professors, anfangs zu Altona und nachher zu Kiel, Martin Ehlers, geb. hieselbst den 11. Aug. 1775. (Arzneiwissenschaft, Augenkrankheiten.)

25. Evers, Joachim Lorenz, Goldschmidt und bisheriger Direkteur des Theaters, geb. hieselbst den 20. Sept. 1758. S. Kordes S. 109. Hamb. u. Alt. S. 58. (Schauspiele, politische Geschichte, Zeitschriften.)

26. Feddersen, Peter, Obergerichtsadvokat und Sachwalter, geb. zu Flensburg den 11. April 1742. S. Kordes S. 117. (Literatur, Uebersezzung aus dem Französischen.)

27. Feldmann, Masius Johann, Professor und Konrektor des Gymnasiums, geb. zu Wilster den 20. Febr. 1762, kam 1789 als Subrektor hieher. S. Kordes S. 117. (Gedicht, Uebersezzung.)

28. Fink, Otto Jakob, Kaufmann, geb. hieselbst den 26. Dec. 1749, ist seit einigen Jahren in Handlungsgeschäften abwesend. Siehe Kordes S. 118. (Bank- und Wechselgeschäfte.)

29. Fischer, Jakob Hinrich Hermann, Dr. der Arzeneiw., geb. zu Hamburg den 22. Januar 1754. (Arzeneiwissenschaft.)

30. Funk, Nikolaus, zweiter Kompastor an der Hauptkirche, geb. zu Marne im Süderditmarschen den 12. Mai 1767, ward 1790 Adjünkt des altonaischen Ministeriums und Nachmittagsprediger in Ottensen, und 1792 zweiter Kompastor. S. alton. Kirchennachrichten II, 410. Kordes S. 131. Meusel II, 466. (Homiletik, liturgische und politische Streitschriften.)

31. Gebhardt, Johann Emanuel, Kandidat der Theologie und Vorsteher eines Erziehungsinstituts für Töchter, geb. zu Sorau

in der Lausiz den 24sten Juny 1767. (Eine Wochenschrift, Uebersezzungen.)

32. Gehrt, Johann, Dr. der Arzeneiw., geb. zu Wilster den 30sten August 1737. (Arzeneiwissenschaft.)

33. Gercken, Sebastian Hinrich, Lt. der Rechte, Kanzleiassessor und Stadtsekretair, geb. zu Lübeck den 24. Jul. 1752. (Rechte.)

34. Gerstenberg, Hinrich Wilhelm, von, vormals dänischer Resident zu Lübeck, jezt Mitglied der Justizdirektion des königlichen Lotto in Altona, und seit 1785 wohnhaft in dieser Stadt, geboren zu Tondern den 3ten Januar 1737, ein berühmter Dichter, wovon Kordes S. 132. Meusel II, 549. (Poesie, Schauspiele, Literatur, Philosophie.)

35. Goos, Isaak, seit 1798 jüngster Prediger bei der Menoniten-Gemeine, geboren zu Friedrichstadt an der Eyder den 10. Jun. 1775. (Homiletik, Uebersezzungen.)

36. Güldenzopf, Johann Peter, Dr. der Arzeneiw., geb. zu Nase im Meklenburgischen im Dezemb. 1732. (Arzeneiwissenschaft.)

37. Gutfeldt, Hinrich August Ferdinand, Dr. der Arzeneiw., geb. hieselbst den 24. July 1777, eines hiesigen Arztes Sohn, von welchem unter andern eine Preisschrift über das gelbe Fieber lateinisch und deutsch, so wie Aufsäzze in Pfaff's Nordischem Archive der Medizin vorhanden sind. (Arzenei- und Naturwissenschaft. Antheil an Journälen.)

38. Haack, Petrus, Dr. der Theologie und holländischer Prediger an der hiesigen hoch- und niederdeutschen reformirten Kirche, geb. zu Briel den 10. Octob. 1747, ward Prediger 1769 zu Nordgouwe, 1774 zu Zwartewaal, 1774 zu Sommelsdyk, 1782 zu Breda — wo er 1784 zugleich zum Professor der Theologie und der Kirchengeschichte bestellet ward — 1789 zu Amsterdam und 1799 zu Altona. Seinen ausführlichen Lebenslauf hat man in Hendrik Croese Kerkelyk Register der Predicanten to Amsterdam S. 441 - 447. (Biblische Exegese, Dogmatik, populaire Theologie, Homiletik, politische Streitschriften.)

39. Hirschfeld, Christian Gottlob, Dr. der Arzeneiwissenschaft und Postmeister der reitenden Posten, geboren hieselbst den 21. Febr. 1738 (Arzeneiwissenschaft.)

40. Hoekstra, Joannes Albertus Sythes, Prediger an der Menonitenkirche und Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften in Holland; geboren zu Emden den 28. Juny 1763, eines dortigen

Predigers Sohn, ward Prediger 1784 zu Emden, 1785 zu Westzaan, 1786 zu Utrecht, 1793 zu Altona. Er stiftete hier in demselben Jahre unter den Gliedern seiner Gemeine eine sogenannte Godgeleerde Gezelschap onder de Zinspruck voor Waarheid en Deugde, welche, weil man sie fälschlich als eine jakobinische Gesellschaft verschrie, bald ein Ende erreichte. S. Kordes S. 174. (Populaire Theologie, Homiletik, Dichtkunst.)

41. Hornung, Friedrich, Papierhändler, vormals Bürgermeister und Kaufmann in seiner Vaterstadt Kälbra in Thüringen, wohnt hier seit 1791, hat sich nach der Vorrede des von ihm hier 1793 herausgekommenen "wohlerfahrnen Destillateurs und Liquoristen" Friedrich Altenhoff unter geschrieben. Gegen die von ihm 1802 angekündigte Herausgabe der von ihm nachgeschriebenen Predigten des verstorbenen Herrnhuthischen Predigers Kohlreif hat die Witwe von diesem öffentlich protestiret. (Destillirkunst.)

42. Jacobsen, Friedrich Johann, Untergerichtsadvokat und Prokurator, geb. zu Heide 1774. (Antheil an Journälen, eine Rede.)

43. Kiß, Christian Friedrich, Direktor der Schleswig-Holsteinischen Speziesbank, geb. zu Wernigerode 1748. S. Kordes S. 190. Hamb. u. Alt. S. 57. (Altonaische Adreß-Comtoir-Nachrichten.)

44. Klausen, Gottlieb Ernst, Professor und Rektor am Gymnasio, geboren zu Carlum im Schleswigschen den 6. Sept. 1762, ward hier 1786 Subrektor, 1789 Konrektor, 1794 Professor und Rektor. S. Kordes S. 190. Hamb. u. Alt. S. 61. (Dichtkunst.)

45. Knüppel, Julius Friedrich, Dr. der Rechte und seit 1787 hier privatisirend, geb. zu Stettin den 9. Sept. 1757. S. Meusel IV, 169. (Moral, Pädagogik, Biographien, Schauspiele, Flug- und Streitschriften.)

46. Kochen, Albrecht Heinrich Matthias, Dr. der Philosophie und nachdem er zu Jena und Kiel Privatdozent gewesen, jezt Privatlehrer in einem angesehenen hiesigen Hause, geboren zu Kiel den 25. März 1776, eines dortigen Justizraths und Rechtsgelehrten Sohn. (Religionsphilosophie, Moral, biblische Exegese, Kirchengeschichte, theoretische Philosophie.)

47. Kröbel, . . . Hofrath. (Rechtsgelartheit.)

48. Kroymann, Jürgen, Schreib- und Rechenmeister des Gymnasiums, geboren zu Subije im Schleswigschen den 10. Juny 1739, stand bis 1794, da er hieher berufen worden, an der Stadtschule zu Eckernförde. S. Kordes S. 198. (Arithmetik.)

49. Läger, Johann Lotharius, Kaufmann, geboren zu Hamburg den 8ten Juny 1745. S. Kordes S. 200. (Pädagogik)

50. Lange, Karl Julius, geb. zu Braunschweig den 16. Nov. 1755, vormals Professor zu Bayreuth, jezt hier privatisirend, bekannt durch die von ihm herausgegebene deutsche Reichs- und Staatszeitung, und durch seine über sie erfolgte Verfolgung, Verhaftung und Flucht. (Politische Geschichte, Statistik, Literatur, Journale.)

51. Lawätz, Heinrich Wilhelm, Justizrath und Mitdirektor des königl. Leihinstituts, geb. zu Rendsburg den 27. April 1748, war anfangs Sekretair und Auskultant bei der Justizkanzlei in Kiel, und nachher Klosterschreiber und Syndikus zu Uetersen, bis er sich 1785 hieher begab. S. Kordes S. 202. Meusel IV, 377. Hamb. u. Alt. S. 60. (Dichtkunst, Schauspiele, Romane, Bücherkenntniß, Moral, Journale.)

52. Lawätz, Johann Daniel, des vorigen Bruder, Etatsrath und Kaufmann, geb. zu Rendsburg den 17. März 1750. S. Kordes S. 205. (Finanzwissenschaft.)

53. Lilie, Ernst Gottfried, Dr. der Philosophie und seit 1792 Subrektor am Gymnasium, geb. zu Preetz den 28. Febr. 1767, eines dortigen Predigers Sohn, vorher Privatdozent in Göttingen. S. Kordes S. 209. (Griechische und lateininische Literatur.)

54. Magelsen, Hinrich, Handlungskommittirter, geb. zu Hamburg den 12. Jul. 1734. S. Kordes S. 213. Meusel V, 13. (Buchhalten, Waarenrechnung.)

55. Matthiesen, Johann August, Lt. der Rechte und Bankkassirer, geb. hieselbst den 26. July 1741. (Politische Geschichte.)

56. Miersch, Karl Gottfried, Schauspieler, geb. zu Lübben in der Niederlausitz 1757. S. Meusel V, 241. (Schauspiele.)

57. Mirbeck, C. L. B., ein Ingenieur, aus Frankreich gebürtig, welcher sich bald in Altona bald in Hamburg aufhält, vielleicht ein Anverwandter des bei Ersch France lit. 2. B. 396. S. vorkommenden Ignace François de Mirbeck. (Topographischer Grundriß von Altona im Jahr 1802.)

58. Möller, Johann Christoph, erster Schullehrer am Waisenhause, gebürtig aus Angeln. Siehe Meusel V, 257. (Arithmetik. Pädagogik.)

59. Mumsen, Jakob, Dr. der Arzeneiwissenschaft und Physikus, geb. zu Hamburg den 13. Aug. 1737. S. Kordes S. 240.

Meusel V, 358. (Arzenei- und Naturwissenschaft, Reisebeschreibung, Uebersezzungen, Antheil an Zeitschriften.)

60. Mutzenbecher, Samuel Diedrich, Dr. der Arzeneiw. und Postmeister der fahrenden Posten, geboren zu Bourdeaux den 5. Nov. 1766. (Arzeneiwissenschaft.)

61. Nichelmann, Gottlob Christoph, seit 1780 Verfasser des altonaischen Merkurs, geb. zu Treuenbritzen in der Mittelmark den 4. Nov. 1750. S. Kordes S. 242. Meusel V, 415. Hamb. u. Altona S. 56. (Politische Zeitungen, Uebersezzungen aus dem Französischen und Englischen.)

62. Niemann, Christian Gottlieb Ditmer, Pastor an der heiligen Geistkirche, geb. hieselbst den 27. October 1765. eines hiesigen Advokaten Sohn und des berühmten Professors A. C. H Niemann zu Kiel Bruder, anfangs Katechet und Kapellprediger zu Reinbeck, und nachher Adjunkt des alton. Ministeriums. Siehe Kordes S. 251. (Pädagogik, Liturgik, alton. Adreßbuch.)

63. Niemann, Johann Karl Nikolaus, des vorigen Bruder, Dr. der Arzeneiwissenschaft, geboren hieselbst den 7. März 1764, vorher Physikus zu Segeberg. S. Kordes a. a. O. Meusel V, 436. Hamb. u. Altona S. 62. vergl. mit S. 346. (Arzeneiwissenschaft. Streitschriften.)

64. Petersen, Johann Jakob, Rathschirurgus und Demonstrator Vikarius am anatomischen Theater, geb. zu Hamburg den 3ten May 1736. (Arzeneiwissenschaft.)

65. Pfefferkorn, Johann Emanuel, Dr. der Arzeneiwissenschaft, geb. zu Hachenburg den 18. Octob. 1775. (Arzeneiw.)

66. Pfefferkorn, Wilhelm Georg, Dr. der Arzeneiw., des vorigen Bruder, geb. zu Hamm im Hachenburgischen den 29. Nov. 1771. (Arzeneiwissenschaft.)

67. Poel, Peter, Herausgeber des altonaischen Merkurs und des Journals Frankreich, geb. zu Lübeck. (Zeitungen, Zeitschriften.)

68. Poppleton, Georg, englischer Sprachlehrer, geboren zu London den 30sten July 1775. (Englische Sprachlehre für Deutsche und Franzosen.)

69. Richter, Johann Leonhard Friedrich, ein separatistischer und fanatischer Buchbinder, geb. zu Warnsteit im Halberstädtischen im Dezember 1737, ist den 24. Dezember 1801 gestorben. Siehe Kordes S. 281. Meusel VI, 346. (Schwärmereien.)

70. Ritter, Christian Wilhelm, Dr. der Arzeneiwissenschaft, geb. zu Flensburg den 19. April 1765. S. Hamb. u. Altona. S. 345. (Arzenei- und Naturwissenschaft, Uebersezzungen.)

71. Ritter, Johann Friedrich Wilhelm, des vorigen Vater, Dr. der Arzeneiwissenschaft, geb. zu Gardeleben den 14. Jan. 1736, praktisirte vorher zu Flensburg, Odensee 2c. S. Hamb. u. Alt. S. 62 u. 345. (Arzeneiwissenschaft, Biographie.)

72. Schäfer, Johann Christian Hinrich, ein Briefsteller und fleissiger Gelegenheitsautor. (Zeit- und Gelegenheitsschriften für Volk und Jugend, Gedichte.)

73. Schildmeyer, Hinrich Theodor, Segelmacher. (Gelegenheitsgedichte, politische Geschichte.)

74. Schirach, Gottlob Benedikt von, Dr. der Philosophie und königl. dänischer Etatsrath, geboren zu Holzkirch in der Oberlausiz den 13. Juny 1743, war anfangs Privatdozent zu Halle, und nachher Professor zu Helmstädt, bis er 1780 mit einer ihm vom Könige beigelegten Pension nach Altona kam. S. Kordes S. 292. Meusel VII, 132. (Römische Literatur, Alterthümer, Statistik, Literairgeschichte, Biographien, Gedichte, insbesondere seit 1781 das politische Journal.)

75. Schirach, Wilhelm Benedikt von, der Rechte Beflissener, des vorigen Sohn, geb. zu Braunschweig 1779. (Gedichte, Aufsäzze in Journälen.)

76. Schmeisser, Johann Georg, Dr. der Arzeneiw., und jezt Besizzer einer privilegirten Apotheke, geboren zu Osterrode im Braunschweigischen den 24. Juny 1767. S. Meusel VII, 184. (Chemie, Naturwissenschaft, französische Literatur.)

77. Schmieder, Heinrich Gottlob, Dr. der Rechte, vormals Premierlieutenant und Regimentsquartiermeister in chursächsischen Diensten, stand verschiedene Jahre, von 1795 an, anfangs als Regisseur, nachher als Mitentrepreneur und Direkteur dem hiesigen Theater vor, hatte darauf Antheil an einer Buchhandlnng in Hamburg und privatisiret gegenwärtig in Altona. Er ist bei Dresden den 3. Juny 1763 geboren. S. Meusel VII, 288. Hamburg und Altona S. 63 u. 345. (Romane, Schauspiele, Theaterkalender und Theaterjournäle, Antheil an Zeitschriften.)

78. Schrader, Karl Heinrich von, französischer Sprachlehrer, geb. zu Lukka in der Niederlausiz 1758. S. Hamb. u. Alt. S. 344. (Romane, Schauspiele, Pädagogik.)

79. Schröder, Carl Hinrich Ludwig, Dr. der Philosophie, Katechet am Waisenhause und Prädikant im Zuchthause, geb. zu Neumünster den 18. Jun. 1766. (Agenden=Streitigkeiten.)

80. Schütz, Friedrich Wilhelm von, chursächsischer Hofrath, wohnte lange in Altona und nachher in Hamburg, war darauf Gutsbesizzer von Hoisbüttel und privatisiret seit einigen Jahren zu Ottmarschen in der Ottenser Gemeine, geboren zu Erdmannsdorf bei Chemniz den 25. April 1758. Er hatte in den leztern Jahren die gemeinschaftliche Entreprise und Direktion des hiesigen Theaters. S. Kordes S. 304. Meusel VII, 384. Hamb. u. Alt. S. 63. (Periodische und Wochenschriften, Uebersezzungen, Erziehungsschriften, Maurerische Lieder und Reden, Schauspiele, Theaterzeitung, Encyklopädie.)

81. Schütze, Johann Friedrich, Kanzleisekretair und Generaladministrator des Lotto, geboren hieselbst den 1. April 1758, ein Sohn des berühmten Professors (anfangs zu Altona und nachher zu Hamburg) Gottfried Schütze, ist seit 1794 beim hiesigen Lotto angestellet. S. Kordes S. 306. Meusel VII, 352. Hamb. u. Altona S. 61 u. 345. (Politische und Literair= auch Theatergeschichte, Romane, Gedichte, Schauspiele, niedersächsische Sprachkunde, Rezensionen, Antheil an mehreren Journälen)

82. Smissen, Jakob Gylbert von der, ein angesehener Kaufmann, mennonitischer Religion, Mitglied der Baseler Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre und Gottseligkeit, geboren hieselbst den 1. Jan. 1746. (Ascetik)

83. Struve, Jakob, erster Professor und Direktor des Gymnasiums, geb. zu Horst im Holsteinischen den 21. Nov. 1755, ward 1780 Konrektor zu Harburg, 1783 Rektor zu Bückeburg, 1784 Rektor zu Hannover, kam 1791 als zweiter Professor und Mitdirektor hieher. S. Kordes S. 322. Meusel VII, 715. (Biblische Exegese, griechische und lateinische Literatur, Antiquitäten, Mathematik.)

84. Stuhlmann, Johann Hinrich, Dr. der Rechte, geb. hieselbst im März 1744. (Rechtsgelartheit.)

85. Unzer, Christian Friedrich, des folgenden Bruder, geboren zu Wernigerode 1750, vordem gräfl. stolbergischer Forstschreiber, privatisiret hier seit einigen Jahren. Von der hamburgischen patriotischen Gesellschaft hat er einen Preis wegen der Aufgabe vom Köpfen der Bäume erhalten. (Forstwissenschaft und Köhlerey.)

86. Unzer, Johann Christoph, Dr. der Arzeneiw., geboren zu Wernigerode den 17. May 1747, ein Sohn eines dortigen Leibarztes und Neffe des vormaligen hiesigen berühmten Arztes Johann August Unzer, stand hier zugleich anfangs, von 1775 an, als Professor der Physik und Naturgeschichte am Gymnasium und nachher, von 1789 an, als Physikus der Stadt, hat aber wegen starker Praxe beide Aemter niedergelegt. S. Kordes S. 367. Hamburg und Altona S. 60. (Arzeneiwissenschaft, Gedichte, Romane, Schauspiele, Rezensionen.)

87. Wagner, Johann Daniel, Dr. der Weltweisheit, kaiserl. Notar und spanischer Sprachlehrer, geboren im Waldeckschen, war vormals Rektor zu Pyrmont, fand sich bewogen, solches Amt niederzulegen, und wohnt seit verschiedenen Jahren vor Altona, bald auf altonaischen und bald auf hamburgischem Stadtgebiete. (Spanische Sprachlehre, Wörterbuch und Lesebuch, auch Uebersezzungen aus dem Französischen.)

88. Wolf, Leo, Dr. der Arzeneiw., geb. zu Ahsstrekiz 1779. (Arzeneiwissenschaft.)

89. Wolstein, Johann Gottlieb, Dr. der Arzeneiw., geb. zu Flinsberg in Schlesien den 14. März 1738, war von 1777 bis 1794 Direktor und Professor im k. k. Thierspitale in Wien, und kam, nachdem er dorten bei Verfolgungen, welche damals politische Meinungen erregten, arretirt gewesen war, 1795 hieher. Siehe von ihm ausführlich Kordes S. 397 bis 405. Hamburg und Altona S. 63. (Arzeneiwissenschaft, besonders Wundarzenei der Thiere.)

90. Würzer, Heinrich, Dr. der Philosophie, seit 1793 hier privatisirend, geboren zu Hamburg den 28. Jan. 1751. Seine Bemerkungen über das preußische Religionsedikt zogen ihm, bei seinem vormaligen Aufenthalte in Berlin, große Unannehmlichkeiten und einen aus Klein's Annalen bekannten Prozeß zu. Siehe Kordes S. 405. Hamburg und Altona S. 63. (Schönwissenschaftliche und historische, auch Wochenschriften, Biographien und Uebersezzungen.)

* * *

Anhangsweise will ich noch einige Schriftsteller, welche sich hier in den beiden lezten Dezennien — zum Theile in öffentlichen Aemtern, zum Theile blos privatisirend — aufgehalten haben und wegge-

zogen sind, kurz nennen. Auch unter diesen wird man manche hie- her geflohene Märtyrer ihrer Meinungen bemerken.

1. Ahlefeldt, Jens Juel Graf von, — Laurwig — ist nach Schleswig gegangen und daselbst 1794 gestorben.
2. Archenholz, Johann Wilhelm von, Hauptmann, — wohnt seit 1793 in Hamburg.
3. Arresto, hieß sonst Burchardi, vordem beim hiesigen, jezt beim hamburgischen Theater engagirt, hat hier einige Schauspiele herausgegeben.
4. Bekker, Johann Hermann, Dr. der Arzeneiw. — befindet sich jezt zu Parchim im Meklenburgischen.
5. Cranz, August Friedrich, Kriegsrath — hat sich hier zu mehreren Zeiten aufgehalten und ist in Berlin 1801 gestorben.
6. Curti, Leopoldo, Graf, der vormalige venetianische Senateur — nicht Corti, wie ihn Ersch France lit. 1. Bd. 329. S. nennet — bekannt durch seine (hier von Würzer und H. Amberg übersezten) Schriften über Venedig und die Schweiz. Nach der Temi Veneta von 1789 S. 73 und 117 ist er den 20. Sept. 1746 daselbst geboren und 1789 Capitaneo zu Vicenza gewesen. Nachdem er aus seinem Vaterlande geflohen war, hielt er sich anfangs in der Schweiz, dann in Hamburg, darauf in Altona auf. Er gieng 1798 von hier über Holland nach England und darauf nach Paris.
7. Dörfer, Johann Friedrich August, Pastor an der hiesigen heiligen Geistes Kirche — jezt Prediger in Preez seit 1799.
8. Döring, Johann von, Kammerherr — nun Amtmann auf Alsen. Er lebte hier 1781 — 1790.
9. Ehlers, vordem beim hiesigen, nachmals beim hamburgischen jezt beim weimarschen Theater engagirt. Verfasser von Schauspielen.
10. Flahaut, Madame de, Verfasserin der Adele de Senanges und anderer Romane, war hier in den Jahren 1797 — 1799.
11. Göricke, Christian Georg Wilhelm, Pastor — war hier Adjunkt des Ministeriums und kam 1790 als dänischer Gesandschaftsprediger nach Paris, wo er noch 1797 den bekannten Aufsaz über die Gesellschaft der Theophilantropen geschrieben hat.
12. Grüning, Andreas — hat seit 1792 eine Erziehungsanstalt in Hamburg.

13. Hagemann, Friedrich Gustav, Schauspieler — jezt beim Hoftheater zu Carlsruhe in Schlesien.
14. Habermann, Samuel, Dr. d. A. W. — praktisirte hier 1799 — 1800.
15. Hensler, Philip Gabriel, Archiater — ist 1789 als Professor nach Kiel berufen worden.
16. Hezel, Johann Wilhelm Friedrich, hessischer Geheimer Regierungsrath, kam gegen Michaelis 1801 hieher, und reisete von hier den 17. April 1802 wieder nach Lübeck ab, um von da als Professor nach Dorpat zu gehen.
17. Hinze, Heimbert Paul Friedrich, aus dem Braunschweigischen, Kandidat der Theologie und Mitarbeiter an gelehrten Journalen, auch Verfasser von Schauspielen — gieng 1801 als Schauspieler nach Lübeck.
18. Jehne, Lebrecht Heinrich Samuel, Professor — gieng 1790 als Prediger nach Nienstedten, wo er 1794 gestorben ist.
19. Kühl, T. M. — kam von Hamburg, wo sein Vater Prediger war, hieher, schrieb hier etwa 1782 — 1785 Erbauungsschriften, Wochenblätter, Gedichte, Streitschriften, Theaterreden, gieng von hier nach Philadelphia, wo er, wie einige wollen, noch leben soll.
20. Lau, Johann Christian, durch seine Notenstecherei rühmlich bekannt — hat sich nach Hamburg begeben.
21. Lindemann, August, (eigentlich Karl Lange, aus Heilbron) schrieb hier Journäle, errichtete ein Museum und entfernte sich, welches Leztere die Gründung des jezzigen Museums zur Folge hatte.
22. Masius, Gottfried Lebrecht, kam, nachdem ihm 1791 der Aufenthalt in Hamburg untersagt worden, gegen Ausgang des Jahrs nach Altona, war hier 1792, in welchem Jahre er hier noch eine Tochter taufen ließ, und sich bei dieser Gelegenheit selbst „des chursächs. geistl. Ministerii rezipirten Kandidaten, der „Weltweisheit Dr., fürstl. Salischen Rath und designirten Predi„ger der evang. luther. Gemeinde zu Pilgerstedt in Nordamerika" nannte, auch beim Könige um gewisse Privilegien vergeblich ansuchte, und das erste Stük eines Journals für Orthodoxen bei Eckstorff dem Aeltern drukken ließ. Allein um Johannis desselben Jahrs entfernte er sich von hier, und gieng nicht nach Amerika sondern weiter in Deutschland. Von seinen Handlungen in Hamburg und seinem dort auf der Hauptwache 1791 ge-

habten Arreste s. das Intellienzblatt der Allg. Lit. Zeit. von 1792. Nr. 32. S. 249. Daß er in der Folge zu Petersburg bei einer angesehenen Familie als Sekretair und Hauslehrer untergekommen ist, wird im Allgem. litter. Anzeiger von 1797 S. 246 gemeldet.

23. Manhard, Johann Wilhelm, Magister, Verfasser verschiedener anonymischen und pseudonymischen Schriften — wohnt jezt als Gutsbesizzer auf Hanrau in Holstein, da er eines reichen hiesigen mennonitischen Kaufmanns Hinrich von der Smissen Tochter geheirathet hat.

24. Pappenheimer, Heymann Salomo — zog, nachdem er hier verschiedene Jahre als Hauslehrer bei dem jüdischen Kaufmanne Julius gewesen war, mit demselben nach Hamburg, wo er gegenwärtig, wenn er nicht, wie oft der Fall, auf Reisen ist, privatisiret.

25. Raby, Matthias, bekannt durch den von ihm geschriebenen Justizmord in Ungern ꝛc. — ist weiter gegangen.

26. Rebmann, Andreas Georg Friedrich — hielt sich hier 1795 u. f. auf, und schrieb zum Theile unter dem Namen Anselmus Rabiosus dem jüng., ist jezt beim Revisionstribunale für die vier Departemente des linken Rheinufers angestellet.

27. Reichardt, Johann Friedrich — wohnete vor Altona einige Jahre und steht jezt, seit 1797, als preußischer Salzinspektor zu Schönebeck im Magdeburgischen.

28. Reinhard, Karl Friedrich, franz. Gesandter, jezt beim niedersächsischen Kreise — wohnete hier theils in der Stadt selbsten, theils vor derselben zu Neumühlen.

29. Seyfried, Heinrich Wilhelm, vormals Schauspieler, welcher sich vor seiner Chronik von Berlin Tlantlaquatlapatli nannte, hielt sich hier 1785 auf.

30. Stöver, Diedrich Heinrich — arbeitete hier 1792 u. 1793 am politischen Journale, und schreibt seit 1794 den hamburgischen Korrespondenten.

31. Stöver, Johann Herrmann, des vorigen Bruder, von welchem ebenfalls verschiedenes im Drukke erschienen ist — schrieb hier von 1786 bis 1789 den Reichspostreuter. Als Rektor zu Buxtehude ist er 1796 gestorben.

32. Trenk, Friedrich Freiherr von, bekannt durch seine sonderbaren Schiksale und eigene Lebensbeschreibung, kam im Jahr 1792 nach Hamburg und zog, nachdem er sich wechselsweise dorten und

hier aufgehalten hatte, bald völlig hieher. Allein im Jahr 1793 ward ihm hier, wegen Mißbrauch der Preßfreiheit, vom Könige das Schreiben untersagt, und am 7. März desselben Jahrs gieng er von hier zu Schiffe nach Frankreich ab, wo er unter der Guillotine gestorben ist.

33. Uden, Dr. — war hier in den Jahren 1785 und 1786 und schrieb hier medizinische Wochenschriften. Er gieng von hier um nach Cherson zu reisen, und praktisiret jezt in Petersburg. Nach öffentlichen Nachrichten ist er gegenwärtig zum Professor an der neuerrichteten Universität zu Dorpat berufen.

34. Venturini, C. H. G. Dr. — war hier 1795 und 1796 Mitarbeiter am polit. Journale und gieng darauf nach Kopenhagen.

35. Walterstern, Anton Heinrich von — gieng 1799 nach Lemgo, seiner Geburtsstadt, zurück, wo er den 16. Jan. 1802 gestorben.

36. Wolfrath, Friedrich Wilhelm, Dr. — jezt Schloßprediger zu Glückstadt, vormals Adjunkt des hiesigen Predigtamts und Nachmittagsprediger zu Ottensen.

37. Wolters, Dr. Sekretair beim politischen Journale etwa 1794 — 1795, jezt Leibmedikus bei einem Fürsten von Reuß, Verfasser des Romans Eduard von Edelwangen. — — Noch kann ich

38. Kosmeli nicht übergehen, einen jungen interessanten Gelehrten und bis jezt durch seine Reisen ins Pauliner-Kloster; Reynolds Reden über die Malerei; die 42jährige Aeffin und andere herausgegebene Romane und Uebersezzungen bekannt gewordene Schriftsteller, welcher aus einer angesehenen Familie in der Ukraine abstammet, zu Pleß in Schlesien geboren ist, sich in den Jahren 1801 und 1802 theils im nahegelegenen Dokkenhuden — diesem ehemaligen Aufenthalte des berühmten Hugo Grotius — theils in unserer Stadt selbsten aufgehalten hat, und jezt nach Lübek abgegangen ist, um über Petersburg und Moskau eine gelehrte Reise nach Persien zu machen.

Altona im May 1802.

J. A. Bolten.

XI.

Noch eine Portion Sittensprüche und wizzige Einfälle,

aus den Kanzelvorträgen eines hamburger Predigers gesammelt.

(Siehe 8tes Heft Seite 201.)

Die geistlichen Sentenzen des alten hamburger Schuppius, haben so sehr gefallen, daß ich meinem Versprechen gemäß, noch mehrere seiner vorzüglichsten Kernsprüche hier liefere, in der Hofnung, daß auch die gegenwärtigen ihren Zwek, das Publikum zu unterhalten, nicht verfehlen werden. Hier sind sie:

Mit den Reichthümern und Vergnügungen geht es den meisten Leuten wie unsern jungen flüchtigen Männern mit ihren Weibern, sie verachten diejenigen, die sie besizzen, laufen andern nach und bilden sich ein, daß diese besser als die ihrigen sind. Warum kann man nicht das Leben genießen ohne Güter zu brauchen die uns fehlen und die andre Menschen haben? Muß man denn gerade in einem großen Hause wohnen um vergnügt zu leben? und in unsern krummen hamburger Straßen geht es oft lustiger her als in den graden breiten Straßen der Residenzstädte.

Die hamburger Welt besteht aus zwei Arten Leute; die Einen denken auf ihre Geschäfte, die Andern auf ihre Vergnügungen. Wenn sie klug wären, so würden sie auf beides zugleich denken, aber das ist bei uns selten der Fall, denn unsre Kaufleute und Mäkler sind wahre Geschäftswürmer, auch wenn sie im Wagen oder zu Pferde sizzen, berechnen sie Agio und Wechselkours.

Unsre Reichen haben immer mehr Interesse, die Welt zu genießen, als sie zu erkennen, daher leben sie lustig in der Jugend und fangen gewöhnlich zu spät an, klug zu werden, und daher sagt auch die Bibel mit Recht, daß es leichter sey, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme, denn nicht zu gedenken, daß die Reichen gewöhnlich liederlich und unmoralisch leben, so quälen sie auch die Armen durch ihren Reichthum und spielen alles darauf, daß sie reicher und jene ärmer werden.

Es giebt nicht mehr Prahler als in der Freundschaft und unter den Theologen. Guter Freund nennt sich ein Jeder und wenn er auch das Herz voll Galle hat; und die Theologen prahlen, als hätten sie die Schlüssel zum Himmel, da sie doch eben so wenig als andre das künstliche Schloß aufzumachen verstehen.

Freigebigkeit ist das beste Mittel, um die Neigung der Menschen zu gewinnen, aber unter den Dingen, die man schenkt, ist keines, welches die Menschen mehr unterwürfig macht, und uns ihre Dienste so sehr versichert, als das Geld, welches sie von uns empfangen. Daher lieben die Reichen so sehr das Geld, weil sie wissen, daß sie damit alles ausrichten und sogar die Gerechtigkeit erkaufen können.

Wo Handlung blüht, da sind Wissenschaften gewöhnlich eine sehr inkurrante Waare, denn wer Geld hat, bildet sich auch ein, Verstand zu haben. Nur die Pastoren wissen sich bei uns in Respekt zu sezzen, das macht, weil sie sich an die Kaufmannschaft mit anschließen und mit himmlischen Waaren zu handeln vorgeben.

So lange wir Geld in unsern Kisten haben, werden wir auch Freunde und sichre Diener haben. Ein Kaufmann ohne Geld ist eben so viel als ein Prediger ohne Bibel, ohne Geld läßt sich nicht handeln und ohne Bibel den reichen Sündern nicht gut den Text lesen.

Die meisten Leute betrachten die Reichthümer oder die Vergnügungen Anderer, wie die Ehebrecher die Weiber Anderer ansehen, indem sie diejenigen verachten, welche sie selbst besizzen.

Wer Gutes thut, weil er sich verbunden glaubt, es zu thun, thut es immer mit Unannehmlichkeit. Er ist einem verdrießlichen Herrn gleich, der seinen Bedienten alle Augenblikke hart anfährt.

Die Theologen haben ein Ding, womit sie sich wakker brüsten, das Näschen hoch tragen, über ein Steinchen stolpern, was ihnen im Wege liegt und das nennen sie — Gelehrsamkeit. Da reden und zanken sie über Dinge, die nicht den kleinsten Einfluß auf Weisheit und Ruhm haben, bringen ihr bischen Zeit mit albernen Wortklaubereien, subtilen Distinctionen, Hipothesenmachen und Quakeln zu, und versäumen das Studium der Menschheit. Wissen was der Mensch ist, das heißt mehr seyn, als Magister und Doktor.

Was wir hier zu Lande Religion nennen, das ist gewöhnlich nur ein Gewebe von troknen, einflußlosen Säzzen, ohne Herz und ohne Kern — schallende Worte — heilige Töne — verdrehete Vorstellungen vom obersten Wesen.

Wir reden in Hamburg so viel von Freiheit, und doch haben wir Häuser von vielen Stokwerken, wo wir uns einsperren, haben Gassen gemacht, die so eng sind, daß man kaum Licht und Luft darin haben mag, und ha-

ben Wälle um die Stadt gezogen, als wären lauter Missethäter darin, die nicht ins Weite gehen sollten. So widersprechend sind die Menschen in Worten und Handeln.

Die meisten unserer Bürger und besonders die Vornehmen führen ein bloßes Gefangenleben, denn sie thun nichts weiter als Fressen und Saufen, Linien ziehen, Summen machen oder Karten spielen, Dame ziehen und zwischen vier Pfählen sizzen. Wenn der Mensch dazu da wäre, immer wie ein Kanarienvogel im Bauer zu sizzen, so hätte ihm die Natur wohl ein Haus hinten auf dem Rükken gemacht, wohin er kröche.

Das Evangelium von der Hochzeit zu Kanaan ist sowohl tröstlich als erfreulich, denn der Wein erfreut des Menschen Herz und ein Andrer sagte: trink Wein deines schwachen Magens wegen. Ich liebe die Leute, welche so sprachen, denn Herz und Magen sind zwei Dinge, die uns recht wichtig sind. Das Erstere wird der Freude geöfnet, der Leztere zur gesunden Verdauung gebraucht. Mit Achtung müssen wir an denjenigen denken, der nach Kanaan kam, um mehr Wein und dadurch mehr Freude herbeizuschaffen. Das hab ich wohl gehört, daß es Leute gebe, die andern den Wein zu Wasser machen, aber es schadet nichts, denn es giebt noch immer hie und da einen Edlen, der Wasser zu Wein macht. Alle Pastoren, die übers Evangelium am zweiten Postepiphanias predigen, müßten billig dem Weine Lobreden halten, denn bei jedem Glase Wein, welches man trinkt, sollte man auch Dank fühlen, für das edle Getränk. Ich wenigstens glaube mehr an denjenigen, der mehr Wein herbeischafte, als an die, welche den Wein, der da ist, untersagen wollen. Nichts was zum Munde eingeht verunreinigt den Menschen, dabei bleib ich. —

An Kranken= und Sterbebetten sollte ein Geistlicher kein altes Weib sondern ein gesezter Mann seyn, nicht Dinge versprechen, welche nie versprochen worden sind, nicht das Herz des Sterbenden in Unruhe sezzen, sondern ihm die kleine Freude gönnen, ohne Angst aufhören zu schlagen, aber sie treiben meist ihr Werk mechanisch und schneiden alles nach einem Schnitt wie die Schuster ihr Sohlenleder, wenn sie Stiefeln machen wollen, um sie auf dem Jahrmarkte zu verkaufen. Sie kümmern sich nicht darum, wer sie kaufen soll, ob ein Herr oder ein Diener, genug wenn sie nur ihre Waare an Mann bringen.

Mit dem Genie ists wie mit der Elbe, welche in unsrer Nachbarschaft fließt, wenn sie — austritt. Sie thut dies, ohne daß ein Mensch dabei mitgewirkt oder auch nur eine Kanne Wasser mit hineingegossen hat. Zuweilen reißt sie nach dem Austreten alle Dämme durch, läuft über die Straßen weg und dringt gar in die Keller. Wenn sie das thut, richtet sie gewöhnlich Schaden an und ein Geniemensch kann auch sehr leicht seinen Mitmenschen schädlich werden.

Ich weiß nicht, wie die Christen darauf gekommen seyn mögen, die Todesstrafen aus Israel in ihre sanfte wohlthätige Religion überzutragen. Bei Jesu und seinen Aposteln finde ich nichts, das sie dazu aufgefodert haben könnte, und wenn die Obrigkeit für nöthig findet, Todesstrafen gelten zu lassen, so sollten wenigstens die Geistlichen nicht so unverschämt seyn, das Volk zu überreden, daß die Todesstrafe eine Gottessache wäre.

Verleumdung ist eine der schwersten Sünden und doch, woher mag es wohl kommen, daß die Geistlichen eher wider Moden und Kommödianten als wider die Ver=

leumdung predigen? Der Verleumder schüttelt sein Gift hin, und läßt davon saugen, wer will. Die Gutherzigen schlukkens hinter und es wühlt in ihrem Innern. Die Boshaften fressens gierig hinter, speiens auf der Stelle wieder aus und es fließt umher, ein weit stärkeres Gift, als es vorher war. Dennoch strafen Obrigkeiten keinen verleumderischen Giftmischer und die Pastoren selbst horchen zuweilen recht andächtig zu, wenn des ehrlichen Mannes Ehre geschändet wird; das ist schändlich. —

Sei ohne Leidenschaft, zu einem Menschen gesagt, ist gerade so viel, als wenn man zum Vogel spräche: Sey Vogel ohne Flügel oder zum Krämer: Verkaufe ohne die Käufer zu betrügen. Es ist mir ein ärgerlich Ding, wenn man den Menschen ganz anders machen will, als ihn die Natur in die Existenz hinschleudert. Das billige ich sehr, daß man einem Baum, wenn man ihn versezt, hie und da einen Zweig beschneidet, aber daß ein Gärtner die ganze Krone abschneidet, das ist albern.

Ich schäme mich des Priesters, welcher den Mann, der unter die Mörder gefallen war, unempfindlich in seinem Blute liegen ließ, dem der Samariter Oel und Wein auf seine Wunden goß. Ich schäme mich nicht blos weil er ein Priester war, sondern weil von der Bibel an bis auf die Geschichte unsrer Zeit ich so viele Bubenstükke gelesen und gehört habe, die von Priestern begangen wurden und ich nicht begreifen kann, wie Menschen ihre ehrwürdige Kleidung schänden und sich so vieler schwarzen Thaten schuldig machen können! Die inwendig so schwarz wie ihr Rok aussehen, müßten so lange gegeisselt werden, bis sie schneeweis würden.

Den Hungrigen sein Brod brechen und die so in Elend sind, ins Haus führen, das ist wahre Gastfreiheit,

aber sie besteht nicht darin, daß man Ochsen einschlachtet, große Braten auf seine Tafeln sezt und mit Weinflaschen in der Hand seinen Gästen entgegen kommt. So was thun auch zuweilen unsre Knikker, blos darum, um sich ein Ansehen zu geben und sie glauben Wunder was gethan zu haben, wenn sie bei ihren Schmäusen den Beichtvater oben an sezzen.

XII.

Allerlei.

1. Aus einem Schreiben. H. den — July 1802.

Nicht lange darauf starb auch der Kunstmeister bei der Alster, *) welcher einem Theile der Stadt das nöthige Wasser durch Druk und Kunst verschaft. Bei dem bloßen Worte Kunst sollte man glauben, daß eine solche Stelle weit schwerer als die eines Majors wieder zu besezzen wäre. Allein bei uns findet gerade das Gegentheil statt. Man beschuldigt unsre gute Stadt, nicht allein im Gerede sondern auch im öffentlichen Druk, daß sie so wenig gelehrte und kunsterfahrne Männer habe. Allein ich widerspreche dieser Anschuldigung durch Thatsachen. Denn, ehe wir es einmal wußten, daß ein Kunstmeister aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit übergegangen wäre: so empfohlen sich bereits eine Menge Mathematiker, Hydrauliker und Mechaniker zu der erledigten Stelle, welche ihrer

*) Zwischen der Binnen- und kleinen Alster ist ein Brükkendamm, bei der Kunst genannt. Hier befinden sich außer drei Wassermühlen auch zwei Wasserkünste, der Aufseher über dieselben wird Kunstmeister genannt. D. H.

eigenen Angabe nach, alle jezt lebenden Mathematiker bei weitem übertreffen, daß ich darüber erstaunte. Ja, mein Erstaunen erreichte den höchsten Grad, da ich erfuhr, daß diese Kandidaten alle Tischler, Zimmerleute, Schmiede, Brillen= Perspektiv= Elektrisirmaschinen= und Pumpenmacher wären. Als der Tag zur Wahl erschienen war, trat in der Versammlung der Interessenten ein Mann auf und sagte etwa Folgendes: „Sie haben mich hieher berufen lassen, meine Herren! der Wahl eines neuen Kunstmeisters beizuwohnen und dem tüchtigsten Kompetenten meine Stimme zu geben. Allein, ich muß aufrichtig bekennen, daß ich in der Hydraulik ganz unerfahren bin. Ich wende mich daher an Sie, meine Herren Vorsteher und Alten! und frage pflichtmäßig, haben Sie diese zum engern Ausschuß der Wahl gebrachten drei Herren hinlänglich geprüft oder prüfen lassen, ob solche auch im Stande sind, bei vorkommenden Gelegenheiten die Kunst zu repariren? ob sie den Gang des Wassers durch die Stadt kennen? welches ich für durchaus nothwendig erachte. Sollten Sie hieran nicht gedacht haben: so schlage ich für meinen Theil, den bisherigen Kunstknecht zum neuen Kunstmeister vor, einen Mann, welcher seit Jahren den Gang des Wassers, der Röhren ꝛc. kennt, ja der mit seinem schlichten, gesunden Menschenverstande noch vor kurzem einen Fehler an der Kunst gehoben hat, welchen der selige Kunstmeister mit aller seiner Mechanik und Hydraulik zu heben nicht im Stande war. Zwar muß ich bekennen, daß es diesem Knechte in seiner kurzen Jakke anfänglich schwer und ungewohnt seyn wird, als Kunstmeister im Schlafrokke und bei einer Pfeife Knaster die Alster zu überschauen. Allein diese nothwendige Geschiklichkeit eines Kunstmeisters wird er sich ja auch noch zu verschaffen wissen. Als Mitinteressent verlange ich auch, daß dem neuen Kunstmeister ein Inventarium von der Kunst über=

geben werde, damit man doch bei einem künftigen Sterbefalle wissen kann, was die Erben des Kunstmeisters abzuliefern haben, und nun bin ich Ihr Diener meine Herren!" Ueber diese kleine Anrede wurden alle Interessenten, ich weiß nicht warum? ganz verwirrt; die Wahl kam nicht zu Stande und auch bis jezt ist noch weiter keine Rede davon. So wie ich höre, wollen die Herren Vorsteher und Alten diese Rede als eine injuriam atrocissimam ansehen, den Redner verklagen und auf eine förmliche Ehrenerklärung dringen."

— — — — r.

2.

Aus der Hamburgischen Geschichte.

Spanischer Püp. Englischer Schweiß.

Um Michaelis (1580) entstand allhier (zu Hamburg) und in Deutschland eine schwere Krankheit, der Spanische Püp genannt, daran viele tausend Menschen sturben. Er fieng mit einem starken Catharr an, so vom Haupt auf die Brust fiel, dazu sogleich ein heftiges Fieber schlug, und der jählinge Tod erfolgte. Siehe Stelzners Versuch einer zuverlässigen Nachricht ꝛc. 2ter Theil S. 391. Was für eine Krankheit war dieser spanische Püp? hatte sie Aehnlichkeit mit dem gelben Fieber?

Was für eine Krankheit war der Englische Schweiß, deren in Stelzners und Adelungks hamburgischen Chroniken erwähnt wird. Im Jahr 1529 starb der hamburgische Rathsherr Otto Bremer daran.

Beide Krankheiten waren epidemisch und tödtlich. Beide waren ausländisch, wie der Name zeigt, und durch

Schiffahrt und Handlung nach Hamburg und dem übrigen Deutschlande gebracht. Ist unsre Gleichgültigkeit gegen das gelbe Fieber zu entschuldigen?

Theoph.

XIII.

Deutsches Theater in Hamburg.

Da, schon früher angeführter Ursachen wegen, noch immer keine große Opern gegeben werden können, so hat die Direktion um so mehr Sorge getragen, das Publikum mit Schau- und Lustspielen zu unterhalten, die theils ganz neu, theils aber nur neu besezt waren, und worunter folgende wohl eine nähere Beleuchtung verdienen.

Am 9ten July zum erstenmale: Turandot, Prinzessin von Schiras, tragi-komisches Mährchen in fünf Akten, nach Gozzi von Schiller. Turandot, Tochter des Schachs Altoum von Persien, berühmt wegen ihres Verstandes und ihrer Schönheit, wird von unzähligen Freiern belagert. So stolz als spröde hat sie den Entschluß gefaßt, sich alle mit einemmale vom Halse zu schaffen, und zu dem Ende ihren Vater zu der Bestätigung eines Gesezzes vermocht, nach welchem es einem jeden Prinzen zwar erlaubt ist um sie zu werben, wenn aber der Werber nicht drei von ihr aufgegebene Räthsel errathen kann, er den Kopf verlieren soll. Schon zehn unglükliche Fürstensöhne fielen als Schlachtopfer dieses barbarischen Gesezzes, denn noch keiner war im Stande die schweren Räthsel dieser schönen Furie zu lösen und im Wettkampfe mit ihrem Verstande den Sieg davon zu tragen, als (womit dies Stük anfängt) ein unbekannter Prinz erscheint und von ihrem Bilde, welches ihm zufäl-

lig in die Hände geräth, bezaubert, sich entschließt, das Wagestük zu unternehmen, um entweder die Hand der Turandot und mit dieser das Reich ihres Vaters zu erhalten, oder seinen Kopf durch Henkers Hände zu verlieren. Weder die Bitten seines alten Hofmeisters, den er zu Schiras fand, noch die dringenden Vorstellungen des ehrwürdigen Schachs und der Großen des Hofes vermögen den jungen Prinzen von seinem Vorhaben abzubringen. Er unterwirft sich der schweren Probe vor dem versammelten Divan und erräth, wie man schon vermuthen konnte, die drei Räthsel glüklich.

Hiemit ist aber die übermüthige Turandot nicht zufrieden; zu stolz, sich von einem Manne überwinden zu lassen, erklärt sie sich für überrascht und die ganze Feierlichkeit für ungültig, und verlangt, der Prinz solle sich einer zweiten schwerern Probe unterwerfen. Der Schach aber behauptet, das Gesez sey erfüllt und dringt auf ihre Vermählung mit dem Unbekannten. Dieser, zu großmüthig um die Hand der Turandot mit Gewalt zu erlangen, schlägt einen dritten Weg ein, und statt, daß vorher die Prinzessin ihm Räthsel zu lösen gab, verlangt er nun von ihr, sie solle seinen und seines Vaters Namen errathen, könne sie dies, so wolle er freiwillig zurüktreten, wäre sie aber nicht im Stande die beiden Namen zu finden, so müsse sie die Seinige werden. Die Prinzessin nimmt diesen Vorschlag an und versucht nun alles mögliche, nimmt sowohl List als Gewalt zu Hülfe, um zu der Kenntniß der beiden Namen zu gelangen. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelingt es endlich ihrer Sklavin Adelma, (einer tartarischen Prinzessin, die den Unbekannten schon lange geliebt hat) durch eine schändliche Verleumdung den Fremdling auf den höchsten Gipfel des Schmerzes zu treiben, und ihm so in halber Verzweiflung das Geheimniß zu entlokken.

Die bestimmte Stunde rükt nun heran, die Prinzessin erscheint im Trauergewande vor dem Divan, schon glaubt Jeder, sie werde sich überwunden geben; der Schach befiehlt die Trauung zu vollziehen, als Turandot plözlich halt! gebietet und nun den unbekannten Prinzen mit seinem wahren Namen Kalaf, Timurs Sohn anredet. Verzweiflungsvoll, um den Besiz der schönen Prinzessin zu kommen, will Kalaf lieber zu ihren Füßen sterben, als ohne sie leben; er reißt zu dem Ende einen Dolch aus dem Busen, indem er sich aber das Herz zu durchstoßen im Begrif ist, fällt Turandot ihm in die Arme, und das Bekenntniß ihrer Liebe entschlüpft ihren Lippen. Ihr Stolz ist einmal gebrochen und sie giebt sich nun ganz überwunden. Um das Maas der Freude für Kalaf ganz zu füllen, findet er seinen Vater Timur, König von Astrakan wieder, der zwar von seinem Reiche verjagt ist, aber durch den Schach die Nachricht von seiner Restitutio in integrum erhält. Alles endet gut, selbst die schrekliche Feindin der Turandot, ihre Sklavin Adelma, erhält ihre Freiheit und mit dieser ihre verlohrnen Staaten zurük und scheidet versöhnt von dannen.

Es scheint in der That, als ob das Lustspiel dem Herrn Schiller nicht so gelingen will, wie das Trauerspiel. Obgleich das Vorliegende manche schöne Scene, manche interessante Stelle hat und oft eine schöne Sprache darin herrscht, so vermißt man doch die vortrefliche, immer neue Empfindungen hervorbringende Haltung des Ganzen, die der große Dichter so meisterhaft seinem Dom Carlos, seiner Maria Stuart und dem Mädchen von Orleans aufzuprägen wußte. Was die Sprache selbst betrift, so stehen unstreitig die (nicht besonders schweren) Räthsel nebst ihrer Auflösung, so wie die Stelle zu Anfang des fünften Aktes, wo Kalaf seine unbegränzte Neigung zu der Turandot dem Schach so malerisch schildert,

auf eine der höchsten Stufen der ästhetischen Vollkommenheit. Um so mehr stechen dagegen die unzeitigen, oft ziemlich platten Spasmachereien der beiden Renegaten und des Obersten der Verschnittenen ab, besonders sieht man nicht ein, warum der Bewahrer der Gesezze gerade stottern muß? Der Zuschauer sieht es ungern, daß er, wenn seine Empfindungen auf einen Punkt gedrängt sind, plözlich durch ein Bonmot oder durch eine Lächerlichkeit wieder daran erinnert wird, er befinde sich im Schauspielhause. Dies ist aber gerade hier der Fall, in den rührendsten Scenen, wo das Herz ganz zur Theilnahme und zum Mitgefühle gestimmt ist, läßt sich auf einmal Einer der drei genannten Spasmacher hören und erschüttert das Zwergfell, wenn nicht Aller doch gewiß der obern Region.

Daß das Stük in ungebundenen Versen ist, trägt viel dazu bei, es dem Anscheine nach langweilig zu machen; es ist dem darstellenden Schauspieler unmöglich, so rasch einzufallen wie bei einem Stükke in Prose, daher denn auch eine solche Vorstellung nie so gut ausfallen kann. Der vierte Akt wurde vorzüglich langweilig durch die Wiederholung der Geschichte Adelmas, die man schon im zweiten und dritten erfahren hatte; bei der mehrmaligen Aufführung hatte man dies weggelassen, und das Ganze gewann an Interesse, weil die Entwikkelung der Intrigue des vierten Aktes (nemlich die Entlokkung der beiden Namen) dadurch beschleunigt wurde. Eben so wäre zu wünschen, daß man den zweiten Akt etwas kürzen mögte, weil die langen Präliminarien zu der Hauptscene die Erwartung abspannet, und am Ende die Aufgabe der Räthsel und ihre Lösung nicht den Eindruk macht, den sie machen sollte und könnte. Noch wäre zu wünschen, daß die abgehauenen Köpfe über dem Stadtthore von Schiras wegbleiben könnten; es ist freilich vom Dichter vorgeschrieben, allein diese Idee führt doch auf

jeden Fall etwas sehr Gräßliches und für den größten Theil der Zuschauer etwas Abschrekkendes mit sich, und gehört auch zu den Vorstellungen, die man ungern auf der Bühne präsentirt.

Die hiesige Aufführung der Turandot verdient indessen auf eine lobenswerthe Art bemerkt zu werden; sowohl Direktion als Personale haben Alles angewandt, dem Publiko zu gefallen. Obgleich keine neue Dekorationen dazu gemahlt waren, so hatte man doch die alten geschmakvoll und so richtig wie möglich gewählt, auch das Kostüme ziemlich beobachtet. Besonders schön nahmen sich die Sclavinnen im Gefolge der Turandot, mit kleinen Tambourinen versehen, aus, so wie auch die Janitscharen-Musik mit den neuen türkischen Instrumenten den Eindruk des Ganzen merklich erhöhte.

Herr Wohlbrück und Madame Stolmers im Besizze der Hauptrollen, zeichneten sich sehr zu ihrem Vortheile aus, nur wäre zu wünschen, daß der Erstere manche Stellen lauter rezitiren mögte, da sein ohnehin nur schwaches Organ manche Schönheit der Dichtung unbemerkt läßt. Von der Leztern läßt sich mit Grund behaupten, daß diese Turandot eine ihrer vorzüglichen Rollen sey. Die Herren Steiger, Stegmann und Kruse, so wie Madame Herzfeld, hatten die minder wichtigen Rollen, die sie indessen wie gewöhnlich sehr gut durchführten; besonders aber spielte Herr Stegmann den Barock unter dem Namen Hassan so schön, daß er das Herz des Zuschauers unwiderstehlich mit fortriß, so wie ihm denn auch ein lauter Beifall zu Theil ward.

Am 30sten July zum erstenmale: Der unerwartete Besuch, Schauspiel in vier Akten von Schmidt. In der That eines der langweiligsten theatralischen Produkte, mit dem das Publikum seit langer Zeit heimgesucht ist. Ein Amtmann Wehrmann will das Vermögen

seines Neffen, dessen Vormund er ist, und seines abwesenden Bruders, größtentheils an sich reißen und ihn mit seiner unehelichen Tochter verbinden. Carl Wehrmann (der Neffe) liebt die Tochter des Predigers im Dorfe, und haßt seinen Oheim nebst seiner bösen Rathgeberin und Haushälterin. Alle Vorstellungen des Amtmanns ihn von seiner Liebe abzuziehen sind vergebens, man verleitet ihn zu einem Exzeß gegen seinen Vormund, der ihn nun festsezzen läßt und das Vermögen sicher in Händen zu haben glaubt. Ein Graf Rignowsky (der todtgeglaubte Bruder des jungen Wehrmanns) erscheint, zwingt am Ende den Amtmann, mit der Pistole in der Hand, ohne alle Umstände (dies ist sein Sprichwort) zu gestehen daß er seinen Bruder hat betrügen wollen, vereinigt die beiden Liebenden, findet seine eigne Geliebte in der unächten Tochter des Amtmanns wieder und hat sogar das Glück, den alten Herrn zu bekehren, der mit thränenden Augen Alles gut zu machen verspricht, was er verdarb. So ein Deus ex machina ist auf der Bühne von großem Nuzzen, nur Schade, daß er in der wirklichen Welt nicht existirt, und daher auch nicht auf dem Theater (welches doch Darstellungen des menschlichen Lebens liefern soll) anwendbar ist. Wird der Amtmann, nach der Schilderung von festem Charakter, sich durch die Drohungen eines Fremden sogleich ins Bokshorn jagen lassen, daß er Alles gesteht, wie ein Schulknabe, dem der Präzeptor mit dem Bakel droht? Der Amtmann ist Jurist, wird er seine Schurkereien so offenbar treiben, daß ihm jeder so leicht in die Karten sehen kann?

Auch Wunder geschehen in diesem Schauspiele; während der Amtmann einen sehr langweiligen Monolog hält, (den die Direktions-Scheere wohl etwas hätte beschneiden können) fällt das Portrait seines verstorbenen Bruders von der Wand, um ihn zu warnen, keine Ungerechtigkeit

zu begehen. Obgleich es einige gute Scenen hat, wie z. B. die zwischen dem alten und jungen Wehrmann im dritten Akte, so ist es doch im Ganzen nicht gut gehalten und man wünscht sehnlich den lezten Akt zu sehen.

In jedem großen Stükke ist der erste Aufzug nicht sehr unterhaltend, weil die so nothwendige Exposition manches vorbringen läßt, wovon der Zuschauer den Zwek noch nicht einsieht; aber in dem vorliegenden geht dies über alle Beschreibung. Die Aufführung war ziemlich gut, nur paßt die Rolle des Amtmanns nicht für Herrn Leo, da ihm das Heirathstiften besser gelingt als Bündnisse zu zerreißen; weit lieber hätten wir sie von Herrn Steiger gesehen. Herr Arresto und Wohlbrück spielten recht brav, so wie auch die Demoiselle Erhard, Madame Stolmers aber könnte wohl besser memoriren, welches sie, wider ihre sonstige Gewohnheit, jezt zu vernachlässigen scheint.

Noch müssen wir eines Mannes bei dem Theater erwähnen, der sich bei jeder ihm dargebotenen Gelegenheit rühmlichst auszeichnet; es ist dieses der Maler und Dekorateur, Herr Maubert. In dem eben angeführten Stükke hat er abermals einen Beweis seines Kunstfleißes geliefert; die Dekoration des ersten Aktes, das Innere der Prediger-Wohnung vorstellend, ist äußerst richtig und dem Ganzen so entsprechend, daß unter allen ältern Dekorationen bei dem hiesigen Theater sich nicht ein einziges Familienzimmer befindet, welches diesem an die Seite zu sezzen wäre. Seine Genauigkeit im Darstellen geht so weit, daß er sogar die Schatten der Fenstersparren an den Sargen nicht vergessen hat, die bei allen andern Dekorationen fehlen, obgleich sie eine sehr natürliche Folge des Lichtes, welches doch nothwendig durch die Fenster fallen muß, sind. Wir haben gegründete Hofnung, näch-

stens mehr und auffallendere Kunstwerke von ihm zu erwarten.

Am 6. August zum erstenmale: Der Weiberfeind, Lustspiel in einem Akte von einem Ungenannten. Lord Westri, ein reicher Engländer, haßt das schöne Geschlecht und befindet sich auf Reisen. Er hört in einem Gasthofe, neben seinem Zimmer eine Vokal- und Instrumentalmusik, die ihn bezaubert, deren Urheberin auch gleich darauf mit einem Hökker auf dem Rükken versehen, zum Vorschein kommt; dieser kleine Auswuchs hält indessen den Lord doch nicht ab, ihre Bekanntschaft zu suchen, und ihr nach einer, nicht völlig viertelstündigen Unterredung sein Herz und seine Hand anzutragen, welches sie aber erst, nachdem er ein Kniestük geliefert, annimmt. Sie entfernt sich nun auf kurze Zeit und erscheint nachher dem erstaunten Lord ohne Bukkel, schlank wie eine Göttin, und erklärt ihm auf seine Fragen wegen dieser ihm so angenehmen Verwandlung, sie sey nicht die verlassene Minna Nordau, sondern eine reiche Gräfin, die ihn schon lange geliebt habe und ihm deshalb nachgereiset wäre, um ihn auf diese Art, nicht durch Reize, sondern blos durch ihre Geistesvollkommenheiten für sich zu gewinnen. Der Oberst Stirnton, ein Freund des Lords, macht zwar die Bemerkung, daß der Bukkel leicht nach der Hochzeit wieder wachsen könne, doch segnet er endlich ihr Bündnis und der Vorhang fällt.

Die Idee zu diesem Nachspiele ist in der That ganz neu, wenigstens war ein nachher verschwindender Auswuchs auf dem Rükken bis jezt noch nicht unter die Zahl der theatralischen Darstellungen aufgenommen, doch hätten die Personen wohl besser Charakter halten können, und unter diesen vorzüglich der Lord. Er wird als ein fester Mann geschildert, und ist doch so leicht durch die Leiermusik einer Arie des Donauweibchens zu fangen. Wird

der Weiberfeind sich so leicht bekehren lassen? Noch dazu, wenn seine Auserwählte ihm in der ersten Viertelstunde selbst gesteht, daß sie ihn hintergieng. Wird sein Haß gegen die Weiber nicht vielmehr dadurch neue Nahrung erhalten, und seinen Grundsaz, daß sie Alle Chamäleone sind, bestätigen? Die Empfindung, die das Frauenzimmer bei ihm durch ihre Art sich zu produziren, erregen konnte, war Mitleid — nicht Liebe; wahrlich eine, jedes weibliche Wesen sehr erniedrigende Empfindung! Konnte denn auch die so kluge Minna Nordau um einen Mann zu fangen, an dem ihr so viel gelegen schien, (da sie ihm sogar nachreisete) nicht ein anderes Musikstük wählen, als eine Arie des Donauweibchens? Es dringt sich uns indessen doch dabei eine literarische Neuigkeit auf. Die Scene ist in England, wenigstens sind die handelnden Personen Engländer und es folgt also natürlich, daß die Oper: das Donauweibchen, in das Englische übesezt, und noch dazu auf der Insel beliebt seyn müsse, weil die Dame eine Arie daraus zur Lokspeise für ihren Geliebten benuzt. Einige recht gute Einfälle, die der Oberst vorbringt, gefallen sehr und das mit Recht; auch gehört dies kleine Lustspiel bei weiten nicht zu den schlechten, sondern füllt eine halbe Stunde besser aus, wie manches andere.

Man sagt, Herr Koch, Mitglied des hiesigen Theaters und Verfasser vom Bruder Augustin, habe sich nach der Aufführung als Vater zu diesem Kinde bekannt. Die Darstellung gelang so ziemlich, doch scheinen es sich die hiesigen Schauspieler zur Regel gemacht zu haben, ein Lustspiel in einem Akte nie so gut aufzuführen, als wir es sonst bei größern Stükken von ihnen gewohnt sind.

Hierauf folgte am 10ten August zum erstenmale: Der Aufbrausende, Oper in einem Akte, aus dem Französischen, Musik von Mehul. Obgleich der Text, wie fast bei den meisten Opern, baaren italiänischen Un-

sinn enthält, so ist doch die Musik desto angenehmer; daß sie aber nicht sehr gefiel, beweißt, daß ein großer (doch lange nicht der größte) Theil des Publikums, die Opern nicht als Opern (d. h. der Musik wegen) besucht, sondern um sich an komischen Scenen, närrischen Einfällen und hübschen auffallenden Dekorationen zu laben. Als Beweise dieser Behauptung wollen wir nur folgendes anführen. Das erste Duett zwischen Lisander und Scapin, das Quartett zwischen den beiden liebenden Paaren, und das Trinkterzett zwischen Lisander, Balouar und Scapin sind wahrlich drei Musikstükke, die der größten Oper keine Schande machen würden; auch das Finale ist gar nicht übel, obgleich an Kunstwerth unter den vorgenannten. Das Orchester spielte recht brav ohne zu fehlen und die Sänger intonirten und trafen sehr richtig; nur Madame Costenoble war noch nicht so ganz wieder bei Stimme, welches aber nicht ihr, sondern einer erst kürzlich von ihr überstandenen Krankheit zur Last zu legen ist. Uebrigens verspricht diese junge Künstlerin in der That etwas zu leisten, wenn sie fortfährt sich so zu bilden, als sie seit ungefähr fünf Monaten, da sie hier zum erstenmale (als Königin in der Lilla) auftrat, angefangen hat.

Der Text dieser Oper ist, wie gesagt, Unsinn, und soll seine Entstehung der Laune eines berühmten Mannes, der solche Vorstellungen um sich zu zerstreuen, liebt, zu verdanken haben. Noch mehr aber hat er durch die Uebersezzung verlohren, man stößt unter andern auf folgende Stelle im Finale:

„Ein Vertrag der mich innig rührt;
„Welch ein Tag! Ich bin attendrirt.

Dies schadet aber doch der Musik nicht, und wir haben wenig Opern, wo die Versifikation gut, die Sprache rein und richtig, und die Handlung vom Nonsens frei ist.

Wer also Opern sehen will, muß sich daran nicht stoßen, sondern den Dichter über den Komponisten vergessen können.

Am 20sten August zum erstenmale: Der Wasserträger, Oper in drei Akten, nach dem Französischen des Bouilly, vom Doktor Schmieder. Die Musik ist von Cherubini. Man kann es dem Uebersezzer wahrlich danken, daß er diese Oper ins Deutsche gebracht hat; es ist doch Menschenverstand darin und die Handlung frei vom Unsinn, auch gewinnt sie an Interesse, weil eine wahre Geschichte dabei zum Grunde liegt. Die Musik, welche uns schon vom französischen Theater bekannt war, ist in der That sehr gut; und wenn gleich manche Stükke (wie z. B. die Ouverture) nicht so angenehm ins Ohr fallen, daß man sie augenbliklich nachzuleiern vermag, so verrathen sie doch desto mehr Kunst, wie auch schon der Name des Komponisten erwarten läßt. Den fernern Inhalt und jedes Musikstük einzeln durchzugehen, halten wir nicht für nöthig, doch müssen wir bemerken, daß die Uebersezzung ziemlich gut gerathen, und die Versifikation (so weit es bei vorgeschriebenen Metro und Musik möglich war) wenigstens nicht holpericht ist.

Was nun die hiesige Aufführung betrift, so verdienen sowohl Direktion als Personale unsern Dank für die Genauigkeit, mit der sie exekutirt wurde. Ein neuer Beweis, daß bei einer mäßigen Anstrengung Alles das geleistet werden kann, was man wünscht, und daß es oft nur am Willen der Schauspieler fehlt, wenn dies oder jenes Stük nicht so gefällt, als es wohl sollte und könnte. Möchten wir doch öfter Gelegenheit haben, einen so rühmlichen Fleis in diesen Blättern zu bemerken!

Das Orchester intonirte ebenfalls sehr gut und spielte durchgehends brav, daher auch die Ouvertüre (ein gewiß seltener Fall) beklatscht ward. Die Dekorationen waren

zwar nicht ganz neu, doch gut gewählt, besonders schön nahm sich die Barriere von Paris mit dem Wachthause aus, so wie auch die ländliche Gegend im letzten Akte dem Auge nichts zu wünschen übrig ließ.

Das Kostüme war ziemlich richtig, so wie die Kleidung überhaupt sich recht hübsch ausnahm. Die italiänischen Soldaten sahen nicht etwa wie zusammengelaufenes Gesindel, (welches wohl zuweilen der Fall zu seyn pflegt) sondern wie gute regulaire Truppen aus. Die Damen aber, welche die Landmädchen vorstellen, müßten sich billig auch etwas ländlicher kleiden, da man sogar einige mit seidnen Schleprökken unter ihnen bemerkt haben will, die füglich eine viertel Elle hätten missen können.

Um die so nothwendigen Variationen zu liefern, tanzte Demoiselle **Müller** einigemal statt des Nachspiels ein Solo. Die Taktfestigkeit und schöne Haltung dieser jungen neunjährigen Tänzerin erregte Bewunderung und ihr wurde ein allgemeiner Beifall. Auch konnte man sich nicht enthalten eine Vergleichung zwischen ihr und dem kurz zuvor aufgetretenen Signor **Gigel** anzustellen, die denn sehr zum Nachtheil des Leztern ausfiel.

Herr **Herzfeld** ist von seiner Reise am 15. August zurük gekommen; ob er Subjekte für das hiesige Theater engagirt habe und welche? ist bis jezt noch ein Direktions-Geheimniß, wahrscheinlich um einer Gegenkabale auszuweichen.

Regulus, mit neuen geschmakvollen Dekorationen versehen, wird nächstens (wahrscheinlich im September) auf unserer Bühne erwartet, worauf sich denn die Freunde des Schauspiels weidlich freuen.

Auch wird in diesem Augustmonate, hoffentlich am 26sten das französische Schauspielhaus wieder geöfnet; mit gespannter Aufmerksamkeit erwarten die Verehrer der gallischen Thalia diese Periode, besonders da so viel Aufhebens davon gemacht ist und recht gute Subjekte dazu engagirt seyn sollen.

Das benachbarte Altonaer Theater ist nach so mancher überstandener Revolution endlich dahin gekommen, wohin Revolutionen so oft führen, nemlich ins Elend. Das weibliche Personale ist noch vorzüglich **stark**, so daß in den Opern sogar Männerrollen vom schönen Ge-

schlecht besezt werden und man also weibliche Tenoristen und Bassisten hört. Warum eine Nation ihre Nationalbühne so sinken läßt, ist unbegreiflich; aber wahrscheinlich hilft man eher denen, die da weinen als denen die da lachen.

Herr Doktor Albrecht hat sich wieder an die Spizze der altonaischen Musen gestellt, und hoft unter seiner Ägide ihren Tempel wieder glänzend zu erheben.

Der Wechsel des Schiksals ist mannigfaltig. Gleich nach dem Falle der altonaer Bühne, hob eine andere hinter den Schweinekofen der Vorstadt St. Georg, am Orde der Langenreihe belegen, ihr Haupt empor. Ein Tischler errichtete ein Privattheater, wo der Eintritt bezahlt wurde; die Wuth Komödie zu spielen, kam in die Werkstellen ehrlicher Handwerker; ein Schneider ließ seine friedliche Nadel und ward Franz Moor; ein Tischler seinen Hobel und spielte den Abällino; Barbiergesellen schoren nicht mehr Bärte, sondern die Ohren und Augen der Zuschauer. — Am 18ten July ward dies Theater mit der Vorstellung der Räuber eröfnet; billig hätte man sollen Irthum auf allen Ekken geben, da sowohl der Entrepreneur als sein Personale in zwei großen Irthümern stekken, woraus man sie billig reißen müßte. Er glaubt nemlich durch seine Unternehmung Geld zu verdienen, worin er sich aber verrechnet haben wird; und seine Leute halten sich für Schauspieler, welches doch Niemand außer ihnen eingestehen will. Ein Pröbchen ihrer Geistesgegenwart wird hier nicht am unrechten Orte stehen. Der Schauspieler, welcher dem Flodoardo im Abällino einen Brief zeigen muß, hatte diese so nothwendige Requisite vergessen; er hielt ihm daher bei den Worten: Kennt Ihr diese Hand? seine eigne zierliche ☞ hin, und glaubte so seinen Fehler auf das Beste wieder gut gemacht zu haben.

Die Sache ist übrigens emblematisch, daß das, was in Westen (Altona) untergeht, gegen Morgen (St. Georg) wieder aufzublühen scheint.

Inhalt des 11ten Hefts.

An die respektiven Abonnenten.

Der erste Jahrgang dieses Journals schließt mit dem 12ten Heft. Es wird in Zukunft ununterbrochen fortgesezt, und prompt an den hier bemerkten Tagen erscheinen:

Das	12.	Heft	des	ersten Jahrg.	erscheint	d.	2. Oct.	1802.
—	1.	Heft	des	2ten Jahrg.	erscheint	d.	8. Nov.	—
—	2.	—	—	—	—	—	14. Dec.	—
—	3.	—	—	—	—	—	20. Jan.	1803.
—	4.	—	—	—	—	—	26. Febr.	—
—	5.	—	—	—	—	—	2. April	—
—	6.	—	—	—	—	—	6. May	—
—	7.	—	—	—	—	—	14. Juny	—
—	8.	—	—	—	—	—	20. July	—
—	9.	—	—	—	—	—	26. Aug.	—
—	10.	—	—	—	—	—	2. Oct.	—
—	11.	—	—	—	—	—	8. Nov.	—
—	12.	—	—	—	—	—	15. Dec.	—

Es soll diese kleine Zögerung bei jedem Monat dazu dienen, eine richtige Zeitfolge erhalten und mit dem Ende jedes Jahrs schließen zu können.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, auf allen resp. Poståmtern, so wie auch bei unterzeichnetem Verleger, kann man sich für dasselbe, jedoch nicht anders als fürs ganze Jahr, abonniren. Der Preis ist, wie bekannt, sechs Rthlr. Einzelne Hefte werden nicht verkauft.

Hamburg, im August 1802.

F. H. Nestler.

Hamburg und Altona.

Ein Journal

zur Geschichte der Zeit, der Sitten und des Geschmaks.

XII. Heft.

I.

Kurze Geschichte der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nüzlichen Gewerbe.

(Fortsezzung. Siehe XI. Heft. S. 194.)

Zum Besten der Navigation oder Schiffahrt ist die Gesellschaft in der ersten Periode ihrer Existenz sehr thätig gewesen. Gleich im ersten Jahre dachte sie auf die Verbesserung des Kompasses. Sie ließ die besten Muster davon, aus England und Holland kommen. Da diese aber zu theuer schienen: so ließ sie 1767 unter ihrer Aufsicht Kompasse von künstlichen Magnetstahlen, mit dem Namen der Gesellschaft verfertigen, die bei der nöthigen Zuverlässigkeit äußerst wohlfeil waren, und denen eine deutsche und holländische Gebrauchsanweisung beigefügt war. Im Jahr 1769 machte sie ein in Norwegen erfundenes Mittel gegen den Seewurm*) und dessen Eindringen in das Schiffsholz, eine Vermischung des zum Anstrich des Schiffs gebrauchten Theeres mit Bleischwärze (Molybdaena) bekannt. Diese Mischung leistet zugleich den Vortheil, daß sie, ihrer vor-

*) Teredo navalis.

züglichen Glätte wegen, das Schiff leichter segeln macht; so wie sie auch, trokken oder mit Fett vermischt, bei allen Maschinen die Reibung ungemein vermindert, worüber die Gesellschaft unter andern mit dem Stempel einer großen Sprüzze sehr glükliche Versuche veranlaßt hat.

Seit 1770 war die Societät bemüht, einen theoretischen und praktischen Unterricht in der Navigation für junge Seeleute, nach dem Beispiele der engl. und holländ. Anstalten dieser Art, zu veranlassen. Da ein Theil dieses Wunsches durch eine bei der Admiralität seit geraumer Zeit bestehende Lehranstalt bereits erfüllt war, so sezte sie 1784 einen Preis auf die besten Vorschläge zur Bildung des Seemannes überhaupt. Die darauf eingegangenen gründlichen und praktischen Vorschläge veranlaßten 1785 die wirkliche Eröfnung eines unentgeldlichen Lehrunterrichts in den theoretischen Vorkenntnissen der Navigation, welcher seitdem jeden Winter auf dem Baumhause von dem Professor Brodhagen gehalten und die jährliche Herausgebung des von dem Seekapitain Müller in Stade verfaßten Schifferkalender, *) welcher für den äußerst wohlfeilen Preis von 12 ß verkauft wurde. Seit 1785 ist auch jährlich ein durch sachkündige Männer zu haltendes Steuermannsexamen angekündigt worden, um Jedem der fünf geschiktesten Steuerleute, unter Zuziehung der Schiffer-Alten eine Prämie von dreißig Mark und ein Certifikat der Gesellschaft auszutheilen. Auch sind durch die Gesellschaft verschiedene nüzliche Vorschläge zu Nothsteuerrudern bei entstehendem Verlust des ordentlichen Steuerruders veranlaßt und bekannt gemacht.

Die Bemühungen der Gesellschaft im Fache der

*) Von diesem, von Sachverständigen für klassisch erklärten Schiffskalender ist des geringen Absazzes wegen der Jahrgang 1793 leider der lezte gewesen.

Landwirthschaft während dieses ersten Zeitraums sind nicht minder beträchtlich und heilsam für das Vaterland. Sie ließ es sich in den ersten Jahren ihrer Stiftung äußerst angelegen seyn, den Flachsanbau in unsern Walddörfern und den Anbau der Krappe in den Marschländereien zu befördern. Sie verschrieb die besten Sorten von Leinsaamen und Krappflanzen, theilte sie, nebst gedrukten Anweisungen, unentgeldlich unter den Landleuten aus; bot den Anpflanzern baare Vergütung alles desjenigen an, was sie für Miethe des Landes und den Dünger rechneten, so daß sie nichts, als ihren Arbeitslohn wagten; versprach Prämien für den reichlichsten Anbau; verschafte sich sogar Saamen ächter smyrnischer Krappe ꝛc. Allein dies Alles half nichts. Sobald Saamen und Pflanzen nicht mehr unentgeldlich ausgetheilt, sobald Miethe und Dünger nicht mehr vergütet wurden, war die Sache wie zuvor, obgleich beide Produkte, Flachs und Krappe, unvergleichlich geriethen und hinlängliche Abnehmer hatten. In den Jahren 1765 und 1766 wurde in Wohldorf ein Versuch gemacht, Tannen zu säen und die dort noch vorhandenen Bäume zeigen, daß der Versuch gelungen ist. Im Jahr 1766 sezte man eine Prämie auf die Ausrottung des in den hiesigen Ländereien so allgemeinen Düwops. *) In den drei folgenden Jahren wurden viele Versuche darüber angestellt; aber keins von den vorgeschlagenen Mitteln erfüllte den Endzwek.

Die Beförderung des Gartenbaues war von jeher eine der Hauptrükſichten der Gesellschaft. Im Jahr 1765 **) suchte sie den Anbau der Kartoffeln, die

*) Düwops: Dieser deutsche Pflanzenname ist mir unbekannt. Ich habe aber die Wucherblume, Ringelblume, Calendula sehr häufig auf unsern Aekkern gesehen. D. V.

**) Der langsame Gang des Kartoffelnanbaus in Europa und be-

damals größtentheils nur aus Holland kamen, zu befördern und dies ist über alle Erwartung gelungen. Bei Gelegenheit der großen Ueberschwemmung 1771 wurde den Landleuten in den Zeitungen der sehr nüzlich befundene Rath ertheilt, ihr Vieh mit wilden Kastanien, Rüben, Kohl etc. zu füttern; ein besonders in Rüksicht des Kohls und der Hülsen von Erbsen jezt allgemein gewordenes Fütterungsmittel *) Im Jahr 1786 warf sie die Frage auf: wie der Gartenbau in unsern Ländereien überhaupt zu befördern sey? Dies veranlaßte eine sehr gründliche Beantwortung, hauptsächlich in Rüksicht auf die damals noch wüste liegenden Ländereien in der Nähe der Stadt, von dem Grenzinspektor Reinke in Hamburg und dem Kondukteur Woltmann zu Rizzebüttel. Ein im Jahr 1788 ausgesezter Preis auf die Anlegung von Gärtnerkathen auf den Ländereien großer Gehöfte und ein andrer auf den Anbau von Apothekerpflanzen blieben ohne Erfolg.

Ein Versuch, die Anlegung der Schraubenmühlen betreffend, um dadurch das Wasser über die Deiche hinaus zu mahlen, hatte einen glüklichen Erfolg. Die

sonders in Deutschland, wo jezt die Kartoffeln ein ganz vorzügliches Nahrungsmittel sind, ist bemerkungswürdig. Im Jahr 1586 brachte Franz Drake die ersten Kartoffeln aus Amerika. In England gieng der Anbau anfänglich sehr langsam fort. Später wurden in Holland Versuche gemacht. Nach Hanover, Braunschweig, Hildesheim kamen sie erst 1740. Im Hamburgischen machte man sogar 1765 erst Versuche. Wie schnell hat sich dagegen der schädliche Gebrauch des Kaffees verbreitet! D. V.

*) Jezt holen die Milchbauern etc. die Erbsen- und Bohnenhülsen, auch andern Abfall von Gartengewächsen, unter dem allgemeinen Namen Bohnenschluhe aus den Häusern und Straßen zusammen. D. V.

Möglichkeit dieser Anlagen in unsern Marschländereien wurde 1781 der Gegenstand einer Preisfrage, und da diese Möglichkeit von dem Grenzinspektor Reinke und und dem Landvogt Odemann befriedigend erwiesen wurde, die wirkliche Anlegung einer solchen Mühle 1782 zum Gegenstande eines beträchtlichen Preises gemacht. Dadurch wurde noch in demselben Jahre die Anlegung solcher Mühlen in Reitbrook und kurz nachher in andern Gegenden bewirkt.

In Rüksicht des Polizeiwesens machte die Gesellschaft Ueberlegungen und Vorschläge im Allgemeinen zu Gegenständen ihrer Beschäftigungen. Durch einen 1768 auf die beste Einrichtung der Kornmagazine gesezten Preis hat sie verschiedene einsichtsvolle Vorschläge veranlaßt, die auch bei dem 1769 angelegten Mehlmagazin mit Nuzzen angewandt sind. In Absicht der Feueranstalten war die möglichste Vervollkommnung der Feuersprüzzen ein Hauptgegenstand ihrer Bemühungen. Eine aus Frankreich verschriebene Sprüzze erfüllte die Erwartung nicht. Es wurde daher 1767 ein ansehnlicher Preis auf die Angabe und Verfertigung der vollkommensten Sprüzze gesezt, und 1769 einer von dem Mechanikus Neubert gelieferten, in jeder Rüksicht vorzüglichen Sprüzze zuerkannt, deren Einrichtung bei einer 1786 neu verfertigten Stadtsprüzze befolgt wurde. Schon im Jahr 1769 wurde im hamburgischen Zuchthause eine Probe von hänfenen Feuerschläuchen ohne Nath veranlaßt, davon nachher in Weimar von Neubert eine Fabrik angelegt, und diese Art der Verfertigung auch auf segeltuchene Feuereimer angewandt wurde. In den Jahren 1770 und 1771 veranlaßte die Gesellschaft, in Verbindung mit der Leipziger ökonomischen Societät, mehrere Proben mit einem zwar gelungenen, aber im Großen doch schwerlich anwendbaren feuerfesten Anstrich der Gebäude.

Viele kleine Verbesserungen bei den hamburgischen Löschungsanstalten, wurden durch einzelne Mitglieder der Gesellschaft, die zugleich Feuerbeschauer *) waren, zur wirklichen Anwendung gebracht. Im Jahr 1768 geschah von Seiten der Gesellschaft der erste Vorschlag zur Anwendung der seitdem so allgemein gewordenen Blizableiter. Zu ihrer Allgemeinwerdung wirkte besonders Professor Reimarus der Jüngere, Einer der Stifter der Gesellschaft. Im Jahr 1775 wurde der Bleidekker Medlerkamp zur Verfertigung sicherer, bequemer und wohlfeiler Blizableiter von der Gesellschaft öffentlich empfohlen. Nachher wurden alle Hauptkirchen und fast alle öffentlichen Gebäude in Hamburg mit Blizableitern versehen, und jezt sind sie auch bei sehr vielen ansehnlichen Privatgebäuden angebracht.

In den Jahren 1767 — 1770 beschäftigte sich die Gesellschaft sehr angestrengt mit dem Vorschlage, die Neustadt mit Feldbrunnen zu versehen, da sich zwischen dem Damm- und Millern- (oder Altonaer) Thore ein reichlicher und 18 Fuß höher als die Alster liegender Wasservorrath fand. Man hofte das Werk durch Subscribtion der Häuserbesizzer in der Neustadt zu Stande zu bringen, die aber wegen des dazu erforderlichen zu großen Kostenaufwandes, nicht mit Erfolg von Statten gieng. Zur Bewürkung besserer Gassenbeleuchtung wurden 1767 und 1771 Laternen aus Paris und London verschrieben, und im lezten Jahre die Angabe der besten Laterne zum Gegenstande einer Preisaufgabe gemacht. Es ist gar nicht zu leugnen, daß die Gesellschaft durch diese patriotischen Bemühungen manches Gute in Rüksicht der

*) Feuerbeschauer sind Bürger, welche die Oberaufsicht bei den Rettungsanstalten unentgeldlich übernommen haben. D. V.

Gassenerleuchtung bewirkt hat; allein ihre eigentliche Absicht ist gänzlich, aber wahrlich nicht durch ihre Schuld, verfehlt. *) Auf die besten Vorschläge zur Gassenreinigung wurde 1780 ein Preis ausgesezt und 1781 einem sehr zwekmäßig befundenen Vorschlage eines einsichtsvollen Mitbürgers, des Bäkkers, Herrn Seldenschloh zuerkannt, welcher aber den Preis der Gesellschaft zu anderweitiger Verwendung patriotisch überließ.

Mit der Verbesserung des Gassenpflasters beschäftigte sich die Gesellschaft gleich nach ihrer Entstehung. Im Jahr 1782 veranlaßte sie die ersten Proben eines besseren Pflasters durch den von ihr aus Schleswig verschriebenen, auch nachher eine Zeitlang bei der hamburgischen Gassendeputation angestellt gewesenen Pflastermeisters Knoblauch, und dieses wurde die erste Veranlassung der seitdem allmählig allgemeiner werdenden bessern Art, in Hamburg zu pflastern. **)

Eine der gemeinnüzzigsten und am glüklichsten gelungenen Bestrebungen der Gesellschaft betrift die Rettung der im Wasser und Eise verunglükten Personen, die vorhin nicht allein durch Mangel aller Rettungsanstalten, sondern auch durch das abscheuliche Vorurtheil, als ob es ehrlos oder unerlaubt sey, dergleichen Körper zu berühren, sichere Opfer des Todes wurden. Im Jahr 1768 sezte sie einen Preiß von 20 ℛ auf die Rettung und Wiederherstellung eines jeden im Wasser Verunglükten. Im Jahr 1769 erschien, auf Vorstellung der Gesellschaft das obrigkeitliche Mandat zur möglichsten Rettung der Ertrunkenen oder Erstikten, worin für jeden Geret-

*) Ueber unsere Straßenbeleuchtung auf ein andermal.
D. V.

**) Die sich aber seit einiger Zeit wieder außerordentlich verschlimmert. Von den Ursachen dieser Verschlimmerung vielleicht auch auf ein andermal. D. V.

teten eine obrigkeitliche Prämie von 100 m℔ bestimmt wurde. Zugleich erschien von Seiten der Gesellschaft eine Vorschrift der zur Rettung dienlichern Hülfsmittel nebst beigefügtem Versprechen, die auf die Rettung verwandten Unkosten bis auf 25 m℔ in jedem Falle zu vergüten. Auch wurden die nöthigen Hülfsmittel in den vorzüglichsten Barbierstuben unentgeldlich ausgetheilt. Im Jahr 1776 wurde das obrigkeitliche Mandat, auf Veranlassung der Gesellschaft, erneuert und erweitert. In demselben Jahre wurden einige an Strikken befestigte hölzerne Kugeln angeschaft, um sie den im Eise Verunglükten zuzuwerfen, und 1781 das seitdem jeden Winter auf der Alster vorhanden gewesene Eisboot angelegt, wodurch jeder Hineinfallende leicht und ohne Gefahr des Retters gerettet werden kann. Durch alle diese Anstalten wurden in 20 Jahren sehr viele Unglükliche gerettet und das Vorurtheil, als ob es ehrlos oder unanständig sey, bei einer solchen Rettung Hand anzulegen, wurde glüklich vertilgt.

In den Jahren 1768 und 69 suchte die Gesellschaft die sehr wohlthätige Florentinische Erfindung des sogenannten Arcuccio, um Säuglinge gegen das Erdrükken der Ammen im Schlafe zu sichern, bequemer zu machen, indem statt desselben ein Behälter von Korbarbeit empfohlen wird. Die Möglichkeit der Verlegung der Begräbnisse aus der Stadt war 1786 der Gegenstand einer Preisaufgabe. Die Bemühungen der Gesellschaft in Rüksicht dieser so wichtigen Angelegenheit haben in der Folge herrliche Früchte hervorgebracht; obgleich aus vielen und sehr verschiedenen Ursachen bis jezt die ganze Absicht noch nicht erreicht ist.

Das edelste Werk der patriotischen Gesellschaft ist die Verbreitung, Gründung und Stiftung der vortreflichen hamburgischen Armenanstalt, welche schon längst in

England und jezt besonders in Oesterreich und Rußland zum Muster für ähnliche Anstalten genommen ist. Im Jahr 1767 entstand in der Gesellschaft der erste Gedanke zu dem nachher mit den glüklichsten Folgen ins Werk gerichteten und als die Hauptgrundlage der jezzigen Armenanstalt anzusehenden medizinischen Armeninstitut. *) In eben diesem Jahre geschahen die ersten ernsthaften Vorschläge zu zwekmäßigern Arbeiten für die hamburgischen Armen, welche 1769 zum Gegenstande einer Preisaufgabe gemacht wurden, und viele nüzliche Vorschläge und seit 1775 viele nüzliche Verbesserungen in den Arbeiten des Zuchthauses und die Berufung des Herrn Kellers zum Fabrikinspektor beim Zuchthause veranlaßten. In dem lezten Jahre wurde ein Versuch veranlaßt, den Gotteskastenarmen **) das Spinnen zur Bedingung der ihnen zu reichenden Uuterstüzzung zu machen. Im Jahr 1779 wurde die Möglichkeit und Rathsamkeit der Privatverpflegung der Waisenkinder zur Preisaufgabe gemacht. In den Jahrer 1780 — 1786 machte man große Voranstalten zu der 1788 glüklich und fest gegründeten Armenanstalt, wobei sich Büsch, Matsen, Günther und Voght vorzüglich auszeichneten. Im Jahr 1789 wurde ein Preis auf die Angabe der zwekmäßigsten Zwangsarbeiten für faule und widerspenstige Arme ausgesezt.

In nächster Verbindung mit den eben genannten Bemühungen für das Wohl der Menschheit stehen zwei von der Gesellschaft selbst gegründete Institute, deren Fortgang und Erfolg ihre Erwartung weit übertroffen hat, die

*) Von dieser Anstalt sehe man „Rambachs Versuch einer physisch-medizinischen Beschreibung von Hamburg." S. 381 ꝛc.

**) Sind solche Armen, welche von der Kirche Almosen aus dem Gotteskasten erhalten. D. V.

allgemeine Versorgungsanstalt und die Kreditkasse für Erben und Grundstükke. Die allgemeine Versorgungsanstalt entstand in den Jahren 1773 — 1777, wurde darauf einer besondern Direktion übergeben und 1778 vom Staat gesezlich bestätigt. Das Kapital dieser Anstalt wuchs in den ersten zwölf Jahren zu einer Summe von 1,022,000 mk Banko an. Die Kreditkasse für Erben und Grundstükke wurde 1782 errichtet, 1783 obrigkeitlich bestätigt und darauf einer besondern Direktion übergeben. Der Kapitalfonds dieser Kreditkasse ist in einem Zeitraume von sieben Jahren zu einer Summe von 575,000 mk Banko und das von derselben garantirte Kapital zu 2,425,000 mk Banko angewachsen.

In den lezten Jahren dieser ersten Periode machte sich die Societät auch um die Sittenverbesserung der ärmern Bürger und Einwohner Hamburgs verdient. Sie sezte 1787 einen Preis auf die besten Vorschläge zur zwekmäßigen Einrichtung der Lehr- und Arbeitsschulen für die nicht Begüterten; gab 1789 hundert Thaler zur Hinschikkung einiger jungen Leute nach der Schulanstalt zu Rekan her, und bereitete dadurch die bessere Einrichtung der Armenschulen vor. Nähere Ueberlegungen, dem Sittenverderben des Gesindes ohne gesezliche Zwangsmittel zu steuern, stellte sie ebenfalls, wiewohl nicht mit glüklichem Erfolge an, wie dies schon in der Natur der Sache liegt.

Zum Besten des Kameralwesens hat die Gesellschaft sehr viel Gutes gewirkt, ohnerachtet dieses Fach zu sehr außer ihrem eigentlichen Wirkungskreise liegt. Für die Wissenschaften direkte zu würken, war von Anfang an nicht in dem Plane der Gesellschaft.*) Die

*) Daher wäre es sehr zu wünschen, daß der in diesem Journal gethane Vorschlag zu einer gelehrten patriotischen Gesellschaft realisirt werden möchte. D. V.

Bibliothek der Gesellschaft ist in dieser ersten Periode zu 1000 Bänden angewachsen, welche hauptsächlich in die Technologie und die Polizeiwissenschaften einschlagen. Mit derselben ist eine zwekmäßige Modellsammlung verbunden. Die Bücher werden an Mitglieder der Gesellschaft gegen einen Schein auf vier Wochen, an Nichtmitglieder aber nicht anders als unter Verbürgung eines Mitgliedes, ausgeliehen. Zu den mehr wissenschaftlichen Bemühungen der Gesellschaft gehört eine 1783 und 1785 aufgeworfene, aber nicht befriedigend beantwortete Preisfrage über den „Einfluß des hanseatischen Bundes und der Handelsstädte überhaupt auf Deutschlands Verfassung, Kultur und Wohlstand," deren Absicht eigentlich war, zur Aufklärung der Geschichte des hanseatischen Bundes beizutragen und darauf einen verstärkten Beweis des Sazzes zu gründen: daß die Existenz und der Flor der Handelsstädte den benachbarten Staaten keinesweges zum Nachtheil, sondern vielmehr zum größten Vortheil gereiche. Auch gab die Gesellschaft einigen jungen Wundärzten einige Unterstüzzung zu wissenschaftlichen Reisen. Ein Mitglied der Gesellschaft, der verstorbene Professor Gieseke, eröfnete im Winter 1789 einen Kursus der Anatomie für Liebhaber aus allen Ständen und ein anderes Mitglied, Doktor Lappenberg erbot sich zu unentgeldlichen Vorlesungen für angehende Wundärzte, und fieng sie auch 1790 wirklich an.

Die Einnahme der Gesellschaft von 1765 — 1789 war Cour. mk 43,255: 5 ß, und die Ausgabe 40,287 mk 8 ß; blieb also am lezten Dezember 1789 vorräthig 2967 mk 13 ß.

Schon diese gedrängte Ueberſicht, welche, und zwar größtentheils wörtlich, aus des Hrn. Senator Günthers*)

*) Von diesem Patrioten kann man im ganzen Umfange des Ausdruks sagen: Er lebt für sein Vaterland und für die Menschheit. D. V.

obenangeführter Vorlesung genommen ist, zeigt unwidersprechlich, daß die Gesellschaft in den ersten fünf und zwanzig Jahren ihrer Existenz unendlich viel Gutes und zwar mit einem **sehr mäßigen** Kostenaufwande bewirkt hat. Das Gute, welches die Nacheiferung unter hamburgischen Künstlern und menschenfreundlichen Patrioten, die mit der Gesellschaft in gar keiner Verbindung standen, erzeugte, läßt sich nicht berechnen. Ihre Bemühungen haben die segenreichsten Folgen nicht nur für den kleinen hamburgischen Freistaat, sondern auch für die umliegenden holsteinischen, meklenburgischen und handverischen Gegenden, für Deutschland, ja für ganz Europa gehabt. Durch die Bemühungen der Gesellschaft um Garten- und Akkerbau, sind die benachbarten Landleute aufgeklärter und wohlhabender geworden. Braunschweig und andere deutsche Städte haben die durch die Gesellschaft vervollkommte hamburgische Feueranstalt nachzuahmen versucht. Die hamburgischen Armenanstalten, das schönste und menschenfreundlichste Werk der Societät, dienen jezt in Oesterreich und Rußland znm Muster. Selbst der egoistisch-patriotische Engländer hat ihr gehuldigt. Der Ruhm, die Ehre, welche Hamburg dieser vortreflichen Anstalten wegen im Auslande genießt, verdankt es ganz vorzüglich diesem schönen Bürgerverein. Aber das Vortreflichste und Köstlichste, was die Gesellschaft bewürkt, doch aus Bescheidenheit nicht angerechnet hat, woran Tausende nicht denken, ist: Daß sie das heilige Feuer der Vaterlandsliebe unter allen Stürmen des Egoismus, der Modewuth, der Neuerungssucht, der Nachahmungssucht in Ansehung fremder Sitten und Thorheiten, in den Herzen der edelsten Bürger erhalten hat. Ihre Mitglieder sind die Priester, welche das größte Heiligthum, das Palladium des Staats bewahren, es so oft als nur immer möglich der Menge zeigen, um

den Glauben an das Daseyn desselben zu erhalten und ihn wo möglich zu stärken und zu edlen Thaten anzufeuern.

In welche treuere Hände könnte wohl der Menschenfreund, sey er nun Staatsbürger oder Kosmopolit, einen jährlichen Beitrag von zwei Spezies-Dukaten legen, als in die Hände dieser edlen Menschen, welche rastlos für das Wohl der Menschheit wirken. Welch eine Folge der seligsten Gefühle, der edelsten Vergnügungen erkauft er sich nicht für diese geringe Summe. Alles Gute, Edle und Schöne, welches die Gesellschaft bewirkt, wird dafür sein Miteigenthum, und an allen Thränen, welche Dankbarkeit und Freude für die Wohlthaten gen Himmel weinet, welche die Gesellschaft im Namen des Vaterlandes ertheilt, hat er für seinen Beitrag den gerechtesten Antheil. Ich wünschte, die Gesellschaft ließe alle Jahr eine Aufforderung zum Beitritt an Hamburgs edle Bürger ergehen. Das Gute muß unaufhörlich in dem Andenken der Menschen erneuert und sie selbst unaufhörlich dazu aufgefordert werden.

* * *

Die zweite Periode in der Geschichte der Gesellschaft ist nicht minder wichtig und fruchtbar, nicht an glänzenden, sondern an wahrhaft gemeinnüzzigen und nachahmungswürdigen Begebenheiten. Den 24sten Sept. 1789 machte Herr Günther im Namen der Vorsteher die Proposition wegen einer revidirten Einrichtung der Gesellschaft. Er selbst hatte sie entworfen und im Oktober desselben Jahrs wurde sie bereits publizirt. *) Den Hauptunterschied zwischen der alten und neuen Einrichtung will ich mit des Proponenten eigenen Worten zeigen.

*) Man findet sie im ersten Bande der Verhandlungen rc. S. 32.

„Nach der Fundation der Gesellschaft vom Jahr 1765 war die eigentliche Betreibnng der Geschäfte blos den Vorstehern überlassen und die übrigen Mitglieder der Gesellschaft hatten an den Versammlungen dieser Vorsteher, so wie an der Betreibung der Geschäfte, keinen Antheil. Nach unserm jezzigen Vorschlage zur revidirten Einrichtnng wünschen wir, mit gänzlicher Aufhebung des Vorstehergeschäftes, alle diejenigen Mitglieder der Gesellschaft, deren Zeit und Umstände es erlauben, an unsern wöchentlichen Versammlungen, und einen größern Theil von ihnen an der Betreibung unsrer Geschäfte Theil nehmen zu sehen."

„Nach der Fundation vom Jahr 1765 sollten alle Vorsteher gemeinschaftlich alle Klassen der Geschäfte besorgen. Nach der revidirten Einrichtung wünschen wir, daß die Geschäfte, zu ordentlicherer und gleichförmigerer Betreibung derselben, in verschiedene Klassen getheilt und jede derselben einer besondern Verwaltung möge übergeben werden."

„Nach der Fundation vom Jahr 1765 können an den öffentlichen Versammlungen der Gesellschaft nur die Subscribenten derselben Theil nehmen. Nach der revidirten Einrichtung wünschen wir an diesen öffentlichen Versammlungen das ganze Publikum Theil nehmen zu lassen."

Nach dieser revidirten Einrichtung sind die Beamten oder die Deputirten der Gesellschaft: 1) Die vier Senioren. Diese waren 1790 Büsch, Senator Kirchhof, Doktor (jezt auch Professor) Reimarus und Herr Johann Friedrich Tonnies. 2) Der Sekretair. Der erste war Senator Günther. 3) Der Kassenverwalter. Herr Heinrich Kühl war der erste. 4) Der Bibliothekar. Der Doktor und Domherr Meyer (jezziger proponirender Sekretair) übernahm zum erstenmal diese Stelle. 5) Der Vorsteher der Zeichnungsschulen. Herr Johann Valentin

Meyer (jezziger Senator) war der erste. 6) Der Vorsteher der Navigationsschulen, dessen Amt Herr Johann Friedrich Tonnies zuerst übernahm. 7) Der Vorsteher der Handwerksschulen. Doktor Dresky war der erste. 8) Der Vorsteher der Rettungsanstalten. Doktor Seip übernahm dieses Departement zuerst. 9) Der Vorsteher zur Beförderung des Land- und Gartenbaues. Herr Ulrich Moller war der erste.

Den 15ten April 1790 feierte die Gesellschaft ihre fünf und zwanzigjährige Existenz, und hatte bei dieser Gelegenheit die rührende Freude, noch Einen ihrer eigentlichen Stifter, den jüngern Reimarus in ihrer Mitte zu sehen, welcher die Feierlichkeit mit einer Anrede eröfnete. „Wir (Hamburger) genießen auch der kostbaren Verstandes-Freiheit, sagt der würdige Mann in dieser Anrede. Ohne von der ängstlichen Richtung einer Censur eingeschränkt zu seyn, die doch immer von der mißlichen Einsicht und den Vorurtheilen eines Menschen abhängen muß, kann ein jeder seine Gedanken frei und öffentlich vortragen. Ein Befugniß, welches nicht allein zur Ausbreitung von Wahrheit und zur Beförderung von wissenschaftlichen Einsichten am kräftigsten wirkt, wie die gegenseitigen Beispiele andrer Staaten klärlich zeigen; sondern, welches auch besonders zum größern Flor des Staates erfordert wird. Denn so lassen sich ohne Rückhalt versteckte Mißbräuche aufdekken, versäumte Verbesserungen angeben, einseitig betrachtete Maaßregeln reiflicher untersuchen, und schläfriger Betrieb gewohnter Geschäfte in nüzliche Bewegung sezzen. Entscheiden muß allemal die Obrigkeit; aber jedes Staatsmitglied muß über allgemeine, und folglich ihn mit betreffende Angelegenheiten seine Meinung äußern, und muß sie öffentlich vortragen können, damit seinen Mitbürgern nichts, was

sie zu erwägen verlangen mögten, vorenthalten werde, damit ihr unpartheiisches Urtheil befragt werden und jeder nüzliche Gedanke desto mehr Nachdruk erhalten könne." Der Senator Günther las den schon mehrmals angeführten „Versuch einer Geschichte der Gesellschaft ꝛc." vor.

Die revidirte Einrichtung der Gesellschaft, die rührende Feier ihres Stiftungstages gaben Veranlassung, daß 1790 hundert fünf und funfzig edle hamburgische Bürger zu Beiträgen unterzeichneten, deren Namen, unter welchen gewiß sehr ehrwürdige sind, man im ersten Bande der „Verhandlungen ꝛc." Seite 98 ꝛc. ꝛc. findet. Associirte erhielt die Gesellschaft in diesem Jahre siebenzehn, unter welchen sich die Ausländer, der Herr Seekapitain Müller zu Stade und der Herr Rath und Agent Wehrs zu Hannover befanden.

Vom 12ten bis zum 24sten April 1790 geschah die erste Ausstellung von Kunstwerken, Arbeiten und nüzlichen Erfindungen hamburgischer Künstler und Handwerker, wovon ein Verzeichniß gedrukt wurde, welches sich auch in dem Journal von und für Deutschland befindet. Einen Auszug dieses Verzeichnisses lieset man in dem 1sten Bande der „Verhandlungen ꝛc." Seite 103 ꝛc. Dies Verzeichnis und die Ausstellung besorgte der Doktor und Domherr Meyer, welcher durch seinen gebildeten und feinen Geschmak in den schönen Künsten längst bekannt ist.

Ein sehr wichtiger Gegenstand der Beschäftigungen der Gesellschaft nach ihrer erneuerten Einrichtung im Jahr 1790 betraf die Vervollkommnung der Anstalten zur Rettung der Ertrunkenen. *) Von den durch

*) S. Vortrag in der halbjährigen öffentlichen Versammlung der Gesellschaft, den 6. Nov. 1790 von J. A. Günther, Lt. d. R. und Sekretair der Gesellschaft in dem 1sten Bande der Verhandlungen S. 112 ꝛc.

den Chirurgus Redlich besorgten, mit allen zur Rettung erforderlichen Stükken versehenen Kasten wurden sieben, deren jeder über 20 ℛ kostet, in die dem Wasser am nächsten gelegenen Wachen vertheilt, und ein achter für den Stadtteich besorgt. Allen diesen Kasten ist eine gedrukte Anweisung für Wundärzte beigelegt, und der versiegelte Schlüssel sollte nur von dem herbeigerufenen Wundarzte entsiegelt und nach gemachtem Gebrauch von dem Vorsteher dieser Anstalt wieder versiegelt werden. In dieser Rüksicht wurde auch eine halbjährige Visitation aller dieser Kasten verordnet. Zugleich erneuerte der Rath auf Antrag der Gesellschaft das Mandat von 1776, erließ auch ein Kommissorium an den kommandirenden Obristen, wegen des von den Wachen hiebei zu beobachtenden Verhaltens, und verstattete der Gesellschaft den öffentlichen Anschlag der zu dem Ende entworfenen Anweisung zur Rettung der im Wasser Verunglükten. Die von der Gesellschaft zu bezahlende Prämie ist, der Regel nach, auf drei Mark für jede auf die Rettung, sie sey gelungen oder nicht, verwandte Stunde bestimmt. Doch ist der Vorsteher dieses Departements befugt, die Prämie den Umständen nach bis auf 25 m℔ zu erhöhen, auch allenfalls den Rettern die silberne Ehrenmünze der Gesellschaft zu ertheilen. Zur bequemern Anzeichnung aller die Rettung betreffenden Umstände ist eine besondre Tabelle gedrukt. In dem Sommerhalbenjahr 1790 wurden fünf Personen durch diese Anstalt gerettet. Der Herr von Val-Travers schenkte der Gesellschaft mehrere Exemplare von der auf seine Kosten herausgegebenen sehr gemeinnüzzigen praktischen Anweisung zu einem erweiterten Gebrauch der Johnsonschen Rettungsmittel, mit erläuternden Figuren, zu ihrem Gebrauche.

Die Gesellschaft verwilligte außerordentlich einem jungen, im hamburgischen Waisenhause erzogenen, Maler von

vieler Hofnung, Namens Krause, zu einer größtentheils auf Privatsubscriptioh anzutretenden Kunstreise nach Italien auf zwei Jahre jährlich zwanzig Thaler. Der von dem Doktor Meyer entworfene Katalog der Bibliothek und Kunstwerke der Gesellschaft erschien auf 60 Seiten in Oktav, und die Bibliothek wurde besonders durch patriotische Geschenke vermehrt, welche das großmüthige Geschenk des Herrn von Thauvenay, welches in 211 Bänden naturhistorischen, landwirthschaftlichen und technologischen Inhalts bestand, veranlaßt hat. Die Modellsammlung erhielt theils durch Ankauf, theils durch Geschenke: 1) drei schwedische holzsparende Stubenöfen, mit einer Beschreibung in schwedischer Sprache; 2) Ein Modell eines Kalanders oder einer Zeugglättermaschine; 3) einen von dem Kondukteur Woltmann zu Ritzebüttel erfundenen Anemometer, zur Beobachtung der Geschwindigkeit des Windes, zu ihrer Vermehrung.

Die Gesellschaft wurde von der 1789 zu Paris errichteten Societé patriotique zu einem Briefwechsel aufgefordert, auf welchen sie sich aber nur in so fern einzulassen beschloß, als er das Praktische und Lokal-Nüzliche betreffen könnte.

(Die Fortsezzung folgt.)

II.

Falliten und Fallitenwesen in Hamburg und Altona.

(Ein Gegenstük zu den Briefen eines Hanseaten im hanseatischen Magazin, 5ten Bandes, 2tes Heft.)

Die Verfasser des hanseatischen Magazins, welches in Bremen herauskommt, scheinen mit denen des Journals

Hamburg und Altona gleichen Schritt zu gehen, das heißt: es werden einige in Hamburg herrschende Mißbräuche zuweilen sehr freimüthig und zur Zufriedenheit der hamburger Patrioten mit vielem Nachdrukke gerügt, aber der Inhalt einiger Aufsäzze weicht so sehr von den Grundsäzzen der Verfasser des hamburgischen Journals ab, daß es für das auswärtige Publikum besonders, wohl der Mühe werth wäre, eine Vergleichung anzustellen, um die Gründe für und gegen gewisse Behauptungen unpartheiisch zu prüfen.

Einen Versuch dieser Art Prüfung soll mir besonders der dritte Brief eines Hanseaten liefern, der von Falliten und der hamburger Fallitenordnung handelt, und worin die Leztere, was deren Güte betrift, musterhaft genannt wird.

Welcher redliche Mann ist nicht mit jenem Briefsteller vollkommen einig, wenn dieser über diejenige Klasse hamburger Falliten, die sich durch ihre Fallissements sehr merklich bereichern, ein hartes Urtheil fällt und solche Herren, Phönix-Vögel nennt, die, wie aus den Feuer-Assekuranz-Polizen zu sehen, verschönert aus den Flammen hervorsteigen. Es ist dieses, sagt der Verfasser, ein nicht geringer Skandal und noch ärger ists, daß man in Hamburg so tolerant darüber denkt. Nur wenige verlieren nach einem solchen Phönix-Durchgange ihre gesellschaftliche Konnexionen. Man achtet sie bald wieder in ihren Zirkeln, wie vorher.

Sehr wahr ist diese Bemerkung, aber eben deshalb ist es viel zu gelinde ausgedrükt, ein solches Benehmen der Hamburger eine Lauheit zu nennen, die nicht taugt. Es ist mehr als Lauheit, es ist ein solches Benehmen höchst unmoralisch und zeigt nur zu deutlich, daß an einem Orte wie Hamburg, wo alles mit kaufmännischem Geiste angesehen wird, das moralische Gefühl dem Eigennuzze untergeordnet steht. Man lacht über die Dummheit des

redlichen Falliten, der sich verpflichtet glaubte, alle seine Güter den Gläubigern übergeben zu müssen, und man preißt die Klugheit des Betrügers, der die Kunst versteht, sich durch sein Fallissement so zu bereichern, daß er, wie jener Briefsteller sagt, gleich dem Phönix-Vogel verschönert aus den Flammen hervorsteigt.

Es ist in Hamburg sehr bekannt, daß solche Falliten, die ihre Mitbürger dekken, und die Gläubiger im Auslande betrügen, ungestraft einhergehen können, entweder ihre Handlung von neuem anfangen und von ihren Mitbürgern nicht blos tolerirt sondern sogar unterstüzt werden, oder sich Güter kaufen und hier von den Früchten ihrer Diebereien weit anständiger als andre Gutsbesizzer leben können, die sehr oft mit ihren Bauern im Schweiße ihres Angesichts das Brod essen müssen.

Das alles ist sehr bekannt und im Auslande hat man sich über dergleichen Mißbräuche oft bitter genug geäußert, aber diese Aeußerungen, was können sie anders als klingende Schellen in den Ohren des großen Publikums seyn, da der diebische Fallit bei dem Schuzze der heiligen Justiz, gar nichts zu fürchten hat. Alles kommt ja mit den Vorschriften der so musterhaft gepriesenen Fallitenordnung überein, und wenn diese nur genau beobachtet wird, so hat der Fallit sogar das Recht, diejenigen mit Injurienprozessen zu drohen, die sich unterfangen, ihn der Betrügerei anzuschuldigen.

Die Fallitendieberei wird so ungescheut getrieben, daß die hintergangenen Gläubiger es nicht einmal wagen dürfen, sich laut zu beklagen. Sie sind gezwungen ihren Verlust still zu verschmerzen, unterdessen ihr diebischer Debitor sich Güter ankauft und in neuer Equipage stolz bei ihnen vorbeirollt.

Solche Thatsachen zu leugnen, wird dem Verfasser der hanseatischen Briefe nicht einfallen, und auch er ist

höchst unzufrieden, daß über diesen Punkt gar zu tolerant gedacht wird, um desto mehr ist zu bewundern, daß er hinzu sezt, der hamburger Justiz könne dabei gar nichts zur Last gelegt werden, und zwar aus dem Grunde, weil des Falliten Verfahren außergerichtlich geschieht.

Man betrachte das Verfahren beim Fallitenwesen und urtheile unpartheiisch, ob es möglich sey, bei diesem Unwesen, die hamburger Justiz so ganz frei zu sprechen. Wird nicht, sobald Jemand sich insolvent erklärt, eine aus zwei Rathsmitgliedern bestehende Kommission nieder gesezt, vor welcher sich die Gläubiger versammeln, und aus ihrer Mitte die Curatores bonorum wählen müssen? Ich denke, es ist gleichviel, ob der Rath in corpore oder durch bestellte Kommissarien einen actum judicialem exerziren läßt, genug unter den Augen der Justiz geschieht das Verfahren in Fallitensachen und diese Kommissarien sind die Repräsentanten der Gerechtigkeit. Zwar ist denen Kuratoren das Recht zugestanden worden, die Sache des Falliten zu verwalten, das Inventarium aufzunehmen, Waaren und Effekten zu verkaufen und das Herausgekommene zu vertheilen, aber sie müssen ja Rechnung ablegen; bei allem die Gläubiger mit zu Rathe ziehen und am Ende der Kommission von ihrem Verfahren Rede und Antwort geben. Wie kann man unter solchen Umständen behaupten, die Justiz erfahre gar nichts davon, ob der Fallit gravirt oder schuldlos sey? Sind nicht die Kommissarien die Repräsentanten der Justiz? — Und gesezt, daß deren Macht zu sehr eingeschränkt und dagegen die Gewalt der gewählten Kuratoren zu weit ausgedehnt wäre, so bleibt doch so viel gewiß, eine Fallitenordnung, die dem Betrüger kann durchschlüpfen lassen, ist nichts weniger als musterhaft zu nennen.

Der Verfasser der hanseatischen Briefe räumt selbst ein, daß die Fallitkommissions-Verhandlungen einer gro-

ßen Verbesserung fähig sind. Was bedürfen wir weiter Zeugniß! — So ist es auch in der That. Die Kommissions-Verhandlungen laufen auf eine bloße Zeremonie hinaus, und denen gewählten Kuratoren ist zu große Macht eingeräumt. Von ihnen hängt es ab, in welche Klasse sie den Falliten sezzen wollen, ob sie ihn als unglüklich oder leichtsinnig oder wohl gar als boshaft anzeigen, oder ob sie für nöthig finden eine weitre Inquisition gegen den Falliten statt finden zu lassen.

Die vielfachen Intriguen der Falliten bei der Wahl ihrer Kuratoren sind zu bekannt, um hier erwähnt zu werden, und eben so ist auch die Klage allgemein, daß den andern Gläubigern die Miteinsicht gar sehr erschwert wird.

Wer sieht nicht hier das Mangelhafte der Fallitenordnung ein? wenigstens verdient sie doch nicht, als musterhaft angepriesen zu werden.

In Altona geht es nicht besser, beinahe möchte ich sagen, daß es mit der altonaer Fallitenordnung noch trauriger beschaffen sey, als in Hamburg. Hier werden die Gläubiger nicht einmal mit zur Wahl der Kuratoren gezogen. Kaum erfahren die Kreditoren, wer gewählt worden ist, und die Kuratoren schalten nach Gefallen mit den Effekten des Falliten, ohne sich um die übrigen Gläubiger zu bekümmern. Diese müssen mit dem zufrieden seyn, was ihnen von den Kuratoren mitgetheilt wird, und an Miteinsicht des Zustands der Masse ist gar nicht zu denken.

Ich muß bei dieser Gelegenheit eines Mißbrauchs erwähnen, der sowohl in Hamburg als Altona beim Fallitenwesen äußerst auffallend ist. Er betrift die Auktionen der Waaren und Effekten des Falliten, die, wie man sagt, öffentlich gehalten werden, und wodurch man glaubt, Alles zum Besten der Kreditoren gethan zu haben. Aber wie

werden sie gehalten? Diese Frage bedarf einer Untersuchung und die Rüge des Unfugs, der bei dieser Gelegenheit getrieben wird, ist unvermeidlich.

Ich will nicht einmal erwähnen, daß dergleichen Versteigerungen mit einer Eilfertigkeit gehalten werden, die dem Ganzen nachtheilig ist, sondern nur des Mißbrauchs gedenken, daß man dem Auktionator das Recht zugesteht, zugleich der Kommissionair Anderer zu seyn und selbst mit zu bieten.

So wenig es erlaubt ist, Richter und Partei zugleich zu seyn, eben so wenig sollte man zugeben, daß derjenige, welcher von Obrigkeitswegen zum öffentlichen Verkauf bestimmt ist, zugleich auch Käufer seyn kann, denn es ist nicht schwer einzusehen, daß man dadurch dem Eigennuzze zum offenbaren Nachtheil der Kreditoren, einen freien Weg bahnet.

Hoffentlich werden diese wenigen Zeilen hinreichend seyn, zu erweisen, daß unsre Fallitenordnung einer großen Verbesserung in jeder Hinsicht bedarf.

III.

Ueber die berüchtigte Schrift: „Manifest hamburgischer Freiheit," oder: Zweite Betrachtung über die Frage: Ob die hamburgische Verfassung rein demokratisch sey?

(S. X. Heft. S. 35.)

Die bürgerlichen Unruhen, welche von 1700 — 1708 Hamburg zerrütteten, welche die Mayersche Renovationssache veranlaßte, und in welchen Christian Krumbholz, Baltzer Stielke, Christian Tode, Lt. Feindt und

Mehrere sich bekannt gemacht haben, waren eigentlich nur eine Fortsezzung der so lange bestandenen Irrungen zwischen Rath und Bürgerschaft. Diese lezten Streitigkeiten sind in der hamburgischen Geschichte um desto merkwürdiger, weil sie endlich den sogenannten Hauptrezeß von 1712 veranlaßt haben, welcher zwar nicht völlig sanctionirt ist, aber dennoch als sanctionirt und bestätigt angenommen wird, und allen wichtigen und weitgreifenden Irrungen zwischen Rath und Bürgerschaft ein Ende gemacht hat. Herr von Heß scheint mir diese Streitigkeiten nicht aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachtet, oder sie nicht gehörig mit den frühern verglichen zu haben. „Von hier fangen die Auftritte an, so höchst niedrig und sinnlos zu werden, daß man sich, sie zu beschreiben, und fast eben so sehr, sie zu lesen, schämen muß," sagt er im dritten Bande seiner „Beschreibung der Stadt Hamburg ꝛc." S. 262. Es ist durchaus nicht zu läugnen, daß in diesen unruhigen Zeiten niedrige und sinnlose Auftritte vorfielen; allein in den frühern Unruhen trift man sie weit schändlicher, und welche bürgerliche Streitigkeiten bleiben von solchen Scenen gänzlich frei? In allen hamburgischen Zwistigkeiten waren gewöhnlich ungelehrte, in dem eigentlichen Gange politischer Angelegenheiten höchst unerfahrne und arme oder doch sehr mittelmäßig begüterte Bürger die Anführer der demokratischen Parthei und Diejenigen, welche von ihnen angeführt wurden, waren natürlicher Weise noch weit unwissender als sie selbst. Sie wollten Alle bürgerliche Freiheit, welche in ihren Gesezzen und Rezessen gegründet war. Allein in den Mitteln fehlten sie und mußten sie fehlen, weil sie von dem Formellen des Rechts auch nicht die geringste Ahndung hatten. Schlugen sich Rechtsgelehrte oder andere gebildetere Männer zu ihnen: so wurden diese gewöhnlich von Privatabsichten und Leidenschaften getrie-

ben und die ehrlichen Bürger, welche nur das Recht wollten, wurden Werkzeuge ihrer Hab- oder Rachsucht und mußten sich an ihren Fäden leiten lassen. Die reichen und wohlhabenden Bürger glauben mehrere Gründe zu haben, sich für die Aristokratie zu erklären, und, wenn die Demokratie nicht auf vernünftige Grundsäzze erbauet ist, nicht mit Unrecht. Das berühmte vox populi, vox dei, des Volkes Stimme, Gottes Stimme, ist ja so oft und besonders in den neuern Revolutionen gemisbraucht, daß man einem friedliebenden Manne es eben nicht verdenken kann, wenn er einige Freiheiten, um die übrigen zu retten, aufopfern will. Die hamburgischen Demokraten *) hatten daher immer die angesehensten, reichsten und eben daher mächtigsten Bürger im Staate gegen sich. Sie mußten daher oft durch die Menge und Gewaltthätigkeit Etwas bewirken, was sie sonst in Ewigkeit nicht erlangt haben würden. Daher oft ärgerliche, schändliche und sinnlose Auftritte; daher das oft sehr linkische Benehmen dieser Demokraten, welches den wizzigen Köpfen unter den Aristokraten so häufigen Stof zu der bittersten Satyre verschafte. Uns muß aber selbst dieses Linkische ehrwürdig seyn, weil es dazu gewirkt hat, uns eine glükliche und dauerhafte Konstitution zu verschaffen. Wäre die aristokratische Parthei in Hamburg mehr einig oder vielmehr minder redlich gewesen, um die stolze und herrschsüchtige Geistlichkeit durch erlaubte und unerlaubte Mittel immer auf ihrer Seite zu haben, so hätte Hamburg zuverlässig ein Patriziat. Doch unsere aristokratischen Bürger sind von jeher größtentheils Freunde des öffentlichen Wohls gewesen, und sind von selbst still gestan-

*) Man erlaube mir den Ausdruk von Demokraten und Aristokraten, ob er gleich nicht ganz passend ist. Hamburg hat nie eigentliche Aristokraten gehabt. D. V.

den, wenn es schien, daß ihre Schritte gegen die allgemeine Glükseligkeit geschehen könnten, und so haben wir in der That unsre glükliche Verfassung mehr der Herzensgüte unserer Vorfahren, als dem Ringen und Streben der demokratischen Parthei zu verdanken.

Eine lange, vielleicht für meine Leser nicht ganz unangenehme Abschweifung. In den gedachten lezten bürgerlichen Unruhen stüzte sich die demokratische Parthei vorzüglich auf das „Manifest hamburgischer Freiheit" welches 1699 unter einem sehr weitläuftigen Titel: „Die sowohl im gemeinen kaiserlichen als ihren absonderlichen Statuten und Rezessen-mäßigen Rechten unumstößlich gegründete hamburgische bürgerliche Freiheit, oder gründliches Manifest und Darthuung, daß in Hamburg nicht mehr als ein einziger Stand, nemlich der versammlet erbgesessenen Bürgerschaft anzutreffen ꝛc. ꝛc." im Druk erschien, und in den „Kriminalakten contra Krumbholz" S. 239 ꝛc. ausführlich zu lesen ist. Drei Männer wurden vorzüglich als Verfasser dieser Schrift gemuthmaßt, der Rathsherr Matthäus Slüter, der Bürgermeister Schröder und der Lt. Wigand.

Der Fiscalis in criminalibus Lt. Münchking nennt diese Schrift, wenn ich nicht irre, eine gottlose oder schändliche Schrift. Das ist sie nun wohl nicht, auch ist sie nie gründlich widerlegt. Die Gründe, welche der Verfasser für den Saz anführt, daß das Κυριον bei der Bürgerschaft sey, gelten noch jezt, in so fern nicht aus den sieben ersten Artikeln des Hauptrezesses von 1712 ein Anderes erhellet. Der Verfasser dieses Aufsazzes nimmt also diese gleich anzuführende Gründe nur in so fern als wahr und richtig an, als sie den nachfolgenden Rath- und Bürgerschlüssen, Rezessen, Kommissarialanordnungen, nicht widersprechen. Sie sind etwa folgende: 1) Die Bürgerschaft hat Gewalt, Gesezze und Statuten zu machen.

2) Sie hat die Macht, Rathsglieder zu erwählen und wieder abzusezzen. Die Geschichte lehrt, wie man über die Rathswahlen übereingekommen ist, und daß die Bürgerschaft sie dem Senat gänzlich aufgetragen hat. 3) Die Gewalt Ober- und Untergerichte anzuordnen. 4) Die Bürgerschaft hat die Macht, die vor den Untergerichten hängenden Rechtssachen entweder aus eignem Beweg oder auf eines erschwerten Theils Begehren, ab- und an sich zu fordern. Hierin und dem Vorhergehenden noch adhuc sub judice lis est. 5) Die Bürgerschaft hat die höchste Gerichtsbarkeit in Pein- und bürgerlichen Fällen. Auch hierüber ließe sich noch schulmäßig streiten; in praxi aber nicht, weil die Bürgerschaft dem Rath die richterliche Gewalt übertragen hat, und dieser sie auch ohne Widerspruch ausübt.

6) Die Bürgerschaft hat das Recht, Archiv- oder Briefkammern aufzurichten. 7) Die Bürgerschaft hat die Macht, die Bürgerkonvente sowohl ordentliche als außerordentliche, zusammen zu berufen. In dem Hauptrezesse ist hierüber ein Anderes bestimmt. 8) Sie hat die Gewalt der Untersuchung der Justiz und der gemeinen Gutsverwaltungen. 9) Sie kann allerlei Privilegien und Freiheiten ertheilen. Die concessionem privilegiorum hat die Bürgerschaft dem Magistrat übertragen. 10) Sie hat das Begnadigungsrecht. Auch dies ist dem Magistrat nach dem Hanptrezeß übertragen. 11) Die Bürgerschaft hat das Recht, neue Anrichtung einiger Aemter oder derselben Rollen und Gewohnheiten zu approbiren. 12) Das Recht, die Juden aufzunehmen. 13) Gemeine Auflagen zu machen und einzutreiben. 14) Das Recht der Abzugsgelder oder des zehenden Pfennigs (Droit d'Aubaine). 15) Der fiskalischen Gefälle oder der Brüche. 16) Die Zollhebung. 17) Die Bürgerschaft hat die Münzgerech-

gen, Kontrakten 2c. nomine Senatus. 24) Die in Eidnehmung aller derer, so der Stadt oder dem Rathe speciale Eide leisten 2c. 25) Erlaubung der Orloffe zu brauen. 26) Eine Kollation auf Petri — und erbiethet E. E. Rath sich dabei alle möglichste Menage observiren zu lassen. 27) Preces publicae und cantus publicus pro salute Senatus. 28) Cassirung der gerichtlichen Audienzen und bürgerlichen Konventen, wenn Jemand ex senatu verstorben, bis dessen Stelle wieder ersezt ist; und sonst mehr andere dergleichen wohlhergebrachte Frei- und Gerechtigkeiten 2c.

Das displicet oder veto des Senats wird in diesem Artikel nicht ausdrüklich erwähnt und, wenn es der Senat ausübt, so ist es in den mehr andern dergleichen wohlhergebrachten Frei- und Gerechtigkeiten enthalten. Wenn es der Rath aber auch als eine Gerechtsame besizt, so ist dies doch keinesweges gegen eine rein demokratische Verfassung. Warum sollte der Dämos dieses veto seiner ausübenden Gewalt nicht auftragen können? Es ist vielmehr sehr menschlich und weise von dem hamburgischen Dämos, wenn er es gethan hat. Eine allgemeine Bürgerversammlung kann Etwas gegen den allgemeinen Willen, d. h. gegen die Wohlfahrt des Staas beschließen. Wie schön, wenn ein Collegium weiser und erfahrner Männer autorisirt ist, durch sein rechtliches veto einem leidenschaftlichen Beschlusse Einhalt zu thun und den schädlichen Folgen der Leidenschaft zu wehren. Wer will oder kann dem Dämos sagen, wenn du diese oder jene Gewalt einem einzelnen Manne oder einem Kollegium überträgst, so hörst du auf Dämos zu seyn, und deine Verfassung ist keine demokratische mehr? Der Dämos handelt in diesem Falle nicht wider den allgemeinen Willen, wenn er nur die Uebertragung beurkundet. Sollte die in Frankreich zu errichtende Statüe des Friedens mit dem Senatusconsult von Bonapartens lebenslänglichen Consu-

lat in der Hand, nicht eine sehr große und wichtige Bedeutung haben? Alle Gerechtsame, welche dem Senat nach diesem 5ten Artikel des Hauptrezesses übertragen, oder von neuem bestätigt sind, sind von der Art, daß eine Nation sie seiner ausübenden und richterlichen Gewalt übertragen muß, und daß keine einzige einer reinen demokratischen Verfassung widerspricht.

Die Folgerung des Verfassers von gedachtem Manifeste, daß in Hamburg Rath und Bürgerschaft keine zwei absonderliche Stände wären, sondern nur ein mit einander unauflöslich verbundener Stand sey, unterschreibe ich gänzlich. Alles, was für das Gegentheil gesagt werden kann, ist zu unwichtig, als es einer abermaligen Widerlegung zu würdigen. In politischer und bürgerlicher Rüksicht giebt es nur einen einzigen Stand in Hamburg, der Bürgerstand, zu welchem der erste Bürgemeister und auch sein geringster Bedienter gehört, wenn er sich das Bürgerrecht erworben hat. Lächerlich ist es daher, in Hamburg von verschiedenen Ständen zu sprechen, höchst lächerlich, wenn man von einem Rathsherrn, der die Witwe eines Bürgers geheirathet hat, behauptet: er habe unter seinem Stande geheirathet und höchst ungerecht ist es, die ärmern Bürger Volk oder Pöbel zu nennen. Unsere Vorfahren fühlten dies sehr zart und bedienten sich des Ausdruks lütge Lüde für alle minder Begüterte und nicht Erbgesessene oder denen nicht gleich geachtete Bürger von Hamburg. Im moralischen Verstande haben wir in Hamburg Pöbel genug, armen und reichen; aber im politischen Sinne sehr wenig und dies Wenige liefert uns noch dazu größtentheils das Ausland.

Dem Verfasser dieser merkwürdigen Schrift, welche der Vorwurf meiner jezzigen Betrachtung ist, geht es, wie es den mehrsten Kezzern gegangen ist. Bei ihrem Leben wurden sie verdammt, und nach ihrem Tode fand

man nach und nach, daß sie doch so ganz Unrecht nicht hätten. Ich bin meinen Lesern eine kleine Probe von dem Geiste dieser Schrift schuldig. Es mag folgende Stelle seyn:

„So viel die Behauptung des nur NB. einzigen Standes in Hamburg betrift, so wird man mir dagegen wohl einstreuen: Es hieße gleichwohl: S. P. Q. H. Senatus Populusque Hamburgensis, Rath und Volk oder Bürgerschaft, auch Rath- und Bürgerschlüsse ꝛc. Und werde man solcher Art der göttlichen Ordnung zuwider den Magistrat oder obrigkeitlichen Stand ganz und gar übern Haufen zu werfen gewillet seyn, oder zugeben müssen, daß zwei solcher Stände als Obrigkeit und Unterthanen in Hamburg zu finden seyn. Dem zur Antwort entgegen gesezt wird: daß wir in Hnmburg das Wort Magistratus mit denen Herren Theologis nicht nehmen müssen, (pro quavis Potestate Politica, sed pro ea, quae Supremae subjicitur. Magister enim dicitur L. 57. ff. de V. S. cui praecipua rerum cura incumbit, et qui magis, quam caeteri Privati diligentiam et solicitudinem rebus, quibus praeest, debet. Hinc per derivationem denominati Magistratus, qui licet consensu Populi justitiam administrent, et quasi imperent, alterius tamen imperio tenentur,) für alle und jede politische Gewalt, sondern nur für diejenige, welche der Höchsten unterworfen ist. Denn ein Magister wird derjenige genannt, welchem die Versorgung der Sachen oder Dinge vornehmlich oblieget, und welcher solchen Dingen, denen er vorgesezzet ist, einen größern Fleiß und Besorgung als andre Privatleute schuldig ist. Und daher ist entstanden der Name der Obrigkeiten oder Magistratus, welche, ob sie gleich NB. mit Bewilligung des Volks (Bürgerschaft) NB. die Justiz verwalten und NB. gleichsam herrschen, gleichwohl unter eines andern (nemlich allhie in Hamburg unter des Volks oder Bürgerschaft) Both-

mäßigkeit stehen. Wie es solcher Art erklären Alciat ad L. 57. ff. de V. S. Pompon. Laet. de Magistr. Rom."

„Wir haben in Hamburg für das obrigkeitliche Wort und Stand allen gebührlichen Respekt, seynd auch bei nicht versammleter Erbgesessenen Bürgerschaft als (singuli cives) einzelne Bürger unsern Statuten und Rezessen nach „schuldig E. E. Rathe und Ihren aus er= „meldeten Statuten und Rezessen fließenden „rechtlichen Ansprüchen und anderem Belieben zu folgen, und uns denselben zu unterwerfen;" und solcher Art auch, nemlich als (singuli cives) einzelne Bürger beten wir in unsern Kirchen= und öffentlichen Gebeten, Gott solle unsere Obrigkeit, unter Dero Schuz und Schirm er uns gesezzet, behüten; und in der Litanei singen wir: Unsern NB. Rath und NB. Gemeine segnen und behüten. Wenn aber die gesammte Erbgesessene Bür= gerschaft (als Constituens oder Mandans) welche E. E. Rath NB. aus ihren eigenen Mitteln bestellet, und unter gewissen Bedingungen bevollmächtiget, auch bis hieher als andre Stadtbediente aus der gemeinen Stadt= oder Bür= gerkasse besoldet oder gelohnet hat, versammlet ist, so wird E. E. Rath bei diesem aufgehend großem Lichte (von welchem E. E. Rath seinen Ursprung und Glanz hat) in sich gefasset und kann nicht mehr zu sagen haben, als andere von der Bürgerschaft auf gleiche Art und Weise konstituirte oder bevollmächtigte Collegia, e. g. der Herren Ober= Alten ihres (ja welches alsdann, und bei versammleter Bürgerschaft noch mehr Vor= Recht, als E. E. Rath genießet, zumal Selber, nicht einmal bei denen bürgerlichen Consultationen bleiben darf, welches doch von denen Herren Ober= Alten geschieht, sondern sofort nach geschehener Proposition wieder in Corpore abtreten muß) dessen Glieder bei versammlet Erbgesessener Bürgerschaft außer dem Vorzuge, daß in denen Kirchspielen dem prä

sidirenden Herrn Ober-Alten allemahl das erste Votum gegönnet wird, nicht anders, als andere gegenwärtige Bürger konsiderirt werden, und sich dasjenige, was durch die Majora beschlossen wird, allerdings gefallen lassen müssen. Ja, daß der (Senatus) Rath unter dem sogenannten (Populo) Volk oder Bürgerschaft mit begriffen, und kein absonderliches Corpus oder Stand mache, ist abermals in denen weltlichen Rechten mit ausdrüklichen Worten enthalten: Appellatione enim Populi universi Cives significantur connumeratis etiam Patriciis et Senatoribus, plebis autem Appellatione caeteri cives significantur, d. h. durch den Namen des Volks werden alle Bürger gemeinet, auch sogar, daß die Patricii und NB. Rathsherren mit gezählet werden. Durch das Wort Plebs aber werden die andern gemeinen Bürger (de lütgen Lüde) verstanden. Vid. §. 4. Instit. de. J. N. G. et C. Ist es also eine vollkommene Folge oder Schluß in Hamburg: (Senator, ergo Civis est) er ist ein Rathsherr, also nothwendig auch ein Bürger; und können, wenn die Erbgesessene Bürgerschaft versammelt (Senatus a Populo) der Rath von dem Volk oder Bürgerschaft, und (Populus a Plebe) das ganze Volk von denen gemeinsten Bürgern nicht weiter als das (Genus a specie, vel Pars a toto) Allgemeine von dem Sonderlichen, oder der Theil von dem Ganzen unterschieden werden."

Der Verfasser dieses ehemals berüchtigten Manifestes hamburgischer Freiheit mag gewesen seyn, wer er will, so muß man, wenn man auch seinen Behauptungen nicht immer seinen Beifall geben kann, dennoch gestehen: daß er mit Gründlichkeit und Ruhe untersucht, daß er bei Verfertigung dieser Schrift von keiner Partheiwuth getrieben ist, daß er mit der gehörigen Ehrfurcht von der Obrigkeit spricht, daß die Schrift großen Einfluß auf die

Bildung unsrer glüklichen Konstitution gehabt hat, und daß es kein Verbrechen war, sie geschrieben zu haben.

Als einen Beweis wider die reine Demokratie in Hamburg anzuführen, daß Hamburg, wie andre Staaten das Jus civile Romanum in subsidium Juris angenommen habe, scheint mir eben so viel behauptet zu seyn, als wenn man die übrigen Griechen für abhängig von den Cretensern ansehen wollte, weil einige Völkerschaften unter ihnen die Gesezze des Minos zum Muster nahmen. Die Römer bildeten ihr Gesezbuch nach den atheniensischen Gesezzen.

Das Recht zu begnadigen hat noch Nimand dem Dämos oder einer unabhängigen Bürgerschaft abgesprochen, und wer wagt es, demselben die Gewalt abzusprechen, dieses Recht der ausübenden Gewalt zu übertragen? Die größte Anomalie in der hamburgischen Verfassung scheint die Gerechtsame des Senats zu seyn, die Findung des Niedergerichts zu reformiren und das Urtheil zu schärfen. Allein, auch die Uebertragung dieser Gerechtsame scheint mir die Weisheit des hamburgischen Dämos zu beweisen, welcher Rüksicht auf die Zusammensezzung des Niedergerichts genommen hat und verhüten wollte, daß aus Mangel an Kenntnissen keine Ungerechtigkeiten begangen werden sollten. Ist irgend Einer durch die Reformation des Obergerichts gravirt oder beschwert, so giebt es auch dagegen gesezliche Remeduren.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, meinen Saz, daß die hamburgische Verfassung eine reine Demokratie sey, weiter zu beweisen, und gesezt, ich hätte hierin meinen Zwek verfehlt: so stehet doch mein zweiter Saz fest: „daß die hamburgische Konstitution die weiseste sey, welche wir in der ältern und neuern Geschichte finden." Von Heß sagt im 3ten Bande seines so oft angeführten vortreflichen Werks S. 280: „Seit diesem lezten

Rezesse (von 1712) hat Hamburg keine Rezesse mehr zu hoffen, noch zu befürchten. Die Bürger haben, auf ihre Kosten, gelernt, in welch ein Elend das Misvergnügen gegen den Rath, mit Troz und Widerspenstigkeit vergesellschaftet, führen kann. Der Rath hat eingesehen, daß er die Führung des Staats und die Art, wie freie hamburgische Bürger geleitet werden müssen, nicht aus fremden Beispielen hernehmen darf. Um beide Theile ist das Band, das sie in ihrem Unmuthe ablösen wollten, nur um so fester geschlungen und unauflösbar geworden." So herzlich ich auch den lezten Theil dieser von Heßischen Behauptung unterschreibe; so sehe ich doch nicht ein, wie ein neuer Rezeß gerade zu befürchten wäre. Ist es denn durchaus nothwendig, daß jede bessere Anordnung im Staate immer mit Aufruhr und Unordnung vergesellschaftet sey? Kann nicht Hamburg, welches der Welt schon so viele schöne Beispiele gegeben hat, ihr nicht noch einst das erhabenste von Allen aufstellen, das nemlich, in der größten Liebe und Eintracht, seine Konstitution formaliter zu ordnen und so genau als möglich zu bestimmen?

Theoph.

IV.

Klage der Sittlichkeit über die zunehmende Anzahl und Frechheit der feilen Mädchen in Hamburg.

„Geminat delictum, quem delicti non pudet." —

Wenn es wahr ist, daß ein wahres, solides Glük des Menschen nicht ohne reine Sitten statt haben noch dauern kann; und wenn man nicht ableugnen darf, daß aus glüklichen Individuen, glükliche Familien, und aus glük-

lichen Familien glükliche Gemeinden geformt werden; so leidet es keinen Widerspruch, daß Alles, was die Sitten verdirbt, was das richtige sittliche Gefühl irre leitet, einschläfert und abstumpft und dem Laster die Thür öfnet, als ein gefährlicher Feind des allgemeinen Wohls anzusehen sey, welchem in seiner schädlichen Wirksamkeit Einhalt zu thun, und welchen zu bekämpfen, die Pflicht derjenigen ist, die für jenes Wohl zu wachen bestellt sind.

Im Ganzen, muß man, wenn man gerecht seyn will, der hamburger Obrigkeit zum Ruhme nachsagen, daß sie mehr, als irgend eine andere, aufmerksam und thätig für das Wohl des ihr anvertrauten Staates sey. Um so mehr muß es befremden, wenn man bemerkt, daß einem so sehr überhand genommenen Uebel, wie die mit jedem Jahre sich vermehrende Anzahl der feilen Mädchen und der Oerter, die sie aufnehmen und hägen, besonders aber dieser Geschöpfe bis auf einen unglaublichen Grad gestiegene Frechheit und Unverschämtheit es ist, gar nicht gesteuert wird; und daß man diesen Feind der vaterstädtischen Sittlichkeit — folglich den Feind des vaterstädtschen Glükkes — welcher in ältern Zeiten nur im Finstern zu schleichen wagte, jezt so ganz öffentlich sein verderbliches Wesen treiben läßt. Um am billigsten und schonendsten zu urtheilen, kann man den Grund hievon nur in dem Mangel genugsamer Kenntniß des Daseyns jenes Uebels suchen; und — diesen Fall angenommen — glaube ich mir einiges Verdienst um das öffentliche Wohl zu erwerben, wenn ich den gerügten Gegenstand zur Sprache und dadurch zur Kenntniß derjenigen bringe, die darin eine heilsame — eine so höchst nothwendige Abändrung machen können, und als Väter des Staats zu machen verpflichtet sind. — —

In ältern Zeiten, von welchen ich oben sprach, und unter welchen ich eine Vergangenheit von ohngefähr zehn

bis zwölf Jahren annehme, war Hamburg — nemlich verhältnißmäßig, und als große Stadt betrachtet — ein Beispiel guter Sitten; und wurde auch im Auslande dafür gehalten. Zwar gab es von jeher auf dem sogenannten Hamburger Berge eine Anzahl Wirthschaften, welche feile Mädchen hielten, welche man dort aus Gründen tolerirte, die man in einem Orte, der wie Hamburg einen so beträchtlichen Seehandel hat, und wo sich daher immer eine große Menge Matrosen befinden, triftig nennen darf, und die hierin eine Nachsicht nothwendig machten. Allein, außer, daß diese Etablissements gehörig unter der Scheere der Polizei gehalten, und die geilen Auswüchse von Zeit zu Zeit ins Spinnhaus geworfen wurden; so befanden sich diese schmuzzigen Tempel einer paphischen Aftergöttin auch abgelegen von der Stadt, in einer Gegend, die fast nur von Schifsvolk begangen wird; und wurden dadurch in verschiedener Hinsicht unschädlicher. Ueberdies hatten dieselben von jeher und haben noch bis jezt eine Einrichtung, die sie nur für rohe Matrosen anlokkend machen kann. Wer irgend ein wenig delikater denkt und fühlt als diese, geht ungerührt und unverführt vorüber.

Auch ist nicht abzuleugnen, daß es schon zu jener entferntern Zeit, innerhalb der Wälle der Stadt feile Mädchen und Bordelle gab. Allein die Zahl derselben war, in Vergleichung mit der gegenwärtigen ungeheuern Menge derselben, sehr gering; und zudem betrieben sie ihre Geschäfte in der größten Stille und Unbemerktheit; mit einer Bescheidenheit, zu welcher die Strenge der Polizei sie nöthigte, und die den Nachtheil und die Schädlichkeit derselben für die Sittlichkeit so sehr verminderte, daß in dieser Hinsicht wenig in Anschlag zu bringen blieb. —

Ganz anders ist es jezt. Nicht nur, daß die Zahl der Bordelle in dem uralten Distrikt derselben — ich

meine auf dem Hamburger Berge — sich gewiß — ich glaube nichts zu übertreiben — noch einmal so hoch als ehedem beläuft, und daß diese weitläuftige Vorstadt von feilen Mezzen wimmelt; *) sondern auch in der Stadt selbst, und namentlich in den abgelegenen Theilen der Neustadt, findet man deren, wo man nur die Augen hin wirft; der Menge derjenigen Buhlerinnen nicht zu gedenken, welche auf ihre eigene Hand in der ganzen Stadt zerstreuet, in selbst gemietheten Logis, ihre Geschäfte weniger öffentlich treiben. Eine Aufzählung aller derjenigen weiblichen Geschöpfe, welche in Hamburg und dessen Vorstädten einen schändlichen Handel mit ihrem Leibe treiben, würde eine Summe liefern, die Jedem, der nicht selbst Beobachter war, für eine derbe Aufschneiderei gelten würde. **)

Die große Anzahl der Bordelle, unter welchen mehrere eine glänzende Einrichtung haben, und nicht ohne einen jedesmaligen Aufwand von einigen Louisd'or frequentirt werden können; und die Menge der öffentlichen Buhlerinnen ist indeß noch nicht dasjenige, was den Menschenfreund und den Freund der Sittlichkeit am mei-

*) So zählt man unter sieben bis acht Häusern, welche isolirt in der Nähe des Krankenhofes in den leztern Jahren erbaut sind, fünfe, worin sich Bordelle befinden, welche insgesammt schon zu der feinern Klasse gehören. — Fruchtlos verschwendet der benachbarte Krankenhof seine Warnungen an die darin befindlichen Schönen: mit philosophischer Kaltblütigkeit blikken sie in ihre Zukunft und genießen der Gegenwart nach ihrer Art. —

**) Der ganze Schwarm von feilen Dirnen zerfällt, wie überall, wo eine solche giftige Brut nistet, auch hier in Hamburg in drei Hauptklassen. — Zu der ersten gehören diejenigen, welche mit mehr oder weniger, oft in völliger Unabhängigkeit, zum Theil oder ganz für eigne Rechnung mit weniger Aufsehen und mit einer scheinbaren Delikatesse ihr Gewerbe betreiben; und die zum Theil mit einem Aufwande leben, einen

sten beunruhigt. Weit gefährlicher und verderblicher für die Sitten, scheint seinem Auge die Unverschämtheit und Frechheit, mit welcher die öffentlichen Buhlerinnen, dieser Auswurf ihres Geschlechts, die Liebhaber zu ihren feilen Reizen anzulokken suchen. Nicht allein, daß man nicht zehn Schritte gehen kann, ohne daß man angerufen, oder durch einen an die Fensterscheibe klopfenden Finger zum Eintreten eingeladen wird; nein, die Schamlosen zeigen sich sogar, nicht nur hinter ihren Fenstern und in ihren ofnen Hausthüren, sondern auch auf der Straße in der Gegend ihrer Wohnungen, halb nakkend, um durch dieses, für jedes feine Gefühl verächtliche Aushängeschild die vorbeigehenden Mannspersonen in ihre wollüstige, giftverbreitende Arme zu lokken.

Das reine Auge der Sittlichkeit trauert bei dem Anblik eines so verderblichen Unfuges, dem von keiner Seite gesteuert wird; und sie trauert mit Recht, denn sie sieht sich verdrängt, verachtet, verlacht, verspottet. . . .

Ein milzsüchtiger Moralist, der den Floh zum Elephanten umschaft! wird Mancher sagen. — O, daß ich doch blos als Milzsüchtiger sähe und spräche! — Allein, die Sache ist leider nur zu wahr; so wahr, daß ich um

Luxus treiben, der einen Begrif von den Summen giebt, die ihnen zuströmen. Die glüklichsten unter denselben sind unstreitig diejenigen, welche irgend einen reichen Thoren finden, der sie — wie er meist fälschlich glaubt — für seinen alleinigen Gebrauch gar oft sie auf eine Art unterhält, die sie bereichert und ihn an den Bettelstab bringet. — Die zweite Klasse machen die in den Bordellen engagirten Mädchen aus, von welchen die auf dem Hamburger Berge, zulezt rangiren. — Zu der dritten Klasse zählt man diejenigen verworfenen Mitglieder dieser ehrlosen Zunft, welche Alters- oder Krankheitshalber aus den Bordells gestoßen sind, und nun bei Abendzeiten ihr abscheuliches Gewerbe in abgelegenen und einsamen Winkeln treiben. —

den Besiz eines Thrones nicht die Verantwortung derjenigen, die dem Uebel steuern können und es nicht thun, über mich nehmen mögte. Wie würden da die Klagen und der Jammer der Tausende von Jünglingen und Mädchen, die durch jene Unterlassung unglüklich und elend wurden, mein Gewissen foltern! — o, gewiß, der Glanz keines Thrones könnte diese Pein mir lindern! . . .

Ich übertreibe nichts; ich bringe diejenigen nicht in Anschlag, die bei schon erwachtem Triebe zum Laster mit nur zu großer Leichtigkeit und Bequemlichkeit die Gelegenheit finden, demselben zu fröhnen, obwohl man annehmen kann, daß ohne jene Leichtigkeit und Bequemlichkeit so Mancher im Kampfe gegen seine Triebe bestehen und unverlezt davon kommen würde. Allein, welcher Mensch, dem das Wohl seiner Mitmenschen irgend lieb ist, kann, ohne sein Herz von Trauer und Mitleid angefüllt zu fühlen, an die Tausende von noch unschuldigen Jünglingen und Mädchen denken, welche durch das Beispiel, durch das Vertrautwerden mit dem Anblik eines unsittlichen, unzüchtigen Benehmens, dem Laster, dem Verderben überliefert wurden! — Der züchtige, noch unverdorbene Jüngling, dem Feuersteine gleich, aus dem die Reibung des Stahls nur den Funken lokt, würde züchtig und unverdorben bleiben, wenn nicht auf jedem Schritte jene oben gerügten wollüstigen Ausstellungen der feilen Frauenzimmer sich unablässig an dessen schlummernden Geschlechtstrieben rieben, Das unschuldige, sittsame Mädchen, würde seine Tugend bewahren, wenn nicht durch den öftern Anblik frecher Unzüchtigkeit dessen Unschuld verlezt, dessen Schamhaftigkeit weniger bedenklich, weniger streng würde; wenn es nicht dadurch unvermerkt die Meinung annähme, daß eine Sache, die so häufig gefunden wird, und von welcher die abschrekkendsten Seiten sich auf dem ersten Blik nicht zeigen, wohl so gar schlimm nicht seyn könne,

als man selbige gewöhnlich vorzustellen pflegt. — Denkt man über das Laster erst leichtsinnig, so ist der Schritt zu dem Laster selbst ziemlich kurz; — Die lustige, bequeme, sorgenfreie Lebensart, welche jene im Grunde höchst elende Geschöpfe, zu führen scheinen, ist eine andre Klippe, an welcher so manches Mädchen strandet; besonders Dienstmädchen und andre zur arbeitenden Klasse gehörige Frauenzimmer. Ist erst auf die oben angezeigte Art das sittliche Gefühl in ihnen abgestumpft, so hält nichts sie mehr ab, ihre mühevollere Bestimmung gegen das Schlaraffenleben in einem Bordelle, zu vertauschen. — Der enge Raum, welcher mir vorgezeichnet ist, erlaubt mir, von dem Heere von Uebeln, die ich als Folgen jenes beklagenswürdigen Unfuges, nennen könnte, nur noch die Geldverschwendung anzuführen, zu welcher unsre jungen Leute dadurch verleitet werden; und die so oft geraden Weges zu Vergehungen und selbst zu Verbrechen führen, welche sie auf Lebenszeit unglüklich machen und mit unauslöschlicher Schande brandmarken. Ohne zu übertreiben, kann man z. B. sagen, daß denjenigen von unglüklichen jungen Leuten, welche Schuldenhalber entweichen, welche Veruntreuungen und Betrug in ihren Geschäften, welche Kassendiebstähle und dergleichen grobe Verbrechen, sich zu Schulden kommen lassen, der größte Theil durch die Verschwendung in den Abgrund des Verderbens gezogen wurde, zu welcher die von allen Seiten sie anlokkenden Sirenen sie verleiteten. —

Unbegreiflich ist es, ich wiederhole es hier am Schlusse nochmals, daß bei dem Anblik so vieler, sogleich ins Auge springenden unseligen Folgen, welche jene Anhäufung der Bordelle und der feilen Frauenzimmer unwidersprechlich hervorbringen, man fortfährt, dieselben nicht nur zu toleriren, sondern selbst gewissermaßen zu hägen! — Und noch unbegreiflicher ist es, daß man jenen schändli-

chen Kreaturen verstattet, ihre gefährlichen Nezze so öffentlich auszuwerfen. *) Das Räthsel läßt sich, da man nicht annehmen kann, daß man höhern Orts einem solchen Unwesen geflissentlich nachsehen sollte, allein durch die einzig wahrscheinliche Annahme lösen, daß die Unterbedienten der Polizei ihre Pflicht nicht erfüllen; und wenn das, was von sonst nicht unglaubwürdigen Personen, die sich als Augenzeugen angaben, versichert wird, wahr ist: so liegt auch darin in der That die einzige Ursach, daß es jezt — wie weiland der feuereifrige P — G — sich voll Salbung ausgedrükt haben würde — in Hamburg wie in Sodom und Gomorra zugehet. — Die Unterbedienten der Polizei lassen es sich nemlich, wie aus obgedachter Denunziation verlautet, in den Bordellen bei den Punschnäpfen und in den Armen der darin befindlichen Schönen, bei unentgeldlichem Genusse so wohl seyn, daß sie darüber ihre gewöhnliche Strenge gänzlich vergessen, und so traitabel und nachsichtig werden, als man es nur wünschet. Man behauptet, beiläufig gesagt, daß jene Strenge überhaupt nur da statt finde, und dann auch unabbittlich wäre, wo man nicht weltklug genug ist, die Mittel, sie sanft wie Schäfchen zu machen, zu kennen und anzuwenden; oder, wo man diese Mittel nicht in seiner Gewalt hat. . . Doch, darüber weg! genug, die Publizität hat das Uebel zur Schau ausgestellt; und das Wohl des Staates empfiehlt diese Rüge dessen Obern zur Beherzigung. —

*) Wenn in ältern Zeiten eine unzüchtige Frauensperson es gewagt hätte, auf der Straße ihre Naktheit so frech und so schändlich auszulegen, wie es gegenwärtig geschieht; so hätte der Pöbel sie mit Steinwürfen und die Gassenjungen mit Koth in ihre Höhlen zurükgetrieben. Jezt gaft man hin und geht ruhig vorüber. Stimmet dieser charakteristische Zug für die Verbesserung oder für die Verschlimmerung des hamburger Volkes? —

V.

Die Kirchhöfe, oder: Meine Spazziergänge im hamburgischen Gebiete.

Dritter Spazziergang.

„Wenn Freund Hain sich so in ein Bett hineinhängt, so ist es für den, der darin liegt eine ernsthafte Erscheinung" sagt mein würdiger Freund Asmus, ehemals fröhlicher Bothe von Wandsbek. Ich habe ihn in der Ferne gesehen, den guten alten Hain. Anfänglich blikt er fürchterlich mit Stundenglas und Hippe. Aber je länger man ihm ins Antliz sieht, desto freundlicher scheint er zu lächeln und endlich kann man ihm ganz zutraulich die Hand geben. So ganz freundschaftlich war es freilich nicht von ihm, daß er mich am Spazierengehen hinderte. Allein, wenn ich es so recht bedenke, daß mich sein erst sehr ernster, dann freundlicher Anblik viel besser gemacht hat, so verzeihe ich es ihm recht gern. Diese Welt ist ja nun einmal so eingerichtet, daß man seine Lieblingsneigungen, wenn sie auch noch so unschuldig sind, unterdrükken muß. Auch hat das sein Gutes; es macht stark an Leib und Seele.

So wie es einen Marasmus juvenilis giebt, so giebt es auch einen Marasmus senilis. Die Aerzte verstehen's am besten, was das heißt. So viel ich davon begreife, mag Beides wohl nicht der behaglichste Zustand des menschlichen Körpers seyn. So Etwas von Marasmus hat mich bisher gequält. Es muß wohl der senilis gewesen seyn; für den juvenilis bin ich in der That schon ein wenig zu alt. Spazzierengehen wäre die beste Kur gewe-

sen; allein, das ist das Schändlichste bei allen Marasmen, daß man zum Lustwandeln weder Neigung noch Kräfte hat. Endlich habe ich eine Desperationskur gewagt und feierlich und unwiderruflich erklärt, daß ich keinen Marasmus weder am Leibe noch an der Seele mehr haben will. Item, es hilft. Gesund seyn wollen ist die halbe Gesundheit und die andre Hälfte der Krankheit heilt Gottes freie, offene Natur und der süße Zuspruch der Freundschaft. Wer einen Freund in der Welt besizt, braucht selten einen Arzt.

Ich kann nun wieder spazzieren gehen, kann meine Spazziergänge wieder beschreiben. Aber — ob die geneigten Leser meine Spazziergangsbeschreibungen auch noch lesen wollen? das wage ich nicht zu entscheiden. Indessen will ichs hoffen. Ein alter Freund ist doch immer willkommen, wenn er auch einen Theil seiner fröhlichen Laune verloren hat, oder sein Blik öfterer, wie sonst, auf dem Jenseits weilt. Ich schwazze und erzähle also ohne Umstände weiter.

Ich hatte einen Freund, (jezt ruhet er schon längst im mütterlichen Schooße der Erde) der war ein Philosoph, d. h. ein Mann, der über Alles räsonnirt, ob gehauen oder gestochen, darum bekümmert sich der Prätor nicht. *) Dieser Philosophus nun — er war nicht Wolfianer, nicht Kantianer, nicht Fichtianer, nicht Rückertianer, nicht Schlegelianer, nicht, nicht, nicht, doch was gehen meine Leser alle diese Aner an? sondern ein Ichselbsttianer; — dieser Philosophus nun behauptete: „Wenn mein Ich, d. h. die Seele, die Kraft zu denken in mir, den Ort bestimmt hat, wohin ich will und meinen Beinen befohlen hat, sich dahin zu bewegen, so schreitet ein Bein ums andre maschinenmäßig fort, bis ich am

(*) Minima non curat Praetor.

Ziele bin." Den Ichselbstianern hatte ich bisher noch am mehrsten getraut und hielt jene Behauptung auch bis zu meinem ersten Spazziergange nach dem Marasmus für apodiktisch gewiß. Allein die leidige Erfahrung ist eine Feindin aller Systemsphilosophie. Sie w·ı durchaus, daß wir bei dem schlichten, gesunden Menschenverstande bleiben sollen. Ich wollte diesmal, ich glaube es war den 1sten September, nach meinem Sorgenfrei gehen. Mein hochgebietendes Ich, sprach etwas morgenländisch-despotisch: „Spazzierstökker sezt Euch in Bewegung, ich will nach Sanssouci!" Die Beine gehorchten, wie die meklenburgischen, holsteinischen, und alle noch übrigen Sclaven in der Welt, d. h. so taliter, qualiter, um von dem absolut gebietenden Herrn keine Knuthe zu bekommen. Aber, wie gieng das in aller Welt zu, meine Beine nahmen einen ganz andern Weg, als mein gebietendes Selbsteigen vorgeschrieben hatte. Ich glaube, es ist Sclavensitte von dem Befohlnen immer das Gegentheil zu thun. Statt, dem erhaltenen Befehle nach, aus dem Steinthore zn schreiten, tragen mich die sclavischen Beine dem Dammthore zu und führen mich rechts den Wall hinauf. Hatte Ich ihnen das nun geboten? direkte warhaftig nicht. Genug, ich war nun einmal auf einer Region unsers Walles, welche bei weitem eine der schönsten ist. Mein Ich erstaunt, daß ich mich daselbst befinde. Aber, es faßt sich, so wie es denn überhaupt sich bisweilen recht gut fassen kann. Ich will, sagt es zu den Beinen, daß Ihr mich bis zum Steinthor, dann zum Steinthor hinaus und so zu meinem Sorgenfrei bringt. Die Beine thun, wie gesagt.

Da nähere ich mich nun der Lombardsbrükke, dem mir bekannten einzigen Orte, wo man ein Panorama von Hamburg anlegen könnte, und meine Augen erblikken einen Siz, einen Lustort, eine hohe Lucht,

ein Belvedere, ein Süh die um, eine Belle-Vûe, einen Ort, wo man dem Himmel etwas näher ist, welchen nur Menschenfreunde und Patrioten anlegen lassen konnten. Gott segne die Edlen und lasse sie allenthalben eine Belle-vûe, eine herrliche, vortrefliche Aussicht haben, selbst in die Nacht des Grabes hinein. Meine Leser kennen ja den herrlichen Siz, den ich wohl Reimarusruhe nennen möchte. Meine Beine standen hier stille. Ich weiß nicht, ob auf Befehl meiner Augen, oder auf Befehl meines Ichs, oder auf Befehl eines noch bessern Wesens, welches incognito in mir hausen mag. Mit einem Worte, geneigte und freundliche Leser! ich mußte mich sezzen. Da genoß ich nun eines Anbliks, einer Aussicht — doch das läßt sich nicht beschreiben, und meine hamburgischen Leser haben ihn gewiß schon in seiner ganzen Herrlichkeit genossen. Man glaubt es wenigstens, daß der Blik hier reiner und ungetrübter sey. Der Mensch muß ja immer glauben und kann nie wissen. Ich saß und saß und würde noch sizzen, wenn nicht ein schneidendes Lüftchen mich an den Marasmus senilis erinnert hätte. Ich verstand nun, warum die Perser und andere Sonnenverehrer ihre Gottheit auf den Höhen anbeten und ergrimmte über den Propheten Elias, daß er die Baalspfaffen schlachtete. Der Grimm dauerte aber nicht lange; der Hauch der Natur von oben her löschte ihn völlig aus.

Es war nun abermals nicht mein Ich, sondern das schneidende Lüftchen, welches mich weiter trieb. Ob meine Beine noch dem lezterhaltenen Befehle gehorchten oder nicht, weiß ich wirklich nicht. Genug, sie brachten mich zu dem Orte in unsrer kleinen Republik, der jezt der Heiligste in derselben ist, zu der Bastion Vincent, wo Büschens Denkmal steht. Das Vaterland hat hier Einem seiner hochverdienten Söhne, einen öffentlichen Beweis seiner Liebe und Dankbarkeit gegeben, und der vaterlän-

dischen Jugend ein Memento hingestellt, um sie an alle schönen Tugenden des Patriotismus, der Vaterlandsliebe, des Bürgersinns, der Wohlthätigkeit, der Menschenliebe, der Gemeinnüzzigkeit ꝛc. zu erinnern. Beschrieben und abgebildet ist dies Denkmal schon. *) Der Doktor und Domherr Meyer hat die Beschreibung gemacht und der Baurath Arens die Abbildung besorgt; ich will also meine Leser nicht damit ermüden.

Sonderbar, daß selbst einsichtsvolle und gebildete Menschen über den Nuzzen und die Vortreflichkeit solcher öffentlichen Monumente und Denkmäler nicht einig sind. Wenn sie dem Stolze, der Ueppigkeit, der Schmeichelei und Prahlerei gewidmet sind, dann weg mit ihnen! dann beleidigen sie das Auge des verständigen Menschenfreundes und vergiften manche Menschen, die weiland wakker waren. Aber wenn ein solches Monnment Gedanken an das Vaterland und an Bürgertugenden erwekken kann, welchen unendlichen Werth hat es dann nicht? Daß man auch auf Verschönerung denken müsse, daß Statüen, Bildsäulen und andere Werke der Kunst zwekmäßige Mittel sind, diese Verschönerung zu bewirken, darin stimmen Alle überein. Es scheint also, daß man lieber mythologische oder ungeheure allegorische Frazzen sehen will, als das Bildnis eines verdienstvollen Mitbürgers, welches zur Verehrung und Nachahmung aufgestellt ist. Ich will mit Menschen dieser Art und Meinung nicht rechten. Meiner Einsicht nach dienen die Denkmäler 1) dem Vaterlande zur großen Zierde. Es versteht sich, daß alsdann Kunst und Geschmak darin und daran seyn muß. 2) Sie sind Beweise, daß die Bürger eines Staats nicht gleichgültig gegen Patriotismus und Bür-

*) In dem vierten Heft der Skizzen von Hamburg, welches nächstens erscheinen wird.

gertugend sind. 3) Sie sind gerechte Huldigungen, welche wir der Tugend und dem Verdienste schuldig sind. 4) Sie sind für die Hinterbliebenen achtungswürdiger Männer süße Erinnerung, süßer Trost. 5) Sie sind die kräftigsten Reizmittel zur Nachahmung für die vaterländische Jugend. Den Athenienser Themistokles ließen die Trophäen des Miltiades nicht schlafen. Erinnert Ihr es Euch noch wohl, Ihr Freunde und Gefährten meiner Jugend! N., G., W. rc.; die Ihr jezt selbst der vaterländischen Verehrung würdig seyd, wie wir uns in dem Euch bekannten heiligen Haine der Thaten solcher Männer, die sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hatten, mit Entzükken erzählten; wie wir mit Rührung und Enthusiasmus die Bezeugungen der Dankbarkeit des Vaterlandes und edler Menschen gegen dieselben aufsuchten? welche Empfindungen unsre Herzen dabei hoben, welche heilige Entschlüsse wir dabei faßten? Diese jugendliche, fromme Schwärmerei, hat sie nicht tausendfältige edle Früchte getragen? Das Vaterland nennt Eure Namen mit Entzükken und Dankbarkeit, und die Vaterlandsliebe, welche in meinem Busen lodert, hat ihre Quelle in jenem mir unvergeßlichen heiligen Haine. Freilich seyd Ihr mir unendlich vorgeeilt, freilich ist mein Wirkungskreis unendlich beschränkter als der Eurige; aber ich opfere doch mein Scherflein auf dem Altare des Vaterlandes und auch dies ist vielleicht nicht ganz ohne Werth. Ich bin fest überzeugt, daß ein jeder Jüngling von Herz und Gefühl bei dem Denkmale eines großen Mannes die herrlichsten Entschlüsse faßt, von welchen die Zeit immer Etwas zur Reife bringt. 6) Oeffentliche Denkmäler sind die schönsten Dokumente der vaterländischen Geschichte. Freilich muß dabei unsre vaterländische Geschichte uns lieb und werth seyn. Der Vater muß sie dem Sohne, der Lehrer dem Schüler rc. erzählen. Unsere öffentlichen Beamte

müssen nicht unwissend darin seyn, müssen sie schäzzen und den Unterricht darin befördern; müssen bei jedem öffentlichen Akt, der von ihnen abhängt, Rüksicht darauf nehmen. Die hamburgischen Portugalöser und Denkmünzen haben größtentheils keinen andern Werth, als den sie an Golde oder Silber enthalten. Wie unendlich höher würde ihr Werth seyn, wenn sie Anspielungen auf väterländische Fakta und die Bildnisse großer und verdienstvoller Männer enthielten. Das Admiralitätskollegium ist ein Kollegium sehr ehrwürdiger Männer, deren Beweise der Hochschäzzung jedesmal so angesehen werden können, als wenn sie das Vaterland selbst gegeben hätte. Es ist freilich nicht das Gesicht des Menschen, welches seinen Werth bestimmt. Aber eine getreue Abbildung desselben, erhält ihn uns gegenwärtig und läßt uns sein Herz und seinen Geist ahnden. Wir leben gleichsam unter den Augen der ehrwürdigen Schatten, welche unser Vaterland als Schuzgötter umschweben. Wir lernen sinnlich die große und unleugbare Wahrheit, daß Ausbildung des Geistes und Herzens unauslöschliche Züge ins Antliz drükken, welche die eigentliche Schönheit und Grazie ausmachen. 7) Monumente sind Verzierungen, worin Sinn und Vernunft ist, die nicht allein das Auge und die Phantasie, sondern auch den Geist und das Herz beschäftigen. Sie verhalten sich gegen andre Firlefanzereien, die man als Verzierungen aufstellt, wie die Schriften eines Montesquieu, Rousseau's, Herders, Lichtenbergs rc. rc. gegen die elenden Spektakelstükke eines Schikaneders, Zieglers, Hagemanns rc. 8) Monumente ehren denjenigen mehr, der sie aufstellt, als den, welchem sie aufgestellt werden. 9) Monumente sind das sichtbare Band aller schönen Seelen, die einen weit höhern, als den sinnlichen Genuß kennen und die für Schönheit, Edelsinn, Tugend und Kosmopolitismus empfänglich sind.

Es ist mir oft sehr sonderbar zu Muthe, wenn ich zwischen den großen, weitläuftigen und oft bis zum Uebermaß verzierten Gärten der reichen Hamburger spazzieren gehe. Da soll Alles ausländische Kunst, ausländischer Geschmak, Alles Chinesisch = Englisch seyn. Da sehe ich Bauerhütten, worin die gesunde, fröhliche Familie des Landmanns fehlt; Einsiedeleien, welche nie von einem Denker über sich selbst besucht werden; Brükken ohne Wasser; Wirthschaftsgebäude ohne Kühe, Schweine und Federvieh; ungeheure Landhäuser mit dikbäuchigen Säulen ohne Menschen, höchstens mit lebendigen Statüen, welche vierzig oder, zwei und funfzig Karten immer und unaufhörlich hin und herwerfen, auf einen bestimmten Moment den Magen mit Speisen und Getränke mechanisch anfüllen, und dann zu Bette oder wieder zu den Karten eilen. In einem solchen ungeheuern Bezirk findet man oft kein einziges lebendiges Wesen. Denn daß die einländischen Vögel nicht darin nisten können und dürfen, dafür hat man durch die Anpflanzung ausländischer Bäume und Sträucher gesorgt. Eine Kuppel Hunde bewohnt bisweilen die herrliche Villa, und zeigt durch ihr Bellen, wie Hagedorns zehn wohlbetraute Kammerbären durch ihr Brummen, dem frommen Wanderer an, daß er sich bei Verlust einer Wade oder des Rokkes nicht nähern darf. Da sieht man Statüen aller Art mit Geschmak und ohne Geschmak, einen Herkules, einen Bacchus, einen Mars, eine Andromeda, eine Niobe, eine Kleopatra, einen Antinous und weit mehrere berühmtbenannte Kunstwerke, deren Namen oft weder der Besizzer noch die Besizzerin weiß. Die Kleopatra ist schon sehr oft für die heilige keusche Susanne ausgegeben. Ich bitte meine Leser und Leserinnen oder umgekehrt, meine Leserinnen und Leser, bei diesen genannten Namen ja an keine griechische und römische Kunstwerke zu gedenken. Die Form zu diesen

Kunstwerken weiblichen Geschlechts haben gewöhnlich die Poißarden zu Paris und zu den männlichen, handveste große und vielversprechende meklenburgische Bauerknechte hergegeben.

Allein, mag doch ein Jeder in seinem Garten aufstellen, was er will und für gut befindet. Der Garten ist sein Eigenthum und er ein freier Mann. Wenn er die Natur auf den Kopf stellt, wenn er Fische im Grase laufen und Elephanten im Teiche schwimmen läßt, wer wills, wer kanns ihm wehren? Er hat Geld, und Geld macht alles Krumme eben, alles Häßliche schön. Mit diesen Geldmännern will ich aber nicht weiter sprechen; sie zum guten Geschmak zu bekehren oder zu einem vernünftigen Plane ihrer Vergnügungen zu bewegen, das ist eine Arbeit, welche der Göttersohn Herkules, welcher doch wahrhaftig was Ehrliches gearbeitet hat, für seine Kräfte viel zu schwer finden würde. Auch, (denn ich muß diesen Goldmännern Gerechtigkeit widerfahren lassen) wenn sie es wollen, daß in ihren Besizzungen alles recht schiklich eingerichtet werden soll: so gerathen sie gewöhnlich und aus den natürlichsten, begreiflichsten Ursachen an solche elende Stümper in den schönen Künsten und Wissenschaften, die Alles um desto elender und erbärmlicher machen, weil sie etwas Ungesehenes und Originelles hervorbringen wollen. Man kann auch gar nicht leugnen, daß ein Riese mit dem Kopfe eines Käuzchen das Originellste ist, was ein Mensch nur hervorbringen kann. Meines werthen und sehr geehrten Freundes Asmußens Rembrandtsche Stiche könnten einem solchen Originalgenie zum Muster dienen.

Mit Euch möchte ich hier gern noch ein paar Worte reden, Ihr reichen Hamburger! die Ihr den Werth des Reichthums sehr gut kennt, Geschmak und Kunstgefühl habt, um das Schöne von dem Häßlichen zu unterscheiden;

die Ihr Kenntnisse habt, welche dem gebildetsten Manne Ehre machen, Euer Vaterland liebt, überhaupt edle vortrefliche Menschen und folglich auch patriotische Bürger seyd! Ich sehe in Euren Gärten fast die nemlichen Misgeburten. Es scheint mir, als wenn Euch die Macht der Gewohnheit oder eine zu große Bequemlichkeit dabei geleitet hätte. Warum huldigt Ihr, wenigstens scheinbar, dem, ich will grade nicht sagen, elenden, aber doch gewiß sehr unpatriotischen Vorurtheile, daß man in Allem, und besonders bei unsere Gartenanlagen (jezt) den Engländern (und vielleicht bald einer andern Nation) folgen müsse? Habt doch endlich einmal das Herz, der Natur, Euren eignen Empfindungen und der Beschaffenheit des Lokale zu folgen! Habt doch endlich einmal den Muth, alle sinnlosen Verzierungen aus Euren Gärten, wenigstens bei neuen Anlagen zu verbannen und sie mit solchen zu vertauschen, welche Geist und Herz gleich wohlthätig beschäftigen! Mit Einem Worte, errichtet Denkmäler Euren hochverdienten, patriotischen Mitbürgern, denjenigen unter ihnen, welche Eurem Herzen am nächsten, oder welche durch Familienbande mit Euch verknüpft sind, oder wollt Ihr ganz unpartheiisch seyn, denjenigen, welche ihr ganzes Leben hindurch die allgemeine Meinung für sich hatten und allgemein als Patrioten anerkannt worden sind. Einst lüstwandelte ich in einem sehr weitläuftigen Garten von Englisch-Chinesischer Anlage. Mir war sehr behäglich darin. Die Befehle meines Ichs, oder die eigne Spekulation meiner Beine, oder die Nase, der ich immer nachgieng, wie denn dies auch in allen Fällen das Sicherste seyn soll, oder das Fatum, Verhängniß, oder der Himmel weiß, was für eine von den bewegenden Kräften, oder alle cumulative et inseparabili nexu führten mich in einen Gang, der sich ins Unendliche schlängelte, immer dunkler, immer schattigter wurde, worin die Silberpappel, der

Lerchenbaum, die Thränenweide, die Cypresse, der Rosmarin ꝛc. nach einem wohlüberdachten Plan mit einander abwechselten, worin Alles zu einer herzerschütternden Scene vorbereitet und die Erwartung aufs höchste gespannt wurde; die Phantasie hielt sich noch nicht für getäuscht am Ziele dieses labyrinthischen Ganges. Er führte auf ein Grabmal mit Cypressen und Thränenweiden umpflanzt. Die Stille des Grabes herrschte rings umher, blos das leise Murmeln eines vorüberfließenden Baches überführte mich davon, daß der Puls der Natur noch nicht gänzlich aufgehört hatte zu schlagen. Ich sahe Freund Hain; er lächelte und ich träumte mich schon in in den seligen Wohnungen des Friedens und der Ruhe. Das Prinzip des geistigen Wesens in mir fühlte die Freuden des Himmels. Aber das sinnliche Prinzip behauptete endlich auch seine Rechte. Ich trat näher und besah die Urne ohne Namen und ohne Angabe ihres Zwekkes und ihrer Bestimmung. Ei dachte ich, hier ruht eine geliebte Person der Familie, oder hier steht das Denkmal eines erblichenen geliebten Freundes. Gedankenschwanger schlenderte ich zurük und fragte den Aufseher der Villa, wer dort im Cypressenhain ruhe, oder welchem Edlen man dort ein Denkmal errichtet habe? Der Mann sahe mich mit großen Augen an und antwortete: „Das ist eine Gartenparthie im englischen Geschmak!" Getödtet war meine Phantasie, niedergeschlagen waren meine Herzensergießungen. Also, um eine Gartenparthie zu haben, machte man so vielen Aufwand an Kunst und Geld? Hätte das phantastische Grabmal das Andenken irgend eines Edeln gefeiert: so würde die überraschende Scene mich zu irgend einer edeln That fürs Vaterland bestimmt haben; aber jezt? Ich hielt die ganze Anlage für eine Operette a la Schikaneder. Ein ehrwürdiger, dem Vaterlande theurer Name auf der Urne würde diese Garten-

parthie zur ersten in der Welt gemacht und den Geist zu den erhabensten Betrachtungen erhoben haben. Wollt Ihr, meine theuren, reichen Mitbürger solche Parthien nicht zwekmäßiger und wohlthätiger anlegen? Wohlthätiger legt Ihr sie an, wenn Ihr das Andenken irgend eines Edeln erhaltet und dadurch das heilige Feuer der Vaterlandsliebe anfacht; zwekmäßiger, indem Ihr Euren Höfen und Gärten Verzierungen gebt, die sich auf das Lokale und Eure vaterländische Geschichte beziehen.

Dies Denkmal erhielt Büsch, nicht seiner Gelehrsamkeit wegen, ob sie gleich groß war, nicht seiner Schriften wegen, ob sie gleich unendlich viel Gemeinnüzziges und Brauchbares enthalten, sondern seines Civismus, seines Bürgersinns, seiner Vaterlandsliebe, seiner ununterbrochenen Thätigkeit für Hamburgs Wohl wegen. Er war Hamburger mit Leib und Seele. Alles, was er sahe, was er las, was er dachte und schrieb, hatte Bezug auf Hamburg. Jeden gemeinnüzzigen Vorschlag suchte er für Hamburg anwendbar zu machen; jede edle menschenfreundliche Unternehmung im Vaterlande suchte er zu befördern, zu unterstüzzen und mit der einfachen, herzlichen, liebenswürdigen Beredsamkeit, welche nur ein volles, für das Vaterland schlagendes Herz gewähren kann, seinen Mitbürgern ins helleste Licht zu sezzen. Kurz Büsch war Einer der ehrwürdigen Vaterlandsfreunde, die das Vaterland nie vergessen darf, ohne undankbar zu seyn. Daher lächelt auch Hain so freundlich bei diesem Monumente; er hat sogar hier seine furchtbare Gestalt abgelegt und erscheint den Spähenden als ein Jüngling mit ausgelöschter Fakkel. Vergänglich ist dies Denkmal, wie Alles in der Welt. Die Zeit steht grinsend neben demselben und zerknittert nach ihrer uralten Gewohnheit immer Etwas; auch hier hat sie schon einen Riß bewirkt. Büschens Schriften werden einst nicht mehr seyn, oder be-

ståubt in irgend einem Bücherschranke verborgen liegen. Selbst sein Name kann verwischt werden. Aber sein Geist wird unsern Staat umschweben, so lange dieser Staat existirt und nach dessen Untergange wird er dennoch die Erde nicht verlassen. Die Folgen der wohlthätigen Bemühungen dieses Patrioten und Menschenfreundes um die Gründung der patriotischen Gesellschaft, der hamburgischen Armenanstalten rc. sind ewig und können durch die Zeit nicht zerstört werden. Nie bin ich fester von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt, als wenn ich an dem Denkmale eines ehrwürdigen Mannes stehe und mir recht lebhaft vorstelle, daß der Geist dieses Edlen noch immer wirkt.

Das war einmal viel Geschwäz von Denkmålern! Verzeih' es, freundlicher Leser dem Marasmus senilis, auch gehe ich schon weiter — Weiter? nein wahrhaftig nicht. Ich habe, ich weiß nicht durch welchen Stoß, den Weg wieder zurük gemacht und befinde mich vor dem Dammthore auf dem Wege nach den stillen Wohnungen des Friedens und der Ruhe. Die Pappeln rauschen mir schon hohen Ernst und heiligen Schauer entgegen. Hier bin ich bei den reizenden Friedhöfen, wo Hain den Uebergang in eine bessere Welt befördert.

(Die Fortsezzung folgt.)

VI.

Auszug aus einer in der katholischen Kirche zu Altona am Johannistage 1758 gehaltenen Predigt.

(Manuscript)

Quis putas puer iste erit? Was meynst du, wird aus diesem Kindlein werden? So frageten die Leute vom

Johannes dem Täufer, als derselbe unter wundervollen Umständen auf diese Welt geboren war; Quis putas puer iste erit? Was meinest du, wird aus diesem Kindlein werden? So fragen auch heutiges Tages die Menschen, wenn sie durch die Geburt eines Kindes erfreuet worden und wünschen, daß dasselbe zu ihrer Freude und Trost groß werden und gedeihen möge. Ich will den so fragenden Eltern kürzlich folgende Antwort geben: Ist der Vater ein frommer Tobias, so wird der Sohn ein frommer Tobias. Ist die Mutter eine heilige Anna, so wird der Sohn ein frommer Augustinus. Ist die Mutter eine heilige Blanka, so wird der Sohn ein heiliger Chrysostomus u. d. m. Ueberhaupt meine Antwort geht nach dem alten Sprüchwort: A bove maiori discit arare minor, vom größern Ochsen lernt der kleinere pflügen. Meine Antwort liegt in den bekannten Worten: Non procul a proprio stemmate poma cadunt, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Auch die heiligen Kirchenväter haben dieses behauptet. So schreibt der, der, der heilige Vater. (Hier bezog sich der Kanzelredner auf verschiedene Stellen aus Kirchenvätern, welche er beides im Lateinischen und im Deutschen anzog.) Doch ist es vonnöthen, den Grund solcher meiner Antwort anzugeben. Die Ursache, warum ich dieses behaupte, stekt in dem Sazze: A teneris adsuescere multum, jung gewohnt, alt gethan; denn wenn der Sohn Böses thut und der Vater sieht durch die Fingern, so wird natürlicherweise der Sohn zum Bösen angewöhnt; und diese Art, seine Kinder zu verderben, nenne ich eine Viam lacteam oder Milchstraße. Und wenn der Vater Böses thut, daß der Sohn solches siehet, so wird der Sohn nothwendig ebenfalls zum Bösen angewöhnt. Und diese Art, seine Kinder böse zu machen, heiße ich die Viam petrosam oder

den Steinweg. Diese beiden Wege will ich euch in der gegenwärtigen Stunde näher erklären. Ich will euch

die beiden Höllenwege, auf welchen die Eltern mit ihren Kindern zu gehen pflegen, vorstellen, nemlich 1) die Viam lacteam oder den Milchweg, und 2) die Viam saxosam oder den Steinweg.

Es giebt zwei Milchwege, nemlich einen fabelhaften und einen wahren Milchweg.

Der fabelhafte Milchweg ist derjenige, welcher von den heidnischen Poeten erdichtet worden, und sich unter den Gestirnen am Himmel befindet. Von diesem haben jene Dichter gefabelt, er wäre eine Straße, auf welcher die Götter vom Himmel zur Erde, und von der Erde zum Himmel giengen. Aber das ist alles lauter Dichtung und nichts als ein bloßes Mährchen. Bei diesem Milchwege will ich mich daher nicht aufhalten. Nur kann ich mich des Wunsches nicht enthalten, daß dieser lieber ein wahrer und der andere ein fabelhafter seyn möchte. Aber leider ist der andere ein wahrer uud kein erdichteter Milchweg.

Der wahre Milchweg ist der Weg der Verzärtelung. Dieser Weg geht von der Erde zur Hölle, nicht aber wieder zurük von der Hölle zur Erde. Denn aus der Hölle ist keine Erlösung. Ich muß euch diesen Milchweg etwas deutlicher beschreiben und einige Beispiele vortragen, wie und auf was Weise die Eltern mit ihren Kindern auf diesem Wege zur Hölle wandern.

Wenn der Junge des Morgens früh ausläuft und erst des Abends spät wieder zurük nach Hause kömmt, so gukket der Vater durch die Finger und denket, ich habe es in meiner Jugend nicht besser gemacht; das ist ein Exempel vom Milchwege. Wenn der Sohn gegen den

Vater ungehorsam, widerspenstig, ja trozzig ist, und in allen Stükken seinen eigenen Willen haben und behalten will, so steht der Vater solches dem lieben Sohne zu, in der Meinung, Verstand kömmt nicht vor Jahren, mit der Zeit wird er wohl anders; das ist ein Exempel vom Milchwege. Wenn der Sohn allerlei Muthwillen treibt und sich bald diese bald jene Zügellosigkeiten und Unordnungen erlaubt, so schweigt der Vater dazu stille, und steht in den Gedanken, schlagen muß ich ihn nicht, sonst schreiet er nur; das ist ein Exempel vom Milchwege. Wenn die Tochter einen unerlaubten und verliebten Briefwechsel führet und heimliche Liebeshändel hat, die Mutter es aber merket und erfährt, so stellet sich diese, als wisse sie von nichts und sagt bei sich: Amant alterna camoenae, die Welt liebt die Abwechselung, junge Personen können nicht allezeit arbeiten, sie müssen sich auch bisweilen ein Vergnügen machen; das ist ein Exempel vom Milchwege. Wenn die Mutter sieht, daß die Tochter vom Morgen bis an den Abend garstige Bücher in den Händen hat und in schmuzzigen, liederlichen Schriften lieset, so conniviret sie, weil sie denket, allezeit mit der Peitsche hinter das Kind her zu seyn, das wäre mir ganz unmöglich, das könnte mein Mutterherz, meine mütterliche Liebe nicht zugeben; seht, dies und dergleichen ist ein Exempel vom Milchwege.

Mit dieser meiner Erklärung stimmen auch die heiligen Kirchenväter überein. So sagt der heilige Cyprianus — so sagt der heilige Hieronymus — so sagt der heilige Hilarius rc. — Doch wozu ist es nöthig, noch mehrere Beweise anzuführen! Alle Kirchenväter kommen darin überein: Parentes, qui liberos suos nimis diligunt, istos re rera odio habent; melius est, filios ingulare, ac eorum animas cum corporibns in perniciem deducere aeternam, das ist, Eltern, welche ihre Kinder allzustark

lieben, hassen sie in der That; es ist besser, seine Kinder zu erwürgen, als die Seelen derselben mit samt den Leibern in das ewige Verderben zu stürzen.

Merkt euch dieses insgesammt, die ihr Kinder habt und Eltern seyd! Lieber müsset ihr euren Kindern den Hals umdrehen, lieber müsset ihr ihnen die Kehle abschneiden, lieber müsset ihr ihnen einen Strik um den Hals werfen und sie versäufen, als daß ihr sie verzärtelttet, zum Bösen gewöhntet und für Zeit und Ewigkeit verdürbet. Eure Vorfahren bestreueten ihre Kinder mit Salz und Wasser, damit sie geschikt werden mögten, ad frigus, aestum atque labores perferendos, um Kälte, Hizze und Arbeit aushalten zu können. Ihr aber möchtet eure Kinder wohl eher mit Zukker bestreuen, damit dies Zukker an euren ungerathenen Kindern euch dermaleinst zu Galle und der ganzen Familie zu Wermuth werde.

Doch ich hoffe von der Via lactea, oder dem Milchwege genug gesagt zu haben. Ich komme daher zu der Via saxosa, oder dem Steinwege, als dem andern Wege, auf welchem so viele Eltern mit ihren Kindern gehen.

Aergerniß ward durch einen Stein angedeutet. Daher sagte der Prophet Jesaias im 8ten Kapitel: In lapidem offensiouis et in petram scandali, zum Stein des Anstoßes und zum Felsen des Aergernisses. Es besteht demnach die Via petrosa, oder der Steinweg in Aergernißgeben und bösen Exempeln. Ich muß dies mit Beispielen erläutern und zeigen, wie Eltern diesen Weg zum ewigen Verderb ihrer Kinder betreten können und leider nur gar zu häufig wirklich betreten.

Wenn die Eltern in ihrer Kinder Gegenwart ärgerliche Reden führen oder anstößige Dinge treiben, so denken die Eltern: Die Kinder sind noch klein und einfältig, sie verstehen es nicht und haben daraus kein Arg, obgleich die Kinder doch in der That schlauer aufs Böse sind,

als man sich gemeiniglich vorstellet! Bisweilen ist es den Eltern gar indifferent und ganz gleichgültig, ob sie es verstehen oder nicht; sie machen sich nichts daraus, ob sie ihren Kindern einen Anstoß geben oder nicht. Bisweilen heißt es, wenn die Kinder Böses thun: Dergleichen Gottlosigkeiten lernen sie von den bösen Jungen, mit welchen sie spielen. Frägt man aber, woher es denn diese gelernt haben, so läuft doch immer die Schuld auf die Eltern hinaus. Schlägt der Vater die Mutter, so sieht es der Sohn. Kaum wird er groß, so schlägt er mit. Der Vater schilt die Mutter, der Sohn höret es. Kaum ist er erwachsen, so heißt er seinen Vater, du schwarzer Teufel. Die Mutter nennet er, du alte Hure; seinen Bruder tituliret er, du kleine Kröte; zur Schwester sagt er, du liederliche Wetterhexe. Seht, so geht es her auf der Via petrosa oder dem Steinwege.

Auch die heiligen Kirchenväter unterlassen nicht, vor diesem gefährlichen und verdammlichen Wege mit dem größten Nachdrukke zu warnen. Ich will einige Sprüche von ihnen über diese Materie anführen, aus welchen euch die Nothwendigkeit, ihn mit aller Sorgfalt zu fliehen, noch näher einleuchten wird. (Auch hier folgten zahlreiche Stellen aus den Kirchenscribenten.)

Doch ich hoffe euch die Viam petrosam oder den Steinweg hinreichend geschildert und die kläglichen Folgen vom Anstoß- und Aergernißgeben der Eltern deutlich vor Augen gestellet zu haben.

O ihr Eltern, oft und bei Zeiten solltet ihr bei euch erwägen und mit den Leuten im Evangelio fragen: Quis putas puer iste erit? was meinest du, wird aus diesem Kindlein werden? Ihr solltet euch solcher Beispiele erinnern, welche die bösen Früchte, so man auf jenen beiden Wegen einsammlet, zeigen. Ihr solltet z. E. gedenken an die Geburtsfeier des Königs Herodes. Dieses Prinzen

Jungfer Tochter tanzete bei diesem Festin auf eine sehr angenehme Weise. Der Vater hatte sie so sehr verzärtelt und war in sie so vergaffet, daß er ihr auf jenen Tanz antrug, sie mögte von ihm etwas bis auf das halbe Königreich verlangen, er wolle ihrer Bitte dennoch ein Genüge leisten. Die Tochter consulirete darauf ihre Mutter, welche ihr die Antwort ertheilte: Bitte um das Haupt Johannes des Täufers. Sie that es; der König gewährte ihr ihre verfluchte Bitte; und durch ihr Tanzen tanzete sie demnach dem heiligen Johannes den Kopf herunter. Aber höret doch auch das Ende dieser Prinzessin! Das Tanzen gefiel ihr so, daß sie fast nichts that als tanzen, und wo sie gieng und stund, nichts als Tanzen und Hüpfen an ihr bemerket wurde. Sogar tanzte sie auf dem Eise; und die Folge hievon war? Sie fiel darüber auf dem glatten Eise und zerschmetterte ihren Kopf. Auf diese Weise empfieng die Tänzerin ihren verdienten Lohn; und der Vater sowohl als die Mutter bekamen gerechtes Herzeleid und Verdruß. Solches bedenket ihr Eltern, damit ihr nicht ähnlichen Kummer an euren Kindern erleben möget! Wofür Gott einen jeden von euch in Gnaden bewahre!

* * *

So weit dieser Auszug, über welchen wir uns Anmerkungen zu machen enthalten, da sich diese einem jeden Leser von selbsten darbieten. Es ist derselbe aus dem uns in die Hände gefallenen handschriftlichen Journale eines Reisenden entlehnet, welcher die Predigt selbst gehöret und nachgeschrieben hat. Auch andere Kirchen in Altona hat er damals besucht. Von den Kirchen der Lutheraner, Reformirten und Mennoniten und den in ihnen gehörten Predigten redet er mit Achtung. Blos von der ihm so genannten Blaufärber- oder Quäkerkirche sagt er, daß er daselbst einen jämmerlichen Kopfhänger gehört hätte, von

welchem im ermüdentsten Tone nichts als mystischer Unsinn wäre vorgetragen worden, so daß er nicht begreifen können, wie sich noch Leute fänden, welche bei der großen Anzahl würdiger in dieser Stadt sich befindender Kanzelredner, einem solchen Phantasten die Ohren liehen.

Der katholische Prediger, den der Reisende im Jahr 1758 in Altona gehöret hat, wird der Pater Kluth gewesen seyn, ein Jesuit, der, nach Bolten's Kirchennachrichten B. I. S. 395. hier 1758 gestanden.

Auch an andern Orten hat er gern die katholischen Kirchen besucht, und die daselbst gehaltenen Predigten bemerket. So schreibt er unter andern irgendwo in eine solche Kirche am ersten Sonntage nach Trinitatis, wie man das Evangelium vom reichen Mann und armen Lazarus gehabt, gekommen zu seyn, wo man von den Worten des Textes: Epulabatur quotidie splendide, er hielt alle Tage herrliche Mahlzeit, Anlaß genommen hätte, vom heiligen Altarsakrament zu handeln, weil man in demselben herrliche Mahlzeit halten könnte.

VII.

Ueber Leibes und Lebensstrafen, besonders in Republiken.

(Pendant zu Seite 156 im 8ten Hefte.)

Ueber Zuläßigkeit der Todesstrafen, ist seit ihrer Einführung oft und heftig gestritten worden. Die alten Kriminalisten sowohl als die Theologen schienen sich eine Ehre daraus zu machen, den Justizmord recht eifrig zu vertheidigen. Die Gründe der einen Parthei waren eben so wichtig und nichtig als die der andern und keine hatte

sich, was die Vertheidigung eines gesezmäßigen Mordsystems betraf, irgend etwas vorzuwerfen. Das Recht, einen Mörder gerichtlich zu tödten, sollte sich nach der Theologen Meinung auf biblische Sprüche und nach dem Urtheile der Kriminalisten, auf das Recht der Wiedervergeltung gründen. Barkhausen hat das Ungereimte einer solchen Meinung gezeigt, indem er sagt: wollt ihr den Todtschläger wieder todtschlagen, um das Recht der Wiedervergeltung zu exerziren, so muß auch der Ehebrecher gerichtlich angehalten werden, seine Frau dem Beleidigten zuzuführen. Man hat zwar diese Art des Beweises, dem Barkhausen sehr übel genommen, aber man ist doch nicht im Stande gewesen, ihn zu widerlegen.

Am gründlichsten sprach Beccaria gegen die Todesstrafe. Er bestimmte den Fall treffend und deutlich, wann es nothwendig wird, ein brandiges Glied vom gesunden Staatskörper zu trennen, nemlich wann der Verbrecher ein Friedensstöhrer ist, wann sein Anhang Empörung unterhält, und wann sein Leben der Tod guter Bürger werden kann. In jedem andern Fall nennt Beccaria die Todesstrafe eine überflüssige Grausamkeit, weil die Erfahrung aller Länder und Zeiten bestätigt hat, daß Verbrechen nicht durch gelinde Srafen vermehrt und durch strenge nicht vermindert werden.

Wo Licht ist, muß auch Schatten seyn, und so war es auch also natürlich, daß so wie Beccaria gegen die Todesstrafen zu Felde zog, ein andrer Schriftsteller der bekannte Linguet sich der Henkersknechte annahm, und sie für sehr wichtige Personen zur Wohlfahrt des Staats proklamirte. Was ist, meinte er, am Leben einiger Schurken gelegen, da der Krig doch ganze Völkerschaften wegfrißt? Freilich ists um nichts besser, auf die Autorität eines Manifestes oder nach dem Text der peinlichen Halsgerichtsordnung zu morden, aber wenn auch

keine Heldentugend gezähmt werden kann, so gelingt es uns vielleicht ein veraltetes Gesez verdächtig zu machen. Da es nicht in unsrer Macht steht, die Pest zu vertilgen: soll darum auch kein Fieber geheilt werden?

Die Erde ist leider oft genug mit Menschenopfern bedekt, die durch Haab- und Ruhmsucht geschlachtet werden, und eben darum verlohnt es sich der Mühe, wenn es möglich, auch nur einige unsrer Brüder zu retten.

Ich denke das Unnüzze der Todesstrafen ist schon im vorigen Aufsazze deutlich genug bewiesen worden, in diesem Pendant wollen wir nur einiges was dahin einschlägt, kurz wiederholen. Als der erste Mensch im gerichtlichen Pomp auf dem Rade zerschmettert wurde, da bebte gewiß vor Entsezzen und Abscheu die ganze Versammlung der Zuschauer; sagte ich mit Recht im achten Hefte S. 163. aber schon haben sich die Menschen so sehr an blutige Aufzüge gewöhnt, daß sie beim Zerschmettern der Menschenknochen gerade so viel empfinden, als wenn Pfeifenstiele zerknikt werden, — das ist abscheulich und auch ganz unpolitisch, denn ich bin mit Voltairen gleicher Meinung, daß ein gehenkter Schelm zu gar nichts taugt, unterdessen er an der Kette doch noch etwas zum Vortheil der menschlichen Gesellschaft erwerben könnte.

Eure Sclaven, sagte Linguet, sind zu einem langsamen Tode verurtheilt, denn sie schmachten im dumpfigen Kerker bei ekelhafter Kost, und so ein trauriges Leben ist ein sehr armseliges Geschenk. Ich begreife nicht, wie ein Gelehrter solche Säzze aufstellen kann, ohne nicht dabei schamroth zu werden, denn es versteht sich ja von selbst, daß wenn von Gefängnissen und Ketten die Rede ist, die Obrigkeit auch zugleich verpflichtet ist, für gesunde Nahrung und reine Luft Sorge zu tragen, und Menschen darum zu schlachten, weil sie in Gefängnissen doch nicht so lange als in freier Luft leben werden, das gehört zur

Jurisprudenz der Roßärzte, nach welcher es freilich vernünftiger ist, ein krankes Pferd lieber todt zu stechen, als es keuchen oder hinken zu lassen.

Wenn ein solcher Saz philosophisch richtig wäre, so würde es sehr unbillig seyn, jene gutmeinende Obrigkeit einer kleinen Stadt deswegen auslachen zu wollen, weil sie einen Dieb, der ihr zum Brandmarken viel zu kränklich schien, aus Mitleiden lieber aufhängen wollte. —

Noch abgeschmakter wäre die Klage über die vielen Kosten des Unterhalts der Gefangenen, denn aus Oekonomie ist es doch wohl nicht zu tödten erlaubt? und — es versteht sich denke ich, von selbst, daß man in Republiken eine solche Behauptung nicht darf laut werden lassen, weil man nun einmal von Freistaaten, wo jeder in der süßen Einbildung von Freiheit und Gleichheit lebt, mehr Gelindigkeit und weniger Strenge als in monarchischen Staaten erwarten sollte. In despotischen Ländern, und in solchen, wo noch Leibeigenschaft herrscht, mag es wohl zuweilen haushälterisch seyn, eine Bauernklopfjagd zu halten, aber in Freistaaten kann dergleichen ökonomische Operation wohl nicht füglich statt finden. —

Man glaube nicht, daß ich übertreibe und Gott bewahre mich, daß ich über so wichtige Gegenstände zu scherzen, mir erlauben wollte. Ich rede ernstlich und habe Grund dazu, denn erst vor wenig Jahren haben wir in Frankreich Beispiele dieser Art gesehen, wo beim gerichtlichen Menschenmord die Oekonomie aufs höchste getrieben wurde. Die Leser werden sich wahrscheinlich der Mord- und Revolutionsscenen in vielen Städten Frankreichs, z. B. in Lyon erinnern. Anfangs wurden die Verurtheilten todtgeschossen, wie aber diese Exekutionen gar zu häufig vorfielen, da trat ein Oekonom auf und bewies die Theurung des Pulvers und die Seltenheit des Salpeters. Er schloß seinen Beweis mit dem Vorschlag,

diejenigen, die man aus der Welt zu schaffen wünsche, lieber in ein Fahrzeug zu sezzen und zu ersäufen, um das Pulver zu ersparen und der Vorschlag ist angenommen und ausgeführt worden. Kann also in einer Republik — schon damals hatte sich Frankreich diesen Namen gegeben — aus Oekonomie eine andere Todesart in Vorschlag gebracht werden, so denke ich, könnte es leicht dahin kommen, daß man aus Oekonomie zu tödten projektirte, und das wäre doch wohl der Mühe werth, zu verhindern.

Es ist unglaublich, wie weit es der Mensch in Erstikkung der menschlichen Gefühle, ich will es nur gerade heraus sagen, wie weit er es in der Grausamkeit bringen kann.

Wer zum erstenmale einer sogenannten kleinen militärischen Exekution beiwohnet, z. B. mit ansehen soll, daß ein Soldat von seinem Korporal geschlagen wird, und sich ruhig hinstellen muß, um die ihm zuerkannten Prügel mit aller militärischen Devotion auf und anzunehmen, der wird vielleicht einen so fatalen Anblik kaum aushalten können. Aber bei öfterer Wiederholung solcher Schauspiele wird er so abgehärtet, am Ende gar nichts dabei zu empfinden, und man hat mich versichert, daß es Korporale geben soll, die den Rükken ihrer Untergebenen eben so kaltblütig durchbläuen können, als wenn sie den Staub ihrer Montirungsstükke ausklopfen.

Mit den Richtern geht es nicht besser. Es wäre möglich, daß einer das erstemal bei Unterschrift eines Todesurtheils viel empfinden könnte, aber — ich glaube daß es nur beim ersten Urtheile statt findet, und das Morden wird den Juristen so geläufig, daß ein alter Fakultist den Inquisiten eben so kaltblütig verdammt, als der geübte Henker das Urtheil zu vollstrekken versteht.

Ich erinnere mich die Rede einer jungen Kindermörderin gelesen zu haben, die sie vor ihren Richtern hielt,

21*

als sie überwiesen war und die That nicht mehr leugnen konnte, und will dieses vielleicht noch unbekannte Aktenstük hier mittheilen, weil sich manches daraus erweisen läßt, was zum Beweise meiner Behauptung dienen kann; daß auch Richter sich an Grausamkeit gewöhnen, und die deutschen Kriminalrichter oft gerecht, das heißt: streng nach den todten Buchstaben des Gesezzes, aber nicht menschlich sind.

Diese Inquisitin, die, wie man gleich hören wird, ein Frauenzimmer von nicht gemeiner Erziehung war, redete ihre Richter folgendergestalt an: „ich rede nicht „für mein Leben, denn ich habe keine Hofnung, daß mir „die Richter solches lassen werden, und ich umarme den „Tod als meinen Freund; aber ich will euch wenigstens „beweisen, daß ihr Unrecht habt, wenn ihr euch einbildet, „ein Kindermord sey so ganz gegen alle Empfindungen „der Natur. Ihr strafet mich nicht; ihr erlöset mich nur „von einer Reihe unleidlicher Qualen. Ich war blühend „und glüklich, von allen Mädchen beneidet. O verachtet „mich nicht nach meinem Tode, ihr Ungefallenen! gedenket meiner, wenn ihr könnt, in der Stunde der Leidenschaft, wenn das Herz hoch aufschwillt und die Zunge „stammelt, in der einsamen Laube, wenn ihr gegen den „feurigen Mann, den ihr liebt, keine Waffen findet; rettet dann eure Unschuld, wenn ihr noch könnt. Ich rettete sie nicht, und nun war der Friede des Lebens dahin. Wie sie nun auf mich herabsehen, meines Stolzes „meiner Schande spotten werden. Nun bin ich keiner „Freundin, keines Mannes, nicht der Achtung meiner „Gespielinnen, nicht einer menschlichen Freude mehr „werth! Der ehrwürdige Name Mutter ist ein Schandtitel für mich. Ha Richter! alles das tobte in meiner „Brust in der Stunde der Geburt. Kennt ihr den Zustand eines gebärenden, geschändeten Weibes? Wenn

„immer wachsende Marter wühlet und hofnungslose Ver„zweiflung zugleich, ist dann Licht im Verstande? Handle „ich frei auf der Folter der Natur und des Gewissens? — „O lebtest du nicht, Pfand des Unglüks! rief es tief aus „der Seele. O Schöpfer nimm es hin, dieses unschul„dige Kind! Es entflieht den Mühseligkeiten des Lebens „und rettet seine Mutter von der Schande, welche bittrer „ist als der Tod, gewiß bittrer als sein Tod — — und „so erwürgte ich mein Kind. — Ach ich hätt' es gern „erzogen und gebildet, aber mich einer endlosen Verach„tung aufzuopfern, dazu war ich nicht verächtlich, dazu „war ich nicht stark genug."

Diese Rede wurde den Akten mit beigefügt, die man an eine Juristenfakultät sandte, und diese Fakultisten waren mehr Juristen als Menschen, fällten das Urtheil: daß Inquisitin zur wohlverdienten Strafe und Andern zum Exempel mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gebracht werden sollte und — bald darauf wurde der richterliche Spruch durch die Obrigkeit des Orts und die Handlanger der Gerechtigkeit ins Werk gerichtet, die Inquisitin justizmäßig gemordet.

Es gehört wahrlich ein großer Grad Verläugnung menschlichen Gefühls dazu, solche Urtheile zu fällen und sie zur Exekution zu bringen, und daher wäre zu wünschen, daß in dieser aufgeklärten freundlichen Zeit recht viele Biedermänner auftreten und gegen Todesstrafen laut sprechen möchten.

Daß solche in Monarchien ganz aufhören werden, ist nicht wahrscheinlich, denn gelinde Strafen und Eigengewalt sind eine seltne Erscheinung in der Geschichte, sie zeigt sich, fast möchte ich sagen, nur allein in der glükli- chen dänischen Regierung. Aber wenn Freistaaten wie Hamburg, die vermöge ihrer Konstitution begnadigen und die Todesstrafe aufheben können, wenn diese Obrigkeiten

sich ihres Rechtes zum Wohle der Menschheit nicht bedienen wollten, so würde ein solches Verfahren billig eine doppelte und desto schärfere Rüge veranlassen.

Es ist nicht lange her, daß man einen Dieb in Hamburg aufhenkte, bei welcher Gelegenheit ich mich einer Anekdote erinnere, die wenigstens die schon bekannte Wahrheit bewährt, daß kein Spizbube den Strang fürchtet. Man hatte seit einiger Zeit nichts von Einbrüchen gehört, aber in der folgenden Nacht, da man Tags vorher das Hängefest des gedachten Diebes mit allen Henkersceremonien gefeiert hatte, wurde die Tochter eines hamburger Rathsherrn, die an einen Prediger nahe bei der Stadt verheirathet war, so sehr bestohlen, daß ihr von Wäsche und Kleidungsstükken fast gar nichts übrig blieb. Sie schrieb den andern Morgen ihrem Vater in einem überaus scherzhaften Tone wegen dieses Diebstahls: „Gestern haben Sie einen Dieb aufhängen lassen, und „diese Nacht haben mich andre Diebe sehr ansehnlich beraubt, wahrscheinlich um der Tochter eines hamburger „Senators zu beweisen, daß der Galgen nicht vermögend „ist, einen Dieb zu schrekken." Solcher Fälle giebt es häufig und man hat sogar die Bemerkung gemacht, daß je härter Verbrechen bestraft werden, desto häufiger sind die Vergehungen, daher appellire ich feierlich im Namen hamburger Patrioten an die Volksrepräsentanten, nie weder ein Todesurtheil zu fällen noch eine Leibesstrafe zu diktiren, die so barbarisch ist, als das Spießruthenlaufen, welches eigentlich die Veranlassung zu diesem und vorhergehenden Aufsazze gegeben hat. *)

*) Man kann und darf den Geist der Milde nicht verkennen, welcher jezt selbst in der hamburgischen Kriminaljustiz herrscht.
D. H.

VIII.

Was für Hofnungen kann sich der Freund des Vaterlandes in Hamburg bei der Beendigung des Entschädigungsgeschäfts in Deutschland machen?

Eine patriotische Phantasie.

„Hamburg hat bei dem nunmehr Gottlob geendigten Revolutionskriege außerordentlich gewonnen," so urtheilt das Ausland, so urtheilen einige schlecht Unterrichtete in Hamburg selbst. Ich will hier nicht untersuchen, was ein Staat in einem Kriege, an welchem er nicht unmittelbar und direkte Antheil nimmt, gewinnen oder verlieren kann? Dies würde die Grenzen meiner Zeit und meines Raums, NB. zum Schreiben, weit überschreiten. Blos auf einige Betrachtungen über Hamburgs Lage in bedeutenden Kriegen will ich mich einlassen und diese Betrachtungen mögen zur Einleitung obiger aufgeworfener Frage dienen.

Hamburg ist ein kleiner isolirter Freistaat, der seine Existenz und Unabhängigkeit einzig und allein der Gradheit oder der Gunst, oder der Eifersucht und dem Interesse der herrschenden Mächte zu verdanken hat. Einige behaupten, daß der Reichthum und die klingende Münze zur Erhaltung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit beitrage. Allein ich glaube weder an Hamburgs Reichthum noch an diese Folge desselben. Reich ist nach meinen Begriffen nur derjenige Staat, welcher keine Schulden hat; und dessen Einwohner mit Akkerbau, Gartenbau, Handwerken, Manufakturen, Fabriken, Künsten und Wissenschaften

industriös beschäftigt sind und nach einem Punkte bürgerlicher Wohlhabenheit streben, die ein Jeder durch Fleiß und Kunst erreichen kann. Freilich dürfte es in diesem Verstande entweder gar keine oder doch nur sehr wenige reiche Staaten geben; in dem gewöhnlichen Sinne, worin man den Ausdruk reicher Staat nimmt, soll man verschiedene zählen. Allein Hamburg kann ich nicht darunter rechnen, und dennoch hat die Idee von Hamburgs Reichthume ihm unendlichen Schaden zugefügt. Ich halte Hamburg deswegen nicht für reich, 1) weil es Kammerschulden hat. Für solche Schulden, besonders, wenn die Kammerbriefe in solchem Werthe und Ansehen, so wie in Hamburg stehen, wollen die Politik und Staatswirthschaft sehr viele Gründe anführen; allein da ich auch hier, wie fast überall ein Kezzer bin: so kann ich mich durch diese Gründe nicht überzeugen. Ich sehe nur Schulden, wovon Interessen bezahlt werden müssen, die der ärmern Menschenklasse immer und ewig zur Last fallen. Wird der Hauerschilling zur Bezahlung der Interessen verwandt; der Aermere muß ihn bezahlen und daher sehr theuer und zugleich größtentheils sehr elend wohnen. Wird die Grundsteuer dazu bestimmt; der Häuserbesizzer, welcher Miethsleute hat, repartirt sie unter dieselben und schlägt den Miethzins höher an. Den Kartenstempel muß der Unbegüterte bezahlen, weil nur dieser des Sonntags oder bei Feierabenden in öffentlichen Häusern sich mit Karten belustigt und oft, wenn der höchstmöglichste Gewinn seines Spiels etwa vier Schilling beträgt, so muß er dafür 4 ß an den Staat bezahlen. Der Reiche spielt in seinen häuslichen Zirkeln und da bedarf er keiner gestempelten Karten. Freilich könnten die Aermern das Spiel füglich unterlassen. Allein, wenn es eine Unterhaltung und Erhohlung ist, wofür es Millionen Menschen durch Worte und Thaten erkennen: so ist es ungerecht, diese Unterhal-

tung denjenigen Menschen erschweren zu wollen, welche der Unterhaltung und Erhohlung vielleicht am mehrsten bedürfen; traurig, sie erschweren zu müssen, weil die Bedürfnisse des Staats es erfordern. Alle Zoll- und Akziese-Abgaben, welche Krämer, Fetthändler, Brauer, Bäkker, Schlächter rc. in die öffentliche Kasse liefern, sind blos durch sie von den ärmern Einwohnern, welche ihrer bedürfen, gesammelt. Kurz, den größten Theil der öffentlichen Abgaben muß der ärmere Theil der Bürger bezahlen. Nach den gewöhnlichen Begriffen ist dies paradox, aber nichts desto weniger wahr. Einige Abgaben sind unter Reichere und Aermere gar zu ungleich und unverhältnißmäßig vertheilt. So giebt z. B. in Hamburg der Bewohner eines kleinen Saals, worauf er mit seiner Familie, wie Heeringe, eingepakt ist, dessen hohen Miethzins er mit Schweiß und Kummer zusammen bringen muß, jährlich 8 mk Wachtgeld an den Bürgerkapitain, und der Besizzer eines großen, weitläuftigen Hauses von 50 — 60000 mk an Werth, zahlt 16 mk. Wenn der Staat sich nun in die Nothwendigkeit versezt sieht, zur Bezahlung seiner Interessen den ärmern und bedrükten Einwohner mit einer größern Abgabenlast zu beschweren: so kann ich dies nicht für ein Zeichen des Reichthums dieses Staats ansehen und erkennen.

„Ich weiß es recht gut, daß man die Schulden der hamburgischen Kammer für einen politischen Griff ausgiebt. „Dafür, daß die Kammer Schulden hat, ist unsre Admiralität reich, sagt man. Wenn unsere Kammer Schulden hat: so kann sie dem Andringen von Außem her besser begegnen, und hat Entschuldigungen, odiöse Forderungen oder Gesuche abzuschlagen." Wie sehr sich diese guten Politiker irren, lehrt die Erfahrung aller Zeiten. Was hilft es der Kammer, daß die Admiralität reich ist? Ich kenne kein einziges Beispiel, daß diese die

Kammer aus der Noth geholfen hätte, ohne sich die gehörigen Prozente dafür bezahlen zu lassen. In dieser Rüksicht ist es nun gerade einerlei, ob die Kammer von einem Kollegium leiht, welches einen status in statu ausmacht, oder von Privatbürgern. Ja, dies Leztere ist unendlich vorzuziehen, weil alsdann die Interessen so leicht nicht zu neuen Kapitalien gemacht werden, sondern zum Besten des Ganzen cirkuliren. Bei auswärtigen Ansuchungen und Forderungen, frägt man nicht darnach, ob die Hamburger einen Unterschied zwischen ihrer Kammer und Admiralität machen oder nicht? Man verlangt Geld von Hamburg. Woher die Hamburger das Geld nehmen, bei wem sie es verzinsen? Wer kümmert sich darum? Auch weiß man es auswärts recht gut, vielleicht besser, wie in Hamburg, daß die Admiralität sehr große Kapitalien hat und diese noch immer zu vermehren sucht. Es ist hier nicht der Ort, die Nüzlichkeit oder Schädlichkeit dieses und mehrerer isolirter Kollegien zu untersuchen. Aber des Wunsches kann ich mich nicht erwehren, daß Hamburg, wie andre gutgeordnete Staaten, eine Gemeine-Kasse haben möchte, über welche die höchste Gewalt, d. h. Rath und Bürgerschaft disponiren könnte, in welche der Ueberschuß aus allen andern Kassen flösse, und aus welcher eine augenblikliche Verlegenheit des Staats bestritten, das unverschuldete Deficit der übrigen Kassen gedekt und manche Ausgaben zum Gemeinbesten bestritten werden müßten.

Ich halte Hamburg für keinen reichen Staat, weil 2) seine Existenz nicht auf Akkerbau und Manufakturen, sondern auf den zufälligen und precairen Erwerb der Handlung allein gegründet ist. Ich weiß es sehr gut, daß man nach den Grundsäzzen einiger neuern Kameralisten nicht den Akkerbau für den Vater der Handlung, sondern die Handlung für die Mutter des Akkerbaues an-

nimmt. Allein so Etwas wider Theorie, Natur der Sache und Geschichte zu behaupten, verstehen auch nur die neuern Philosophen. Sehr richtig und wahr ist es aber, daß der Akkerbau durch freien Verkehr und Handel außerordentlich befördert wird. Doch dies liegt zu weit außer meinem jezzigen Gesichtskreise. Es ist leicht zu erweisen, daß ein blos handelnder Staat ohne Akkerbau und Fabriken, also auch Hamburg, kein reicher Staat seyn kann. Alle handelnde Staaten gründeten ihre Größe, ihre Macht und ihren Reichthum auf Manufakturen und Fabriken. Durch Manufakturen und Fabriken, durch den Absaz der vaterländischen Indûstrie-Produkte wird der Kaufmann ein Wohlthäter seines Vaterlandes, und macht es zu einem reichen Staate. Durch Manufakturen und Fabriken entstand und bestand die dreihundert Jahre hindurch mächtige Hansa. Durch Manufakturen und Fabriken hat England den Alleinhandel in Europa bekommen, und wenn dieses Land nicht so viel blutige und geldspillige Kriege geführt hätte, um ein Monopol grausam durch Menschen- und Bruderblut zu erkaufen, welches ihm sein Fleiß und seine Indûstrie allein verschaft haben könnten: so wäre es in der That das reichste Land in Europa. Jezt hat es mehrere Nationalschulden als vielleicht bares, gemünztes Geld in der Welt ist; und dennoch würde es der Welt das größte Wunder zeigen können, welches je auf ihr bewirkt ist, es würde seine Nationalschulden rein abbezahlen können, wenn seine Regenten und Machthaber nur Ein Jahrhundert hindurch ihre Eroberungsplane aufgeben wollten. Bei der ungeheuern Schuldenlast von 500 Millionen Pfund Sterling ist England dennoch ein sehr reicher Staat, weil Akkerbau und Manufakturen in ihm auf dem höchsten Grade der Vollkommenheit stehen, und weil dies unendlich viel mehr werth ist als 500 Millionen Pfund Sterling. Was sind jezt die Kaufleute in

den großen deutschen Handelsstädten, sind es Hanseaten, die mit ihren Kunstprodukten Europa versorgten, welche in ihrer Vaterstadt Tausenden durch Manufakturen und Fabriken Brod gaben, und das Gesezbuch des Handels entwarfen? Sind es Fuggers, welche Augsburg durch ihre Fabriken bevölkerten und sich selbst zu Fürsten des deutschen Reichs machten? Sind es G * * * *, die durch eine Fabrik unermeßlichen Reichthum sammelten und ihren Nachfolgern ein fast fürstliches Fideikommiß hinterlassen konnten? Sind es Männer, die zum Vortheil und zur Ehre ihres Vaterlandes spekuliren? — Englands Faktoren sind sie, die einen sehr, sehr guten Rabatt verdienen und, wenn das Ding recht im Gange ist, ihr Geld eben so leichtsinnig wegwerfen, als sie es verdienen. Ich möchte aus Unmuth hier die Feder wegwerfen. Unsere Seidenmanufakturen sind dahin; unsere Kattundrukkereien sind ruinirt; unsere Zukkersiedereien — theure Mitbürger! ich möchte nicht gern ein Unglüksprophet seyn, aber diese Zukkersiedereien werden erschüttert werden. Und was habt Ihr dann, das Ihr Euer Eigenthum nennen könnt? Nicht Akkerbau, nicht Manufakturen und Fabriken. Aber doch Geld, sagt Ihr! Geld ist allerdings eine recht gute Waare, aber sehr verlierbar, und die Quellen, woraus es fließt, können leicht verstopft werden. Unsere patriotischen Schriftsteller haben es zwar mit sehr wahrscheinlichen Gründen zu beweisen gesucht, daß Hamburg durch die Natur seiner Lage, durch seine Konstitution, durch seine Bank ꝛc. zu einer der ersten Handelsstädte qualifizirt sey und immer bleiben müsse. Allein gegen dies immer bleiben müssen hat die Geschichte sehr viel einzuwenden. Tyrus und Sidon sind nicht mehr; Corinth ist zerstört; Alexandrien wird kaum unter den Handelsstädten angeführt; das stolze Venedig ist tief, tief gebeugt; Augsburg und Nürnberg sind zu einer großen

Mittelmäßigkeit herabgesunken; Amsterdam ist erschüttert; Antwerpen war tief von seiner Höhe herabgesunken. Dies soll nicht die ominöse Stimme des Käuzchens seyn, das in nächtlicher Stille Unglük weissagt, sondern der warnende Ton eines Freundes, der fest davon überzeugt ist, daß der Reichthum und die Dauer eines Staats blos von solchen Anordnungen und Anstalten abhangen, die nicht so leicht erschüttert werden können, nicht so veränderlich sind, als die geschichtliche Erfahrung es von der Handlung erhärtet. Unsere Konstitution befördert allerdings unser Bürgerwohl ganz außerordentlich und läßt uns die Segnungen der goldnen Freiheit genießen. Auch würde sie bei einer etwanigen Handlungskatastrophe in der That sehr viel dazu beitragen, den Bürgern die Aufsuchung neuer Nahrungsquellen zu erleichtern. Hätte Nürnberg, wie sein Handel dahin schwand, eine gleiche Konstitution gehabt: so würden seine Einwohner bei ihrem Kunstfleiße, ihrer Indústrie, ihrer edeln Arbeitsamkeit noch immer außerordentlich wohlhabend seyn. Aber bei regierenden Familien, bei einem Patriziate? Was ist es jezt? Allein, bei aller Vortreflichkeit der hamburgischen Konstitution würde sie dennoch in einem solchen traurigen Zeitpunkte die unglüklichen Folgen nicht heben können, welche unsere jezzige Sorglosigkeit und Vernachlässigung, ja ich möchte beinahe sagen, absichtliche Zerstörung unsers Fabrikwesens nothwendig erzeugen müssen. Die Bank ist allerdings das Heiligthum und Palladium des hamburgischen Staats; ein großer redender Beweis, daß unsere einsichtsvollen Kaufleute keine Schwindler sind und eine Veranstaltung, welche dem reellen Hamburger den ungemessensten Kredit verschaft. Allein das Palladium eines Staats ist öfters, nicht immer von betrügerischen und diebischen, aber doch von unwissenden und abergläubischen Menschen angetastet, und solche Heiligthümer sind

von der Natur, daß sie oft eine leichte Berührung entweihen kann. Bei uns kann eine solche Beflekkung nicht statt finden. Allein die Bank, welche der hamburgischen Handlung einen hohen Kredit verschaft, welche sich so außerordentlich um die Bestimmung des Münzwesens in ganz Europa verdient gemacht hat, würde dennoch aufhören, Einfluß zu haben, wenn man die Elbe, wie weiland die Schelde sperrte. Dies hält Niemand für möglich; nach der jezzigen Einrichtung der Dinge glaube ich selbst nicht daran. Aber, „es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war.“ Kurz, die Bank kann nur so lange existiren, so lange das Palladium des hamburgischen Staats seyn, als die Handlung dieses Staats bedeutend und von einem entschiedenen Range ist. In dem leztern Revolutionskriege gab es wahre Patrioten und auch waghälsigte Schwindler genug, welche behaupteten: „Hamburg sey die zweite Handelsstadt in Europa.“ Nach dem Frieden, da Alles wieder so ziemlich ins alte Gleis zurük geführt wird, ist in Hamburg Alles sehr kleinlaut. Ich, ich Unglük weissagendes Käuzchen allein habe den Muth, dreist und kek zu behaupten und auch erforderlichen Falls meine Behauptung zu beweisen, daß Hamburg, was es der Natur der Sache nach seyn und bleiben muß, noch immer die dritte Handelsstadt in Europa und die erste Handelsstadt in Deutschland ist. Damit war Hamburg zufrieden, wie es alle seine vortreflichen Anstalten gründete; damit laßt uns zufrieden seyn, weil wir noch im Stande sind, diesen Plaz ehrenvoll zu behaupten.

Ich halte 3) Hamburg deswegen für keinen reichen Staat, weil es keine Noth- und Hülfskasse hat, wie etwa oben gewünschte Gemeinekasse seyn könnte, sondern in jeder Verlegenheit und Noth seine Zuflucht zur Verdoppelung der bestehenden, oder zur Auffindung neuer

Abgaben schreiten muß. Daß die Admiralitätskasse diese Hülfskasse nicht ist und die Bank es nicht seyn kann, ist allgemein bekannt. In denjenigen Zeiten, welche man in Hamburg gute Zeiten nennt, d. h. in solchen, wo ein Seekrieg zwischen England und Frankreich existirt, in welchen Holland und Spanien bald verwikkelt wird, kann der ordentliche Haushalter diese Abgaben leicht tragen. Allein in minder gewinnreichen Zeiten fallen sie einem sehr großen Theile von Hamburgs Einwohnern sehr beschwerlich. Eine weise, nicht knikkerige Oekonomie würde eine Gemeine-Kasse bald füllen und daraus die Bedürfnisse zur Zeit der Noth, wie auch die Erhaltung und Errichtung durchaus nothwendiger Anstalten bestritten werden können.

Hamburg kann 4) deswegen kein reicher Staat genannt werden, weil es im Durchschnitt jährlich über 2000 Familien durch seine Armenanstalt allein theils unterhalten, theils unterstüzzen muß.

Starke Bevölkerung eines Staats ist allerdings sehr zuträglich für die Wohlfarth desselben. Allein, es ist wahrhaftig nicht einerlei, mit welchen Menschen er bevölkert ist. Ein Staat, der mit lauter indüstriösen Menschen bevölkert wäre, ist freilich Ideal und kann in rerum natura nicht existiren. Allein die Regel bleibt wahr: jemehr der Staat sich dem Ideale nähert, je indüstriöser seine Einwohner sind, desto glüklicher und wohlhabender ist er auch. Man rühmt die Thätigkeit der hamburgischen Einwohner außerordentlich; sie ist auch nicht zu läugnen. Allein sie beschränkt sich auf Erwerb durch Handeln und auf Genuß. Der Kunstfleiß gewinnt durch diese Thätigkeit wenig oder nichts. Ja die vaterländischen Künstler können es nie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit bringen, weil der reiche Hamburger sich alle Amöbelmangs, alle Bedürfnisse des üppigen, prachtvollern

Lebens aus der Fremde verschaft und keine ähnliche Artikel ins Ausland verschikt. Der Erwerb durch Krämerei wird nicht so gut zu Rathe gehalten, wie der Erwerb durch Kunstfleiß. Die Thätigkeit der mehrsten Hamburger erschlaft in gewissen Jahren. Die Begierde, so bald als möglich eine Art von Nabob zu spielen, hat sich ihrer Herzen bemeistert. Die Ehen werden größtentheils nach diesem Prinzip geschlossen. Der junge Mann heirathet eine alte Witwe, um von ihrem ersparten Vermögen zu schwelgen. Der leichte Erwerb des Geldes und der, in vielen Stükken gewiß sehr übertriebene Luxus, ziehen eine Menschenrace an, deren Incorporation jeder Staat für ein Unglük hält. Das Resultat von Allen ist, daß die Armenkasse immer mehr und mehr beschwert wird und der Staat an Wohlhabenheit immer mehr und mehr verliert. Ich habe Oerter gekannt, in welchen man freilich nicht mit vierspännigen Equipagen fuhr, in welchen sich aber auch nicht Einer bei der Armenkasse meldete, um von ihr Unterstüzzung zu verlangen, ohnerachtet dieselbe durch die Wohlthätigkeit der Einwohner außerordentlich angefüllt und die Administration derselben sehr human und popular war. Einen solchen Ort nenne ich einen reichen und glüklichen.

Wie stimmt dies nun mit dem Ausdruk: das reiche Hamburg? Wie mit der Behauptung des Herrn von Archenholz, daß in der einzigen Stadt Hamburg mehr baares Geld anzutreffen sey, als in England? Ich glaube, recht gut. Wir haben allerdings viel reiche und noch mehrere recht wohlhabende Leute in Hamburg. Aber reiche Bürger lassen nicht nothwendig einen reichen Staat folgern. England hat die reichsten Privatleute. Allein, es ist Unsinn zu behaupten: England sey der reichste Staat, da seine Nationalschuld den Werth seiner liegenden und fahrenden Habe beinahe übersteigt, und der Finanzminister

bei jeder neuen Anleihe die Interessen erhöhen muß. Was das baare Geld betrift, so bin ich der Meinung, daß des Herrn von Archenholz Angabe zu gewissen Zeiten richtig seyn kann. Allein, gehört denn alles Geld, was in Hamburg gezählt, gewogen, geschleppt, gefahren oder transportirt wird, den Hamburgern? Ich glaube, diese Frage läßt sich leicht beantworten. Den reichen Hamburger müssen meine guten Mitbürger in Deutschland so gut bezahlen, als in Frankreich den Baron. Macht ihnen diese Benennung Vergnügen, so geben sie das Geld dafür mit Freuden aus und ich werde mich wohl hüten, Etwas dagegen einzuwenden. Genug, mein Saz bleibt wahr, reiche Bürger bilden noch keinen reichen Staat. Ist denn nun aber der hamburgische Staat arm? Es giebt unendliche Nüancen zwischen reich und arm, unendliche Abstuffungen in Reichthum und Armuth; laßt uns immer unsern Staat einmal wohlhabend nennen.

In jedem Seekriege zwischen England und Frankreich gewinnt der Handelsstand, allenfalls auch der Handwerksstand in Hamburg. Allein der Staat wird auf alle Fälle geneckt. Da kommen Anforderungen, Anleiheverlangen, höchste Ungnaden, welche mit Geld versöhnt werden müssen; Ungerechtigkeiten, weswegen die Stadt Abgeordnete oder Gesandte abschikken muß; wer trägt die Abgaben, welche alle diese Umstände erfordern, der Kaufmann, welcher beim Kriege gewinnt, der Handwerker, welcher mit ihm in Verbindung steht? Nein! dem größern und ärmern Theile des Staats fallen sie zur Last, und diesem werden noch oben ein durch den entsezlichen Luxus, welchen die so leichte Art und Weise, Geld zu gewinnen erzeugt, alle Nothwendigkeiten des Lebens auf die unglaublichste Weise vertheuert. Die zweitausend Armenfamilien, welche der Staat ernähren oder unterstüzzen muß, werden in schneller Progression vermehrt, und alle Bürgertugen-

den müssen vor dem Spekulations- oder vielmehr Schachergeiste sich verbergen. Der reichgewordene, leichtsinnige Spekulant hält die Stadt nicht mehr für sein Vaterland, in welcher allein er seinen Reichthum erwerben konnte, und droht bei jeder Gelegenheit mit seinem Abzuge.

Ist nun dieser Seekrieg, so wie bisher gewöhnlich war, mit einem Landkriege vergesellschaftet: so wird der hamburgische Staat von allen Seiten her genekt und geplagt; sein Territorium wird nicht respektirt und es geschehen Anmuthungen aller Art. Der Staat muß Anleihen machen und zahlen. Zur Bezahlung der Interessen und Wiederbezahlung des Kapitals sind neue Auflagen nöthig, die von jedem Bürger, nicht von dem Reichen allein getragen werden müssen. Ich will hier keine Berechnung machen, wie viel der französische Revolutionskrieg unserm kleinen Freistaate gekostet hat. Es scheint, als wenn man ihm Einiges vergüten, als wenn man etwas Balsam in seine Wunden träufeln will. In den Annexis der französisch-russischen Deklaration Artikel 8., welche dem deutschen Reichstage zu Regensburg den 18. August dieses Jahrs übergeben wurde, heißt es: „daß das Städtekollegium ferner aus den freien Reichsstädten Lübeck, Hamburg, Bremen, Wetzlar, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg und Regensburg bestehen und auf die Mittel gedacht werden müsse, daß bei künftigen Kriegen, an welchen das Reich Theil nehmen dürfte, besagte Städte nicht verpflichtet sind, im geringsten Antheil daran zu nehmen, und daß ihre Neutralität vom Reiche gesichert und von den andern kriegführenden Mächten anerkannt werde." Dies wäre nun allerdings vortreflich und in der That eine Wohlthat für den Rest der ehemaligen deutschen Reichsstädte. Allein, aufrichtig! ich sehe nicht ein, wie man die andern kriegführenden Mächte dazu bewegen

will, diese Neutralität anzuerkennen, wenn sie nicht selbst in ihren Staaten einige Städte für neutral erklären, um den nothwendigen und erlaubten Handel in Kriegszeiten nicht zu unterbrechen und ein wechselseitiges Interesse hervorzubringen, diese Neutralität zu respektiren. Auch dürfte diese Neutralität nur denjenigen Städten rein und unverkürzt zu statten kommen, welche von dem Kriegsschauplazze entfernt liegen. Ihr Kontingent zu der Reichskriegskasse würden sie vielleicht nicht bezahlen; aber es giebt andere Mittel und Wege, dieses Kontingent dennoch zu ziehen, und so kann der Patriot und Menschenfreund hier Nichts — als wünschen und hoffen. Zugleich muß er aber auch gestehen, daß eine solche Idee von dieser Neutralität erregt zu haben, schon ein sehr verdienstliches Werk sey, indem künftige Zeiten sie vielleicht realisiren können.

Wichtiger ist der 2te Artikel dieser Annexen, welcher so lautet: „Daß Er (der Churfürst von Hanover) gleichfalls an die Städte Hamburg und Bremen die Gerechtsame und das Eigenthum (les proprietés) abtritt, welche er in den besagten Städten und in dem Umfange ihres Gebiets ausübt und besizt.“ Es ist für den hamburgischen Patrioten wohl der Mühe werth zu untersuchen, was von der Realisirung dieses Vorschlages zum Gemeinbesten unsers Staats zu hoffen und zu erwarten wäre. Ich habe diese Untersuchung übernommen, ohne jedoch auf irgend eine Unfehlbarkeit Anspruch zu machen. Vielmehr soll dies nichts anders seyn, als was mein Titel besagt: Eine patriotische Phantasie.

(Der Schluß folgt.)

IX.

Annalen der hamburgischen Litteratur.

Vermischte Schriften.

„Reden über die Malerei von Josua Reynolds, Ritter und Präsidenten der königl. Akademieder Künste in London. Mit biographischen Nachrichten über ihn. Aus dem Engl. von Kosmeli. Hamburg bei F. H. Nestler, *) 1802."

Herr Kosmeli, ein junger Gelehrter von Kopf und Kenntnissen, der bald Altona bald Hamburg, bald der weiten Welt angehört, und jezt vermuthlich auf einer Reise nach Persien begriffen ist, hat sich durch die Herausgabe dieser Reden um Künstler, Kunstliebhaber und Jedem, der auf einige Einsichten in den schönen Künsten

*) Es sollen sich Einige darüber gewundert, ja es beinahe unschiklich gefunden haben, daß viele Bücher und Schriften in diesen Annalen angezeigt werden, welche der Verleger dieses Journals verlegt und verkauft. Diesen Einigen könnte ich sehr nachdrükliche und triftige Gründe entgegen sezzen, wenn es der Mühe werth wäre, sich mit Einigen zu befassen. Ich begnüge mich diesmal blos damit, ihnen und Jedermann zu sagen, daß dies durchaus nicht Herrn Nestlers Betrieb ist, daß dieser den Mitarbeitern des Journals freie Hände läßt, sie weder merkantilisch noch ökonomisch bindet, und seine Journalisten schreiben und sagen läßt, was sie wollen und was sie verantworten können. Auch dem pro tempore Annalisten kann es nicht zur Last fallen, daß diese Bücheranzeige in Ansehung der Verleger und Verfasser nicht mannichfaltiger ausfällt. Er hat verschiedentlich Verfasser und Verleger aufgefordert, ihre Werke einzuschikken. Sie thun's nicht. Vielleicht deswegen nicht, weil sie ein vaterländisches Journal als keinen ehrenvollen Plaz für ihre Geistesprodukte ansehen. D. V.

Anspruch haben will, gewiß recht sehr verdient gemacht. Die Uebersezzung ist fließend, getreu und läßt sich wie ein Original lesen. Die Ideen, welche der brave Künstler Reynolds in diesen Reden zu entwikkeln sucht, sind äußerst mannichfaltig, und wenn der strenge Philosoph ihnen nicht immer seine Beistimmung geben kann: so muß er doch gestehen, daß sie sehr geschikt sind, neue Begriffe zu erzeugen und dem Künstler sehr reichlichen Stoff zum Nachdenken geben. Es sind sechs Reden, worin Reinolds sich vorzüglich über folgende Ideen ausbreitet: Zu vieles Kopiren ist nicht anzurathen; der Künstler muß beständig Materialien sammeln; Grundprinzip des großen Styls; über Schönheit, Ideal; Unterschied zwischen Natur und Mode; zwei Style der historischen Malerei, der große und der Dekorationsstyl; der zusammengesezte Styl; konventioneller Styl; nöthige Vorsicht bei Verbindung entgegengesezter Schönheiten; Ausdruk gemischter Leidenschaft ist nicht zu versuchen; Beispiele des großen Styls, Raphael, Michael Angelo, Salvator Rosa, Carlo Maratti, Poußin, Rubens; Selbstständigkeit ist in jedem Theile der Kunst erforderlich; wahre Methode der Nachahmung ꝛc. ꝛc.

In der dritten Rede giebt Reynolds vorzüglich seine Ideen über Schönheit und Ideal. Ich will einige Stellen daraus hersezzen und nachher meine eigne Meinung darüber sagen. Seite 84 ꝛc. heißt es: „Man muß den Scholaren, die bereits weiter in der Kunst sind, und mit sichrer Hand ihren Verstand zu üben Muße haben, sagen, daß ein bloßer Abbildner der Natur nie etwas Großes hervorbringen, die Einsicht des Zuschauers erhöhen und erweitern, oder sein Herz erwärmen kann. — Der Grundsaz, daß die Vollkommenheit der Malerei nicht in bloßer Nachahmung besteht, ist nichts weniger als neu oder sonderbar. Die allgemeine Meinung der einsichts-

vollern Menschen bestätigt ihn. Die Dichter und Redner des Alterthums schärfen unaufhörlich den Saz ein, daß alle Künste ihre Vollkommenheit von einer idealischen Schönheit erhalten, die über die Schönheit individueller Natur erhaben ist. Sie verweisen beständig auf das Verfahren der Maler und Bildhauer ihrer Zeit, besonders auf den Phidias, den Lieblingskünstler des Alterthums, um ihre Behauptungen darzuthun — Sie nennen es (die Art nach dem Ideale zu arbeiten) Begeisterung, eine Gabe des Himmels. — Die Neuern sind so, wie die Alten von dieser vorzüglichen Kraft in der Kunst überzeugt; nicht minder fühlen sie ihre Wirkungen. Der große Geschmak bei den Italiänern, das schöne Ideal der Franzosen und der große Styl, das Genie, der Geschmak bei den Engländern, sind nur verschiedene Benennungen für die nemliche Sache. Diese geistige Würde ist's, die des Malers Kunst veredelt; die die Grenzlinie zwischen ihm und dem bloßen Handwerker zieht und in einem Moment jene großen Wirkungen hervorbringt, welche die Beredsamkeit und Poesie durch langsame und wiederhohlte Anstrengungen kaum zu bezwekken im Stande sind. Mit solchem Feuer reden die Alten und Neuern von diesem göttlichen Prinzip der Kunst; allein enthusiastische Bewunderung befördert selten die Erkenntniß. Ist gleich die Aufmerksamkeit eines Scholaren durch solches Lobpreisen gewekt und eine Begierde in ihm erregt, diese große Laufbahn zu betreten, so kann ihn das vielleicht gerade abschrekken, was ihn hätte anreizen sollen. Er prüft sein inneres Gemüth und vernimmt nichts von jener göttlichen Begeisterung darin, mit der, wie er hörte, so mancher andere begünstigt wurde. Er wandelte ja nie im Himmel, um neue Ideen zu sammeln, und findet keine andere Gaben in sich, als die, welche gewöhnliche Beobachtung und ein schlichter Verstand verleihen können.

So wird er mitten in der Herrlichkeit bildlicher Deklamation niedergeschlagen und giebt alle Hofuung auf, ein Ziel zu verfolgen, welches er für den menschlichen Fleiß für unerreichbar hält. — Diese große idealische Vollkommenheit muß man nicht im Himmel, sondern auf der Erde suchen. Sie ist überall um uns und neben uns. Allein das Vermögen, das Ungestaltete in der Natur, oder mit andern Worten, das Einzelne und nicht Gemeinschaftliche auszufinden, kann nur durch Erfahrung erworben werden, und die ganze Schönheit und Größe der Kunst besteht in der Fähigkeit, sich über alle besonderen Formen, Lokalgebräuche, Einzelheiten und das Getheilte jeder Art zu erheben."

„An allen Gegenständen, die uns die Natur vor Augen stellt, finden wir bei näherer Prüfung Fehler und Mängel. Die schönsten Gestalten haben Etwas von Schwäche, Kleinlichkeit und Unvollendung an sich; wiewohl nicht jedes Auge diese Flekken wahrnimmt. Das Auge muß lange zu dieser Betrachtung und Vergleichung dieser Formen geübt seyn, und durch lange Gewohnheit, das zu beobachten, was einer Anzahl von Dingen der nemlichen Art gemeinschaftlich eigen ist, das Vermögen erworben haben, auszufinden, was jedem Einzelnen insbesondere mangelt. Solche lange, mühsame Vergleichung sollte das erste Studium eines Malers seyn, der nach dem größern Styl strebt. Dadurch erlangt er einen richtigen Begriff von schönen Formen; er verbessert die Natur durch sie selbst, ihren unvollkommenen Zustand durch ihren vollendetern. Sein Auge ist geschikt, die zufälligen Mangelhaftigkeiten, die Ueberfülle und die Unformen der Dinge anzugeben; aus allen ihren Gestalten zieht er eine abstrakte Idee ihrer Formen, die vollkommner ist, als jedes Einzelne, und lernt, was sonderbar scheinen muß, dadurch naturmäßig zeichnen,

daß er seine Figuren keinem einzelnen Gegenstand ähnlich zeichnet. Dieser Begrif des vollkommenen Zustandes der Natur, den der Künstler idealische Schönheit nennt, ist das große Leitungsprinzip, nach welchem Werke des Genies geregelt werden. Durch dasselbe erlangte Phidias seinen Ruhm. Er arbeitete das nach einem reinen, verständigen Prinzip, was den Enthusiasmus der Welt so erregt hat — Hat ein Mensch einmal diese Idee in ihrem ganzen Umfang ergriffen, dann wird er gewiß hinlänglich von ihr begeistert, so wie er dann auch jeden andern erwärmen und entzükken wird."

In diesen Stellen sagt Reynolds allerdings viel Schönes und Treffendes. Allein für richtige und genaue Bestimmung der Begriffe von Ideal, Schönheit, Natur, Begeisterung ist dadurch sehr wenig gewonnen. Ideal ist allerdings das Bild, welches sich unsere Seele von dem Vollkommensten in seiner Art macht. Die Annäherung an dies Ideal ist Schönheit, von welcher es unendliche Grade geben muß, weil die Annäherungen, Abweichungen, und die Arten der Annäherung und Abweichung unendlich sind. Die absichtliche Verbindung der Ideale erzeugt die idealische Schönheit, auf welche der Künstler allerdings hinarbeiten muß. Die bestmöglichste Anordnung der Ideale zu einem verständigen Ganzen ist die höchste Schönheit, welche sich auf Vollkommenheit und Ebenmaas gründet. Die Nüancirung der Ideale, oder vielmehr die Abweichung von denselben, bringt die Mannichfalltigkeit hervor, ohne welche die höchste Schönheit nicht erreicht werden kann. Der Ausdruk der Leidenschaften erzeugt die Situationen. Apollo, der Sonnengott, der Erfinder, Meister und Beschüzzer aller schönen Künste und Wissenschaften, war das höchste Ideal männlicher Schönheit unter den Griechen. Hätten die griechischen Künstler ihn aber beständig in unverwelklicher

Schöne, mit der göttlich zufriednen Miene, den Erdkreis erwärmt und belebt, und den Menschen himmlische Gefühle in die Brust gehaucht zu haben, mit dem Ausdrukke höchst möglichster Humanität geformt: so würde Apollo freilich auf immer ein Gegenstand der Verehrung in ihren Tempeln gewesen seyn, aber gewiß höchst selten die Ehre gehabt haben, ein Kabinettsstük abzugeben und die Idee des vollkommnen Schönen würde immer unvollkommen gewesen seyn. Jedes endliche Wesen, und die waren die Gottheiten der Griechen, hat seine Leidenschaften. Welch ein unendlicher Abstand zwischen den Ausbruch der Leidenschaften eines rohen, ungebildeten Wilden und eines höchst möglich gebildeten Mannes, eines Ajax und eines Apollo. Auch die Leidenschaften des Apollo waren Vorwürfe der griechischen Kunst. Er verfolgt die Daphne mit der höchsten Inbrunst und Hofnungslosigkeit der Liebe; er schindet den Marsyas; er kämpft mit dem Python; er tödtet die Kinder der Niobe und diese seine Handlungen wurden die Gegenstände der Lieblingskunstwerke der Griechen.

Nicht blos der Maler, nicht blos der Künstler überhaupt, sondern jeder Mensch bildet sich seine Ideaie, auf welche er hinarbeitet. In der Mehrheit oder Minderheit dieser Ideale scheint die höhere oder geringere Bildung des Menschen zu bestehen. Wüßten wir, wie die Seele diese Begriffe formt, so würden wir eine höhere Einsicht in ihr Wesen und ihre Natur haben. Aber der Weg, auf welchem sie zu diesen Vorstellungen gelangt, mag seyn, welcher er will: so kann er nicht außerhalb der Natur liegen. Das geistige Prinzip des Menschen gehört eben so gut der Natur als seine Sinnlichkeit. Nur ist es äußerst schwer den Begrif Natur, zu bestimmen. Die Verwirrung der Vorstellungen, welche wir mit diesem Ausdrukke verbinden, hat zu den lächerlichsten Behaup-

tungen und zu äußerst grotesken Darstellungen Veranlassung gegeben. So sucht ein gewisser Fr. Ast in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften zu behaupten: die Natur habe gar keinen Zwek; sie tauge daher auch nicht dazu, einen Künstler zu begeistern, sondern dieser müsse Alles aus der Fülle seines Genies schöpfen. Als wenn er dann aus einer andern Quelle als aus der Natur schöpfte! Der Herausgeber der Bibliothek, sezt, um die schwachen Gemüther zu beruhigen, gutmüthig hinzu: Die Natur hat allerdings einen Zwek, wie wir das auf ein andermal zeigen wollen. O heilige Einfalt, schüzze uns! Die Verwirrung dieser Begriffe hat die Herren Tieck, Schlägel und Konsorten auf die Idee von mystischen Gedichten gebracht, mit welchen sie jezt einen großen Theil des Publikums nekken. Alle Kunstwerke müssen Wahrheit enthalten, und nach welchen Regeln können wir diese Wahrheit beurtheilen als nach denjenigen, welche uns die Natur giebt. Diese Wahrheit gründet sich aber auf Voraussezzungen, zu welchen wir den Grund entweder sichtlich in der Natur antreffen oder ihn in unsern Idealen finden, die aber beständig Kinder der Natur bleiben. War denn in den kolossalischen Darstellungen der Alten auch Wahrheit? Allerdings. Sie bildeten Götter und Heroen, Ideale, welche sie aus der Natur zusammen gesezt hatten. Sie schufen hohe menschliche Wesen, welche die gewöhnlichen Menschen an Geistes- und Körpergröße übertreffen mußten, aber immer menschliche Wesen blieben und ihre Wahrheit oder ihren Grund in der menschlichen Natur hatten. Herkules, der Löwenbändiger, der Besieger der Hydra, der Erleger des dreiköpfigen Geryons mußte doch wohl ziemlich größer und muskulöser seyn, als ein Flügelmann der potsdammischen Garde, weil ich noch nie gehört habe, daß ein solcher Flügelmann einen Nemäischen Löwen erlegt hat. Heroen hat die Natur sicher

auch bereits gebildet, nur höchst selten und zu einer Zeit, in welcher die Nation noch keine bildende Künstler hatte. In diesem Verstande ist selbst in den arabischen Mährchen von Tausend und einer Nacht Wahrheit und Natur. Sie gründen sich auf die Voraussezzung mächtiger Mittelwesen, und diese auf einige unerklärliche Erscheinungen in der Natur. Wann man aber diese Mährchen mit den mehrsten von den unzähligen Nachahmungen vergleicht, welche sie hervorgebracht haben: so wird man finden, warum diese Leztern statt wahr, groteßk und ungeheuer geworden sind.

Was heißt es nun wohl, der Künstler soll nicht die Natur kopiren, sondern sich über die Natur erheben? Nach meinen Begriffen ist es Unsinn, oder man will damit sagen: „Der Künstler soll die Momente nehmen, in welcher die Natur uns kein alltägliches Schauspiel darstellt, und soll seine Kunstwerke beleben." So kann der Künstler keine Landschaft darstellen, die in der Natur nicht schöner gefunden werden sollte. Nur befindet sie sich nicht in jeder Gegend, nicht in jedem Himmelsstriche. Angenommen, der Künstler sezte seine Ideale so zusammen, daß seine Darstellung die reizendste Gegend der Natur überträfe: so wird uns diese Landschaft doch nicht interessiren, wann sie ohne lebendige Wesen, ohne Handlung ist. Die schauerlichste Parthie der Alpen wird nicht lange anziehen, wenn nicht ein oder mehrere Menschen sich darin in irgend einer Gefahr befinden oder derselben entronnen sind. Leben und Handeln, Leidenschaften, Affekten empfindender Wesen sind das Wesen der Kunst.

Doch, ich wollte hier keine Abhandlung schreiben, sondern jungen denkenden Künstlern und Kunstliebhabern nur einige Fingerzeige geben. Reynolds Reden selbst verdienen von Jedem, der auf Bildung und Humanität Anspruch macht, gelesen zu werden.

„Geschichte des zehnjährigen Krieges in Europa. In chronologischer Ordnung und gedrängter Kürze unpartheiisch dargestellt, nebst Einleitung über die Veranlassung und Entstehung der französischen Revolution. Von F. W. von Schütz, Churf. Sächs. Hofrath. Hamburg, 1802. Bei Friedrich Hermann Nestler."

Der Verfasser hat seine Absicht, eine kurze gedrängte und dennoch vollständige Uebersicht von der merkwürdigsten Periode in der Geschichte des 18ten Jahrhunderts, der französischen Staatsumwälzung und dem daraus entstandenen Revolutionskriege zu geben, in dieser Schrift sehr glüklich erreicht, und dem Geschäftsmann sowohl als dem Nichthistoriker ein Werk geliefert, woraus er seine gerechte Wißbegierde in Ansehung dieser großen Begebenheit befriedigen kann. In der Einleitung entwikkelt er den Anfang und den Fortgang der Revolution in den Jahren 1787 — 1792, wie auch die nächsten Ursachen derselben. Die Begebenheiten des Krieges selbst sind vollständig und ohne ermüdende Ueberladungen erzählt. Tadeln könnte man an dem Buche, wenn man den Rezensentenküzzel nicht unterdrükken will, daß der Verfasser hie und da vielleicht in den Chronikenton gefallen ist; daß er den Ausdruk Publikum bisweilen für den Begrif Nation nimmt, und daß man auf viele Datafehler trift. Dennoch bleibt es ein sehr unterhaltendes und brauchbares Werk, welches man vorzüglich zur Grundlage von Vorlesungen über die Geschichte dieses denkwürdigen Krieges gebrauchen könnte.

Nur eine Stelle (Seite 14.) zur Probe von des Verfassers Schreibart: „Der Herzog von Orleans und mit ihm 49 Mitglieder des Adels, so wie der größere Theil der Geistlichkeit, traten auf die Seite der Nationalversammlung und jezt, wie der König nur zu deutlich sah, daß er nicht mehr vermögend war, die Staatsum-

wälzung zu hindern, versuchte er das äußerste Mittel, um das königliche Ansehen aufrecht zu erhalten. Er zog um Paris und Versailles eine Armee von 35000 Mann zusammen, vermehrte aber dadurch nur noch mehr die Unzufriedenheit des Volks, so wie die Bedenklichkeiten der Nationalversammlung. Graf Mirabeau bat den König in einer besondern Addresse dringend, diese Truppen zu entfernen. Aber vergebens. Der Hof war mit Necker sowohl als verschiedenen Ministern unzufrieden und ertheilte ihnen den Abschied. Das schien zu Gährungen in Paris gleichsam das Signal zu seyn und in eben diesem Monat July entstanden die ersten öffentlichen Unruhen. Am 13ten July wurden die Acciesshäuser in Brand gestekt, und der 14te July war der in Frankreichs Annalen so merkwürdige Tag, an welchem die Bastille vom Volke eingenommen wurde. — Der Erfolg davon war, daß die Bürger sich mit den Soldaten verrinigten, daß man Nationalgarden errichtete, Alles in Paris nicht nur ein ernsthaftes Ansehen bekam, sondern ganz Frankreich dem Beispiele von Paris folgte, seine Unzufriedenheit über die bisherige königliche Regierung laut äußerte und die Nationalversammlung als Stellvertreter der Nation respektirte."

„Ueber Polizeireformen und die dabei zu beobachtende Vorsicht und Mäßigung, oder: Bemerkungen eines Reisenden über einige neue Polizeieinrichtungen in Altona. Ohne Drukort 1802."

Die altonaische Polizei hat seit kurzem viel Köpfe und noch mehr Federn in Bewegung gesezt; man hat gründlich und mäßig darüber gesprochen; man hat satyrisirt, ja mitunter auch pasquillirt. Gegenwärtige Schrift ist der Nachlaß eines Reisenden, welcher sich Louis nennt. Ohne in dieser Angelegenheit Parthei zu nehmen, werde ich einige Stellen anführen, welche besonders die altonai-

sche Verfassung charakterisiren, wozu mich der Titel dieses Journals: Hamburg und Altona verbindlich macht.

S. 7. „Ich sehe nahe bei dem (altonaischen) Thor eine Gruppe von vier Leuten, die alle auf gleiche Weise gekleidet und mit Stökken bewafnet, mit der Spähermine eines Visitators, der einen Unterschleif wittert, auf Etwas zu lauern scheinen. Ihre Attitüde, ihr ganzes Ansehen läßt mich ihren Beruf vermuthen. Es sind Armenvögte, die nemlich hier in einer weitern Bestimmung, als es anderwärts der Fall ist, Organe der Polizei sind. In einiger Entfernung von ihnen bemerkte ich noch eine Person, die man nach ihrer Kleidung als einen Polizeibeamten von einem etwas höhern Rang erkennet. Auch verschiedene Jäger halten sich in der Nähe." S. 9. „Weil es unter den Hamburgern, die des Sonntags kommen, sich hier und in der umliegenden Gegend zu vergnügen, die meisten Uebertreter dieses Gesezzes (wider des Tabaksrauchen) giebt: so stehen die Armenvögte besonders bei diesem Thore (dem Hauptthore gegen Hamburg zu) auf der Lauer, um sie hier gleich am Eingang zu ertappen." S. 14. „Die Polizei hat befohlen, daß alle (Bäume) so viel ihrer vor den Häusern und den anstoßenden Gärten waren, gefällt werden sollten; keine durften bleiben, die Straßen, wo sie sich befanden, mochten eng oder breit seyn, sie mochten im Wege stehen oder Niemand hindern: denn der Befehl sollte Allgemeingültigkeit haben und durchaus keine Ausnahmen verstattet werden." S. 15. „Indeß die Armenvögte von der Tagsarbeit ruhen, da treten die Nachtwächter als Organe der Polizei an ihre Stelle und üben ihre Funktion mit nicht weniger Strenge aus, als jene."

„Uebrigens muß er, (der Polizeidirektor) heißt es im ersten §. jener (königl. altonaischen Polizei-) Verordnung, in der Wahl und Anwendung der

auf die vorangeführten Zwekke abzielenden Mittel mit Vorsicht und Klugheit verfahren und dahin sehen, daß Niemand dadurch in seinem Rechte und derjenigen bürgerlichen Freiheit, die nicht durch das allgemeine Wohl gesezmäßig beschränkt wird, gedrükt und gestöret werde."

S. 41. „Im ersten §. der (altonaischen) Polizeiordnung wird es dem Polizeimeister ausdrüklich befohlen, für die Schönheit und Zierde der Stadt Sorge zu tragen. — In dem 21. §. wird es ihm auch noch besonders zur Pflicht gemacht, darauf Acht zu haben, daß alle zum gemeinen Nuzzen veranstaltete Dinge, als angepflanzte Bäume rc. in einem guten unverlezten Stande erhalten werden." S. 66. „In einem Plakat des (altonaischen) Oberpräsidiums von 1799 wird Jedem, bei Strafe von 3 bis 6 Mark verboten, ein bespanntes Fuhrwerk frei, ohne des Zügels mächtig zu seyn, oder wenigstens die Stränge der hintern Pferde gelöset zu haben, auf der Gasse oder vor den Häusern stehen zu lassen. Diese Verordnung wurde neulich auf einen armen Bauern angewandt, der ein Fuder Torf nach der Stadt gebracht hatte, und nun auf einen Augenblik sich einige Schritte von seinem Wagen entfernte, um in einem nahen Hause, wo er oft Torf verkauft hatte, nachzufragen, ob man auch jezt dessen bedürfe."

S. 76. „Altona, einst ein unbedeutendes Dorf, war kaum in dem Laufe der Zeiten, so weit angewachsen, daß es den Namen einer Stadt verdiente, als es nach dem Plane der Regierung, in Beziehung auf seine natürliche Lage, die Bestimmung erhielt, sich durch Indüstrie, Handlung und Schiffahrt empor zu arbeiten, und in dieser Rüksicht Hamburg, welches auf dem Wege zu so großen Wohlstand und Reichthum gelangte, immer mehr nachzu-

eifern. Die vorüberströmende Elbe hatte Altona mit Hamburg gemein. Aber das war nur eine der Bedingungen, wovon Hamburgs großer Handelsverkehr abhieng. Die bürgerliche Freiheit und die Handelsfreiheit dieser Stadt, eine Reihe von Jahren, worin man sich in allen Zweigen der kaufmännischen Unternehmungen orientirt und in ausgebreitete Verbindungen gesezt, die ansehnlichen Fonds, die man sich in diesem Zeitraume gesammelt hatte, und das Zusammentreffen vieler günstigen Umstände, alle diese Ursachen wirkten mit der natürlichen Lage Hamburgs zusammen, um es zu einer so blühenden Handelsstadt zu machen. Sollte Altona nun mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, mit Hamburg nach einem gleichen Ziele streben, so war durchaus nothwendig, daß es dieser Nachbarschaft auch in Ansehung der Reßorts, welche die Betriebsamkeit ihrer Bürger unterstüzte, wenigstens zum Theil gleich gesezt würde. Von dieser Wahrheit überzeugt, brachte die dänische Regierung dem Interesse von Altona ein Opfer von ihrer Macht und ihren Einkünften, welches diese Stadt mit einer Dankbarkeit annahm, die sich bis jezt in den Herzen aller Einwohner erhalten hat. Der Handel wurde in Altona eben so wenig als in Hamburg mit Zöllen und andern Fesseln belegt; und das gemeine Wesen in Altona erhielt eine Konstitution, die der Verfassung von Hamburg so nahe gebracht wurde, als man es, ohne Altona ganz von dem monarchischen Staatskörper des dänischen Reichs abzutrennen, nur möglich fand. Zu der Freiheit, die Altona zu Theil würde, fügte man mancherlei besondere Begünstigungen hinzu, um fremde Kapitalisten dahin zu lokken. Viele, die neue Industrie-Etablissements machen wollten, wurden auch durch Vorschüsse von der Regierung unterstüzt. Altona hatte das Glük, in dem Grafen Schimmelmann — einen sorgsamen Beförderer aller Zweige

seiner aufkeimenden Industrie und Handlung zu finden, so wie es in dem nicht minder verehrten Oberpräsidenten von Gähler einen eifrigen Beschüzzer seiner bürgerlichen Freiheit hatte." Wie gern sezte ich diese ganz vortreflich gezeichnete Parallele zwischen Hamburg und Altona ganz her; allein ich darf meine Grenzen nicht überschreiten. Der Verfasser hat sich in derselben als ein Meister in der Darstellung bewiesen.

S. 104. „Eins der wichtigsten von den Vorrechten, welche die Regierung der altonaischen Bürgerschaft bei der Konstitution des gemeinen Wesens ihrer Stadt einräumte, besteht darin, daß sie in den acht sogenannten Kämmereibürgern, ihre aus ihrer Mitte gewählte Repräsentanten hat, denen die Besorgung gewisser öffentlichen Geschäfte ausschließend vorbehalten ist, und die in Absicht andrer öffentlichen Einrichtungen wenigstens berechtigt sind, bei den von dem Könige gesezten Autoritäten in Altona Vorstellungen zu machen, wenn sie etwa die Abstellung oder Abänderung solcher Einrichtungen nöthig finden möchten."

Ungern höre ich hier auf, einen Auszug dieser äußerst interessanten Schrift, die sich über gewöhnliche Flugschriften unendlich erhebt und für jede Zeit aufbewahrt zu werden verdient, zu geben. Die altonaische Polizei mag sich selbst gegen den Verfasser vertheidigen. Ich muß gestehen, daß ich nichts Gründlicheres über diesen Gegenstand gelesen habe, und die Prinzipien des Verfassers verdienen von jedem hohen Polizeibeamten zu jeder Zeit gelesen und beherzigt zu werden.

Nur eine einzige Stelle bin ich als Menschenfreund und hamburgischer Patriot, meinen Lesern noch anzuführen schuldig. Sie steht Seite 70 und heißt ohngefähr: „Daß man in Altona das G e b e n verbot, weiß ich nicht zu rechtfertigen." Wäre der Verfasser mit den hamburgischen

Verordnungen bekannt gewesen: so würde er gefunden haben, „daß in Hamburg das Geben auch bei einer namhaften Strafe verboten ist.“ Ich kenne kein Gesez, welches tyrannischer scheint, als Jemanden das Geben zu verbieten. Wer hat über meinen Beutel zu befehlen, wenn ich aus demselben die Pflichten eines Bürgers, welche auf das Auszahlen und Geben Bezug haben, erfüllt habe? Wer kann mir Vorschriften geben, die augenbliklichen, aber edeln Empfindungen meines Herzens zu unterdrükken? Das Verbieten des Almosengebens ist wider die Moralität und wider die Staatsklugheit. Wenn Jemanden geboten wird, hart zu seyn, was wird er der menschlichen Natur nach werden? Wird er bestraft, so nimmt er sich vor, so lange der Armenanstalt seine Beiträge zu entziehen, bis das Strafgeld wieder eingebracht ist. Aber, er wird es nun einmal gewohnt, Nichts zu geben und wird dem Armen und Elenden noch unweit mehr entziehen, als dieses elende Strafgeld betrug. Wenn der Staat keine Bettler haben will, wie er denn das durchaus wollen muß: so sorge er dafür, daß keine Bettler da sind. Aber er thue nie einem gefühlvollen Herzen Zwang an, sonst tödtet er die edelsten Empfindungen des Menschen und des Staatsbürgers. Nur durch Bitten und Vorstellungen kann und muß der Staat in dieser Rüksicht wirken. Nur Aufklärung über die ganze Armenanstalt und Beispiele können hier etwas vermögen.

X.

Genius von Hamburg.

Im bekannten Journal: Genius des neunzehnten Jahrhunderts, 7ten Stük, befindet sich ein Aufsaz, Genius von

Deutschland betitelt, der keinem Hamburger gleichgültig seyn kann und in dieser Hinsicht sey es mir erlaubt, hier einige Bemerkungen hinzu zu fügen.

Der Verfasser dieses Aufsazzes spricht über Hamburgs künftiges Schiksal mit einer Gleichgültigkeit, die nur zu deutlich beweißt, daß er kein Hamburger von Geburt ist und daß er im Gegentheil die Parthei der dänischen Regierung halte. Ein so einseitiges Aburtheln wichtiger Gegenstände, beweißt nur zu deutlich die Partheilichkeit des Schriftstellers und verdient um destomehr hier gerügt zu werden, da ein Theil der Leser leicht verführt werden kann, solchen politischen Einseitigkeiten Glauben beizumessen.

Wenn der Verfasser des gedachten Aufsazzes sich über den kaiserlichen Hof ereifert, daß solcher im Junius 1801 dem Kurfürsten von der Pfalz ein Entschädigungsprojekt mittheilte, worin über unmittelbare Reichsgrafschaften, Fürsten, Bisthümer und Reichsstädte, wie über unterthänige Provinzen entschieden wurde, so findet kein Republikaner gegen diese Ereiferung etwas einzuwenden. Ob aber das politische Räthsel wegen Dänemarks Besiznehmung der Stadt Hamburg, durch jenes kaiserliche Entschädigungsprojekt gelößt wird, ist eine andre Frage. Der Verfasser des sogenannten Genius von Deutschland scheint darüber sehr bestimmt zu seyn, denn obgleich in jenem Entschädigungsprojekte Hamburg mit keinem Worte erwähnt wurde, so meint er doch, Dänemarks Arrondissement in Holstein sey eben so natürlich als jedes andere, welches man nach den Vorschlägen des Reichsoberhaupts ausführen werde. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß das eine Arrondissement eben so natürlich als das andere sey, begreife aber durchaus nicht, wie philosophische Schriftsteller so gewaltige Sprünge in Schlüssen ma-

chen und das eigenmächtige Unternehmen der einen Parthei durch Arrondirungspläne der andern entschuldigen können.

Im Privateigenthum sagt der Verfasser, müsse der Besitzstand geehrt und heilig gehalten werden, aber wenn Dänemark durch Besitznehmung von Hamburg unter den Namen Arrondissement sich vergrössert, so scheint ihm dieses nicht blos natürlich sondern rechtmäßig zu seyn. Ich begreife nicht, wie man dergleichen Behauptung aufstellen kann, da es doch bekannt ist, daß ein politischer Plan der Regierung sich mit dem philosophischen System eines strengen Moralisten, wohl schwerlich vereinigen läßt.

Wenn auch gegen die temporaire Besitznehmung Hamburgs als Sicherheitsmaßregel betrachtet, nichts einzuwenden war, und die Umstände auch diese Unternehmung rechtfertigen, so glaube ich doch schwerlich, daß die Publizisten mit jenem Verfasser behaupten werden, es habe gedachte Besitznehmung in der Art der Ausführung nicht anders geschehen können, als sie vorgegangen ist, wenigstens sind die Beweise einer solchen Behauptung beizufügen vergessen worden.

Man könnte dergleichen Räsonnement noch ungerügt hingehen lassen, wenn es nicht so viele nachtheilige Folgen hätte und den Verfasser zu weit brächte, auf das Schleifen der Festungen Hamburg, Lübeck und Travemünde ernstlich zu dringen, blos deshalb, weil man behaupten will, das Gegentheil, die Existenz dieser Festungen, beweise von Seiten Dänemarks eine übergroße Nachgiebigkeit.

Ich gebe gern zu, daß es dem dänischen Staatsinteresse einigen Nachtheil zuziehen könne, wenn bei eintretenden Besorglichkeiten dergleichen Grenzfestungen unbesezt bleiben, und ein Staat, der mächtig genug ist, von seinem Nachbar fordern zu können, was dieser thun oder

unterlassen soll, wird gewiß auf seinen Grenzen keine Festung von Wichtigkeit leiden, aber daraus folgt nimmermehr, daß es eine übergroße Nachgiebigkeit sey, wenn Dänemark die Existenz der Festungen Hamburg und Lübeck bisher zugelassen hat, denn ich denke, der Unterschied zwischen freiwilligen Nachgeben und Drang der Umstände ist einem Jeden sehr auffallend.

Wenn der Verfasser behaupten will, es habe blos in Dänemarks Willkühr gestanden, ob man die Existenz dieser Festungen zulassen wolle oder nicht, so scheint er dadurch der Größe und Macht des dänischen Staats ein Kompliment zu machen, das weise Staatsmänner dieser Regierung nicht annehmen werden, im Gegentheil sind diese so wie jeder vernünftige Däne überzeugt, es hänge nicht von diesem Reiche ab, so unbedingt die Existenz dieser Festungen zu vernichten und bekannt ist es ja genug, daß Dänemark selbst bei Besezzung der Städte Hamburg und Lübek, ob es gleich eine Sicherheitsmaßregel war, dennoch nicht eigenmächtig verfuhr, sondern sich auf Preußens Genehmigung stüzte.

Es ist äußerst sonderbar, daß manche Schriftsteller ihr Vergnügen in Entstellung oder Uebertreibung der Gegenstände suchen und dabei zu vergessen scheinen, daß unpartheiische Zeitgenossen selbst Augen und Ohren haben, um die Taube von einem Falken zu unterscheiden. Wäre das nicht der Fall, so wäre es auch nicht möglich, daß man nur von Nachgiebigkeit sprechen könnte, wo Drang der Umstände uns so und nicht anders zu handeln gezwungen hat. Die Leser werden mich hoffentlich verstehen und wohl wissen, daß die Besezzung der Städte Hamburg und Lübeck, etwas mehr als bloße Sicherheitsmaßregel zur Absicht hatte, und daß überhaupt die Arrondissements-Projekte der Höfe, durch den Tod von Rußlands Beherrscher eine mächtige Veränderung erlitten.

Hamburgs Genius hat es gewiß besser mit diesem kleinen Freistaate gemeint, als der Verfasser des Aufsazzes Genius von Deuschland, in dem oben gedachten Journale. Wenn es diesem nachgienge, so wäre die Besiznehmung Hamburgs nicht blos temporair gewesen, sondern dessen freie Konstitution hätte blos deshalb eine Umwandlung leiden müssen, weil diese für Dänemarks Arrondissementsplan in Holstein, eben nicht unnatürlich gewesen wäre. Nach des Verfassers Grundsäzzen können Fürstenthümer und Reichsstädte weg- und in Besiz genommen werden, wenn das Arrondissement nur natürlich ist; und das Natürliche zu beweisen, würde jedem Höflinge eben nicht schwer fallen, weil Alles, was an Gründen fehlen würde, sehr leicht durch das Aufmarschiren der Truppen und Aufpflanzen der Kanonen zu ersezzen wäre, welches denn doch auch sehr natürlich ist. Der Schluß des gedachten royalistischen Aufsazzes ist besonders bemerkungswerth, wenigstens klingt er in den Ohren eines Republikaners zu diktatorisch, um ihn mit Stillschweigen zu übergehen. Er heißt so: „Lübek und Hamburg müssen auf-„hören Festungen zu seyn, oder sich Dänemark überge-„ben, wenn dieses Reich es verlangt."

Wehe dem Eigenthum minder mächtiger Fürsten und der Freiheit jedes selbstständigen Staats, wenn das bloße Verlangen eines Reichs hinreichend wäre, über fremde Städte und Länder wie über unterthänige Provinzen zu entscheiden. Die großen Länderarrondirungen, die gegenwärtig im Werke sind, beweisen nur zu deutlich, daß es gar keine Philosophie der Geographie und Politik giebt, nach welcher die europäischen Staaten in ihren natürlichen Gränzen eingetheilt werden können, sondern daß es blos vom Gutbefinden der mächtigen Reiche abhängt, wie es ihnen gut dünkt, die arrondirenden Staaten zu berechnen. Das Uebergewicht der Macht hat zwar schon seit

Jahrhunderten das geographische Arrondiren und überhaupt das Wohl und Weh ganzer Nationen entschieden, aber zu hart klingt es doch auf jeden Fall und es empört sich dagegen das Freiheitsgefühl eines Republikaners, sey es nun wirklich oder blos schimärisch, wenn seynwollende philopbische Schriftsteller nur von dem Verlangen eines Reichs reden und behaupten wollen, es sey billig, sich diesem ohne Murren zu übergeben, so bald die Uebergabe verlangt wird. Es ist ungerecht, diesen Reichsstädten ihre gegenwärtige Ohnmacht vorwerfen zu wollen und gerade deshalb die Uebergabe oder Schleifung der Festungen zu verlangen, da es noch immer die Frage ist, ob es blos von der Willkühr dieser Reichsstädte abhängen möchte, ihre bisherigen Festungswerke zu zerstören und in die Reihe offener Städte mit einzutreten.

Wo ist der Grund, daß diese Städte ihre Vorrechte, Festungswerke zu unterhalten und mit Wachen zu besezzen, aufgeben sollten? Der Verfasser scheint den Grund in Hamburgs eingeschränkten Umfange und eingepreßter Bevölkerung zu suchen, aber zuerst müßte er auch billig den Beweis liefern, daß eine Stadt durch ausgedehnten Umfang beglükter werde, ehe er verlangen sollte, seinen Rathschlägen Gehör zu geben, die ohnedies nicht die Miene eines freundschaftlichen Rathes annehmen, sondern ganz das Gepräge eines strengen Befehls führen.

Ich mag nicht gegen die Behauptung des Verfassers streiten, daß Hamburg eine der häßlichsten Städte der Welt sey, aber daß es eine der schönsten Städte werden würde, wenn es seine Wälle und Gräben in gerade und breite Gassen verwandelte, das kann ich ihm nimmermehr zugeben, weil ich nicht begreife, wie das Demoliren der Wälle und das Zuwerfen der Gräben, die engen und krummen Straßen der hamburger Altstadt, breit und gerade machen könne.

Ohne eine so gewaltsame Methamorphose würde das gute Hamburg in den Augen dieses Verfassers noch immer zu den häßlichsten Städten der Welt gerechnet werden. Hamburg hat bei aller seiner Häßlichkeit von jeher entschiedene Vorzüge gehabt und diesen allein hatte es zu verdanken, daß es zu einer der ersten Städte Europas gezählt wurde. Es ist noch immer die Frage, ob sich Hamburg bei schönen Pallästen und prachtvollen Straßen so gut stehen würde, als bei seiner gegenwärtigen Häßlichkeit, die vielleicht manche Müßiggänger von sich entfernte und nur thätige arbeitsame Mitbürger in seine Mauern einschloß.

XI.

Hamburgisches Theater.

1) Deutsches.

Der Mangel des Raums machte es uns im vorigen Stükke unmöglich, mehr über die Aufführung des Wasserträgers zu sagen, welches wir also jezt nachzuholen haben. Die Aufführung geschah im Ganzen mit einer lobenswerthen Präzision, und obgleich uns bis jezt noch eine erste Sängerin abgeht, so machte doch Madame Stolmers (als Constanze), wenigstens für diesen Abend uns diesen Mangel ziemlich vergessen. Sie hat freilich nicht die glänzenden Manieren und Kadenzen einer Prima Donna, intonirte aber äußerst rein und erlangte die gehörige Höhe ohne zu kreischen. Belege hiezu liefern die Musikstükke Nr. 3, 4 und 5 dieser Oper. Noch mehr erhöhete ihr geschmakvoller Anzug und gutes Spiel den Beifall des Publikums.

Ueber Herrn Stegmann als Michelli wird sehr verschieden geurtheilt, und man zieht Parallelen zwischen ihm und Herrn Mees, der im Besiz eben dieser Rolle auf dem französischen Theater ist. So viel ist gewiß, daß beide Künstler sehr brav, aber jeder in anderer Manier spielen. Uns dünkt indessen, die des Herrn Stegmanns sey sehr richtig, da er den Wasserträger zwar als einen muntern, jovialischen Mann, aber nicht als Hanswurst darstellt. Dieser lezte Charakter liegt auch gar nicht in der Rolle, denn ein Mann, der mit kaltem Blute und Ueberlegung solche Handlungen unternimmt, ist wohl nicht unter die Klasse der Narren zu rechnen. Es dient freilich mehr zur Erschütterung des Zwergfelles, wenn der Schauspieler aus dem launigten Ton in den des Possenreissers fällt, ist aber bei dem Charakter des Michelli durchaus nicht anwendbar.

Die übrigen mitspielenden Personen thaten durchgehends das Ihrige um das Stük zu halten; auch wurden die Chöre recht gut gesungen, doch das der Soldaten ungleich besser als das der Landleute. Es ist aber auch beinahe unmöglich zwei so starke Chöre gleich gut zu besezzen, und wenn auch wirklich zwischen den Coulissen mitgesungen wird, so kann dies doch nie den Effekt machen, als wenn sich die Sänger alle auf dem Theater im Angesichte des Zuschauers befinden.

* * *

Am zehnten September zum erstenmale: Der Zinngießer, Vaudeville-Stük in zwei Akten nach Holbergs politischem Kannengießer bearbeitet von G. F. Treitschke. Eine auf der deutschen Bühne ganz neue Erscheinung, die, wider die Erwartung manches Misanthropen, mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Die Bearbeitung ist dem Herrn Verfasser sehr gut gerathen, da er durch Wiz und drollige Einfälle unterhält, ohne

zu Plattheiten seine Zuflucht zu nehmen; wahrlich eine Klippe, die bei einem solchen Stükke wohl vermieden werden muß. Der Inhalt des Ganzen ist zu bekannt, als daß wir einer Wiederhohlung desselben bedürften, daher können wir nur etwas über den Werth des Stüks als Kunstprodukt und über die Aufführung sagen.

Die Arien, welche (wie es sich bei einem Vaudeville-Stük von selbst versteht,) alle nach bekannten Melodien (rectius Volksliedern) gesungen werden, haben eine leichte und gefällige Versifikation, man stößt auf keine Härten, überflüssige Wiederhohlungen und dergleichen, bei Versen dieser Art sonst gewöhnlichen Unannehmlichkeiten. Auch sind die Melodien so gut gewählt und jedesmal so passend, daß man sie durchaus nicht zwekmäßiger wünschen kann. Eine einzige Arie leidet hievon eine Ausnahme, nemlich die Nr. 11: „Zum leztenmale höre mich, u. s. w." welche die Frau Breme zu singen hat, wo statt der langsamen Melodie: „Das ganze Dorf versammlet sich," billig eine rauschende hätte gewählt werden sollen, welches sich besser zu dem Zorne der Frau Meisterin passen würde. Die lezte Strophe die Louise an das Parterre singt, ist dem Dichter wahrlich gut gerathen, und trägt gewiß viel zu dem lauten Beifalle des Publikums bei. Diese Idee ist von französischen Dichtern entlehnt, die sehr wohl wissen, daß eine zur rechten Zeit angebrachte Schmeichelei oder Verbindlichkeit nie ihren Zwek verfehlt, und oft ein mittelmäßiges Stük soutenirt, welches bei dem vorliegenden nun freilich nicht nöthig war.

So viel ist indessen gewiß, daß wir jezt mit Vaudeville-Stükken aller Art werden heimgesucht werden; denn jeder Dichterling wird es für leicht halten, auf diese Art seine erste Ausflucht zu wagen. Wir trauen aber auch der Direktion zu, daß sie nicht jedes Produkt unbedingt

aufnehmen werde, und gewiß keines auf der Bühne produziren wird, was dem Vorliegenden nachsteht. — Uebrigens ist diese Art der theatralischen Dichtung weit leichter in der französischen als in der deutschen Sprache, weil die Franzosen weit mehr allgemein bekannte und muntere Chansons (Volkslieder) besizzen, als die nicht so leicht zum Singen inklinirenden Deutschen.

Lobenswerth, sehr lobenswerth fiel die hiesige Darstellung dieses Stükkes aus. Besonders waren Herr Eule als Meister Breme und Herr Costenoble als sein Lehrbursche Heinrch auf ihrem Plazze; sie spielten ohne Uebertreibung so richtig komisch, daß auch der Ernsthafteste bei manchen Scenen sich des Lachens nicht enthalten konnte. Auch Madame Stegmann, (als Frau Breme) Herr Kirchner (Meister Ehrlich) und die sämtlichen Mitglieder des politischen Kollegiums thaten das Ihrige. Demoiselle Erhard aber sollte billig ihrem Charakter auch im zweiten Akte so treu bleiben, wie im ersten. Man sieht nicht ein, warum sie so sehr outrirt, da sie nur natürlich zu seyn braucht, um ihr Misfallen an dem neuen Stand und ihre Liebe zu Ehrlich deutlich genug an den Tag zu legen. Der Dichter läßt ja den Vater sagen: ich fürchte, Louise wird sich nicht gut zu nehmen wissen. — Ein Beweis, daß sie nicht affektiren soll. Auch that sie es bei der ersten Vorstellung nicht, warum denn bei den folgenden?

Uebrigens ist das Publikum im deutschen Theater so artig, die bekannten Melodien nicht mitzusingen, leyren, oder zu brummen, wie dies wohl bei den Franzosen zu geschehen pflegt; und wenn wir gleich die französische Dichtungsart auf vaterländischen Boden verpflanzten, so ließen wir doch die daran hängende Raupe der Unschiklichkeit zurük.

Am 21sten September zum erstenmale: Regulus, römisches Trauerspiel in fünf Akten von Collin.

Seit langer Zeit ist kein Stük auf der hiesigen Bühne gegeben, das der großen Erwartung, die man davon hatte, so sehr entsprach wie dieses. Es ist aber wahrlich Schade, daß es nicht so geschäzt wird, noch (wenigstens von einem großen Theile der Zuschauer) so geschäzt werden kann, als es dies verdiente. Natürlich gehört eine Kenntnis der römischen Geschichte und Gebräuche dazu, um das Stük ganz zu verstehen, wer diese nicht besizt, den kann es nur wenig oder vielleicht gar nicht interessiren. Daß der leztere Fall leider sehr häufig ist, beweisen die mannigfaltigen Urtheile, die Schreiber dieses zu hören die Ehre hatte, und woraus er fast mit philosophischer Gewißheit den Schlus ziehen kann, daß Regulus bei einem großen Theile des Publikums weniger Glük mache als der beliebte, so eben angezeigte Zinngießer. Hätte man indessen den Regulus hier nicht auf die Bühne gebracht, so würde man ihn gewiß allgemein verlangt, und sich auf die Aufführung desselben bei andern guten Theatern berufen, wohl gar der Direktion vorgeworfen haben, sie scheue die Kosten und wolle nichts Neues machen lassen. Jezt ist er da, mit allem möglichen Aufwande, mit der denkbarsten Genauigkeit und Richtigkeit da, und — man findet ihn langweilig! sapienti sat! —

Das Stük selbst steht auf der höchsten Stuffe der ästhetischen Vollkommenheit, und ist nicht gesucht, wohl aber natürlich schön. Jeder große Gedanke steht erhaben wie ein Koloß, auf seine eigne Größe vertrauend da; nichts sucht ihn zu heben, man fühlt seinen Werth auch ohne Erklärung. Der Geist der alten, edlen Römer athmet in jedem Verse; groß wie sie selbst, ist ihre Charak-

teristik gehalten, und schwindelnd blikt die Vernunft der jezzigen Generationen zu einer so seltenen Seelengröße empor. Wie feurig und lebhaft muß die Denkkraft des Dichters seyn, der ein solches Kunstwerk liefern konnte! Und wie tief muß der Mann in das Mark der Prosodie gedrungen seyn, der die todte Sprache so in die lebende zu übertragen wußte, daß man die erstere zu hören glaubte! Beweise hiezu sind: die Entlassungsformel des Senats im zweiten, und die Anrede in dem Briefe des Regulus an den Metell im vierten Akte, u. a. m. Obgleich nur wenig Handlung darin enthalten ist, da die der zweiten, dritten, vierten und lezten Akte in der Hauptsache völlig gleich, und nur in Ansehung des Ortes und der Personen verschieden ist; so hält doch die schöne Sprache und der so vortreflich fließende Dialog, den Zuschauer für diesen Mangel reichlich schadlos. Sehr malerisch ist unter andern die Beschreibung der Schlacht in dem Munde der Attilia, (von Madame Eule meisterhaft dargestellt) so wie die Einleitung in die Handlung im Prolog; kurz, fast jede Scene hat ihre eigne Schönheiten, so wie jeder Akt mit einem erhabenen Gedanken schließt. Der vierte Aufzug enthält unter andern drei hinter einander folgende, aber ganz verschiedene Scenen zwischen dem Metell und Valerius, Appius und Publius. So sehr diese in Ansehung der Handlung von einander abweichen, so harmonisch treffen sie wieder in der schönen Bearbeitung zusammen. Wäre der Raum nicht zu beschränkt, so würden wir gerne noch bei der Auseinandersezzung der Vortreflichkeiten dieses Stükkes verweilen, aber so müssen wir zu der Aufführung schreiten.

Die Direktion hat in der That keine Kosten gescheut diese so glänzend wie möglich zu machen; die vielen Dekorationen, wovon drei durchaus neu sind, so wie die größtentheils neuen, so richtig kostümirten Kleidungen

sind hiezu hinlängliche Beweise. Am schönsten nahm sich hievon unstreitig das Marsfeld, mit der Ansicht des Kapitols und der Columna rostrata aus; der Tempel der Bellona würde zwekmäßiger gewesen seyn, wenn das Bild der Kriegsgöttin mehr in den Hintergrund, oder wenigstens nicht so weit aus den Coulissen vorspringend gestellt, und die Sizze der Senatoren zu beiden Seiten angebracht worden wären.

So ein geschikter Theatermaler Herr Maubert (der Verfertiger dieser Dekorationen) auch ist, so scheinen ihm doch die Wolken (die das Theater während des Prologs bedekten) nicht recht geglükt zu seyn; die Farben sind zu grell, es ist weder Morgen- noch Abendroth; auch ründen sich die einzelnen Wolken zu stark, und fließen nicht genug eine in die andere, und wenn man sich hin und wieder ein paar freundliche Augen dazwischen denkt, so würde man eine vollständige Gallerie pausbakkiger Engelsköpfe vor sich sehen. Die übrigen Dekorationen sind indessen sehr gut gerathen und in einem edlen erhabenen Style gearbeitet; so wie das Kostüme äußerst richtig beobachtet und geschmakvoll arrangirt ist.

Die Darstellung selbst gehört unter eine der vorzüglichsten unserer Bühne und man kann dreist behaupten, daß jeder Schauspieler seine Rolle con amore studierte und wiedergab. Herr Steiger, als Regulus, Madame Eule als seine Gattin Attilia, spielten mit unendlichem Fleiße, so wie die Herren Herzfeld als Metell, Wohlbrück als Publius und Arresto als Bodostor. Auch die minder wichtigen Rollen waren gut besezt und wurden gut gehalten; nur fiel uns die französische Tanzmeister-Verbeugung in der dritten Position auf, welche der römische Scriba (Herr Lichtenheld) dem römischen Konsul beim Abgehen im vierten Akte macht; ein angehender Schauspieler sollte sich billig erst

bei ältern befragen, ehe er sich eine solche Unrichtigkeit zu Schulden kommen läßt.

Die eigends zu diesem Stükke von Herrn Stegmann komponirte Musik war sehr passend, besonders gut nahm sich der Halt bei dem Verschwinden der Wolken zu Ende des Prologs aus, der gewiß dazu diente, den Eindruk, den dieser von Madame Stolmers (der wir übrigens rathen mögten, sich zwekmäßiger dazu zu kleiden, da Melpomene zwar im griechischen Kostüme, doch ohne lange Schleppe erscheinen soll) recht brav gesprochene Prolog machte, merklich zu erhöhen. Wie angenehm es ist, wenn alles zu einer guten Vorstellung gehörige bei einander steht, fühlt man nur dann ganz, wenn man etwas Vollkommenes sieht, so wie bei diesem Stükke denn (welches wir mit Wahrheit behaupten können) keine Lükke zu füllen übrig blieb.

* * *

Am 24sten September genossen wir das so lang entbehrte Vergnügen, eine große Oper auf unsrer Bühne zu sehen. Madame Cannabich, Churpfalz-Bayersche erste Hofsängerin, die zufolge einer Einladung der Direktion hier etwa sieben bis acht Gastrollen singen wird, trat zuerst als Myrrha im Opferfeste auf. Ein lautes Applaudiren empfieng sie, und wahrlich mit Recht; man kann sich kaum etwas Vollendeteres als die gebildete Stimme dieser vortreflichen Künstlerin denken, die zwar nicht übermäßig stark, dafür aber desto sanfter und angenehmer ist. Rein wie die Laute einer Harmonika intonirte sie, und das Herz, zum Gefühle gestimmt, schwebte mit ihrem Gesange höhern Sphären zu; mächtig schwoll jede Brust und jede Nerve erbebte von dem schmelzenden Tone ihrer Silberstimme, bis der süße Nachklang in der Seele verhallte. Diese Empfindungen schienen auch bei dem größten Theile der Zuschauer zu herrschen, wenigstens

sahe man gespannte Aufmerksamkeit auf den meisten Gesichtern und viele unterdrükten unwillkührlich das Athmen um die Künstlerin nicht zu unterbrechen. Wir hoffen und wünschen im nächsten Hefte d. J. mehr darüber sagen zu können, es sey uns für jezt nur noch vergönnt eine Anekdote zu wiederholen, die auch ungegründet (welches wir aber weder verbürgen noch behaupten können) doch ein sehr schmeichelhaftes Kompliment für die Sängerin enthält. Zu Frankfurt (diesen Ort nannte unsre Fama) war ein Herr so von dem Gesange der Künstlerin bezaubert, daß er ihr seine Achtung und Ehrfurcht auf eine auffallende Weise zu bezeigen wünschte; er übersandte zu dem Ende in einem schönen Käfig zwei Nachtigallen, welche die schriftliche Bitte an Madame Cannabich am Halse hängen hatten: Lehre Du uns singen. Eine größere und feinere Schmeichelei konnte wohl nicht leicht einer Virtuosin gemacht werden, doch verdient auch nicht leicht Eine solche Achtung wie Madame Cannabich, da sie mit so seltenen Talenten eine eben so seltene Bescheidenheit vereinigt. — Wir danken übrigens der Direktion für ihre Bemühung, uns diese angenehme Unterhaltung verschaft zu haben, und können sie versichern, daß das Publikum wohl einsieht, daß es mit Aufopferung geschehen ist.

* * *

Zu den im vorigen Hefte angeführten alten, aber ganz oder zum Theil neubesezten Stükken gehören folgende:

Den 14ten July, der Huth, Lustspiel in einem Akt, eine Bearbeitung der bekannten Anekdote, daß ein Graf, dessen Sohn von einem Bauer aus dem Wasser gerettet wird, diesem statt seines verlohrnen Huthes seinen eignen vom Kopfe giebt, nebst einer kleinen darin verwebten Liebesgeschichte. Nur zweimal gegeben.

Den 16ten July: Die Schwestern von Prag, Oper in zwei Akten. Es war keine weitere Aenderung damit vorgenommen, als daß man wie bekannt, den Schneider in einen Schleifer verwandelt hatte. Die Schneiderzunft besizt nemlich ein so delikates point d'honneur, daß sie es unmöglich zugeben konnte, einen ihrer Zunftgenossen auf dem Theater lächerlich gemacht zu sehen, obgleich es im gemeinen Leben wohl oft genug geschehen mag. Auch hatte Herr Kirchner, der sich jezt lieber als Held zeigt, diese Rolle abgegeben, und sie war Herrn Costenoble zugetheilt, der sie zwar in anderer Manier, aber darum nicht minder richtig spielte.

Am 23sten July: Die Nebenbuhler, Lustspiel in fünf Akten, nach dem Englischen. Ein in siebenzehn Jahren nicht gegebenes Stük, voll Wiz und Laune, welches vorzüglich komische Darstellungen und Scenen aus dem Leben ungebildeter und doch etwas scheinenwollender Landedelleute enthält. Der Baron Abslut, die Frau von Storrwald und der Junker Ackerland nebst Bedienten sind die Komici dieses Stükkes, so wie der Hauptmann Abslut und Fräulein von Altenstein die Haupthandlung leiten, und durch ihre sonderbare Liebesgeschichte die Verwikkelung bewirken. Die Vorstellung selbst gieng ziemlich gut, und Madame Fiala zeichnete sich durch ihren ungeheuer burlesken, aber passenden Anzug aus.

Am 3ten September: König Lear, seit dem Abgange des Herrn Schröders vom hiesigen Theater nicht gegeben. Die Hauptrolle des Königs war durch Herrn Steiger besezt, der (wie man nicht leugnen kann) allen Fleiß anwandte sie gut durchzuführen. Daß er unser hiesiges Vorbild (Schröder) nicht erreichte, war nicht seine Schuld, so wie auch seine Figur in dieser Rolle nichts zur Hebung derselben beiträgt. Ueberhaupt ist es gewiß

sehr schwer, einem berühmten Schauspieler eine große Rolle nachzuspielen, da die Zuschauer gerne geneigt sind Vergleichungen anzustellen, die denn gewöhnlich zum Nachtheil des Leztern ausfallen, der doch eigentlich nichts dafür kann, daß das Publikum Gelegenheit hatte, einen Charakter besser darstellen zu sehen, als er ihn zu liefern im Stande ist. Doch kann man unserm Publiko diesen Vorwurf der Partheilichkeit mit Recht nicht machen, und Herr Steiger ward für seine Bemühungen, besonders in den ersten Akten, durch allgemeines Applaudiren belohnt.

Unter den übrigen Rollen waren die des Kent, durch Herrn Stegmann, (früher durch Zuccarini) die des alten Grafen Gloster, durch Herrn Kruse (ehemals Langerhans) vorzüglich gut besezt, da man die übrigen nur mittelmäßig nennen konnte. Herr Costenoble spielte unter andern den Narren nicht als einen Narren, sondern, als wenn er den Hofprediger des alten Königs vorstellte. Ob nun gleich diese Rollen zuweilen in einander greifen mögen, so war doch diese feine Nuance keinesweges hier anwendbar.

Ueberhaupt aber haben die Shakespearschen Stükke im lezten Jahrzehend vieles von ihrem Werthe in den Augen des Publikums verlohren. Der Grund hievon ist sehr einleuchtend, da wir in den neuern theatralischen Produkten, alles besser und feiner ausgedrukt finden, und Shakespears größte Gedanken gewöhnlich sehr stark gesagte Grobheiten sind, wie sie sich für das damalige Zeitalter und den Geist der Nation, für welche er schrieb, schikten. Auch enthalten die meisten seiner Stükke beträchtliche Verstoße gegen die Einheit der Zeit und gegen andere theatralische Regeln, die man in neuern Zeiten ungerne überschritten sieht.

2.

Französisches Theater.

Am 26. August öfneten versprochenermaßen die Unternehmer des französischen Schauspiels ihre Bühne zum erstenmale wieder mit einer Vorstellung der Pretendues und Adolph et Clara. Recht angenehm ward das Auge des Zuschauers bei dem Eintritt in das Innere des Hauses, durch den Anblik eines neuen, von einem Künstler Namens le Sieur geschmakvoll gemalten Vorhangs, dessen Erklärung wir unten in der Uebersezzung liefern, und der saubern Dekoration der Logen und Gallerie überrascht. Man hat die Zeit, wo nicht gespielt wurde, zu diesen Verbesserungen angewandt und dadurch den besten Willen, das Publikum auf alle mögliche Art zu befriedigen, gezeigt.

Außer der petite Ville, (die Kleinstädter) Comedie nouvelle en 4 Actes, en prose, de Picard, ist bis jezt noch kein neues Stük gegeben. Die Handlung in diesem ist sehr einfach. Desroches, ein Pariser, geht auf Reisen, um sich über den Verlust einer Geliebten zu trösten; er hält sich eine Zeitlang in einer kleinen Stadt auf, wo er denn natürlich in Bekanntschaft mit diesen Kleinstädtern geräth, die nun, um sich auf das Vortheilhafteste bei einem Fremden zu produziren, alle ihre Albernheiten und Lächerlichkeiten zur Schau auslegen. Im vierten Akte findet der Reisende endlich seine Geliebte in der Person der Madame Belmont, der Cousine seines Freundes Delille wieder und das Stük schließt, wie ein gewöhnliches Lustspiel, mit der Verbindung der beiden Liebenden.

Die erste Vorstellung davon ward am 22. Sept. gegeben, und obgleich Alle recht brav spielten, besonders

aber Madame Pitou und Herr Adam sich auszeichneten, so herrscht doch der Ideenflug nicht in diesem Stükke, den Kotzebue seinen Kleinstädtern aufgeprägt hat. Doch kann es seyn, daß ein Franzose von Geburt mehr darin findet, als unser hiesiges Publikum, welches unmöglich die Lächerlichkeiten der kleinen französischen Städte wissen kann.

Bis jezt sind beinahe nichts als Opern auf diesem Theater gegeben, worunter die größten: Les Visitandines, Deux Journées, Leon und Nina waren; auch glaubte man daß das Ballet eingegangen sey, doch erschien am 19ten September die Ankündigung der Gulnare, ou l'esclave persanne, orné de son spectacle, et terminé par un ballet turc de la Composition de Mr. Landais. Die kleine Oper ist dem Publiko schon aus früheren Zeiten bekannt, und ward auch recht gut gegeben, nur drang sich unserm Auge da ein Uebelstand auf, den wir lieber wegwünschen möchten. Man hatte nemlich im Dienst der Venus stehende Personen in Requisition gesezt und zu den Figurantinnen des Ballets benuzt. Sollte es nicht möglich seyn, Andere dazu zu engagiren? Z. E. die Tänzerinnen aus dem ehemaligen Vauxhall?

Da keine neue Stükke weiter gegeben sind, so können wir für jezt unmöglich mehr über dieses Theater sagen, als daß die Unternehmer Sorge getragen haben, es außer den schon hier bekannten noch mit einigen guten Subjekten zu vermehren. Demoiselle Lacroix, eine recht brave Sängerin, Herr Derubelle, und die Herren und Damen Pitou und Fourés, wovon der Eine ein guter Komiker ist, sind die neuen Zierden der französischen Bühne, die uns übrigens Hofnung zu baldigen neuen Vorstellungen macht.

Erklärung des Vorhanges.

Die Stadt Hamburg, unter dem Bilde einer schönen Frau dargestellt, sich auf ihr Wappen stüzzend, winkt den Künsten und bietet ihnen Kränze dar.

Vier junge Mädchen, die Eine Thalia und die drei Andern die Malerei, die Bildhauerkunst und die Baukunst, scheinen sie verdienen zu wollen. Merkur, der Gott der Handlung, lächelt ihrem Eifer Beifall zu.

Der Elbfluß, unter dem Bilde eines Greises, sizt zu den Füßen der Stadt, die er mit seimem Gewässer benezt.

Links zeigt sich der Hafen, das Baumhaus und die Schiffe aller Nationen mit ihren Flaggen und Wimpeln.

Rechts sieht man den majestätischen Lauf der Elbe, mit Schiffen bedekket, die sich am fernen Horizont verlieren.

3.

Privilegirtes Theater vor dem Steinthore.

So kündigt das im vorigen Hefte angezeigte Privattheater jezt an den Ekken der Stadt seine Vorstellungen an. Das Epitheton privilegirt scheint nur einer Auszeichnung wegen da zu stehen, da die andern Theater, wie man gewis weiß, ebenfalls privilegirt sind, und also dieses durchaus nichts voraus hat.

Ueber die Vorstellungen selbst läßt sich wenig sagen, da man leicht in den Fehler des zu vielen Lobes und zu wenigen Tadels fallen könnte; nur einer Begebenheit, die sich neulich daselbst zutrug, müssen wir doch erwähnen.

Vor beinahe vierzehn Tagen trat die Gattin des ehemaligen Entrepreneurs Madame Mog, als Gräfin Milfort in Kabale und Liebe auf; das Publikum bezeugte seine Zufriedenheit mit ihrem Spiel durch ein fúchterliches Pfeiffen, wodurch das zarte Nervensystem der Dame, an solche heroische Ehrenbezeugung nicht gewöhnt, so sehr erschüttert wurde, daß sie aus einer Ohnacht in die andere fiel, woraus sie nur der herbeigerufene Arzt mit Mühe erwekken konnte. (Die jezzigen Unternehmer hatten sie und ihren Herren Gemahl, wie man sagt, mit in den Kauf nehmen müssen; weshalb ihnen der Skandal nicht zur Last zu legen ist.)

Wir hören, daß die jezzigen Unternehmer willens sind, das Theater zu vergrößern und eine Oper zu errichten, wir rathen Ihnen freundschaftlich es nicht zu thun. So lange sie so bleiben, können sie ihre Rechnung dabei finden, aber große Unternehmungen sind mit großen Kosten verknüpft, und der Ertrag mögte schwerlich den Ausgaben angemessen seyn.

XII.

Allerlei.

a) Das gelbe Fieber.

In Großbritannien hat man doch wenigstens einige Vorbauungsanstalten wider das schrekliche gelbe Fieber, diese Geissel Nordamerikas und Westindiens, getroffen. In unserm Freistaat, dem übrigen deutschen Reiche und andern benachbarten Staaten ist nicht die geringste Vorkehrung dagegen gemacht. Wir Hamburger bleiben

unserm alten Grundsazze getreu: Es muß uns Gott gnädig seyn! Nun der mag dann auch diese verheerende Epidemie von uns abhalten; Menschen bekümmern sich nicht darum. Wahrscheinlich glaubt man, daß die Flacons désinfectans du Citoyen Bouillay, oder Taschenfläschchen gegen infizirte Luft alle Vorbauungsmittel dieser Art überflüssig machen. Der Name ist niedlich genug. Aber die Wirkungen? Je nun, man kann ja das gelbe Fieber aus Amerika einmal herholen, um den Nuzzen dieser Fläschchen durch die Erfahrung zu erproben. Was schadets, Zehntausende zu opfern, wenn nur ein medizinischer Versuch gemacht werden kann? Uebrigens bleibt es ein unerklärliches Phänomenon, wie die Hamburger bei ihrer großen Liebe zum Leben, bei ihrer entsezlichen und übertriebenen Furcht vor ansteckenden Krankheiten, welche sie sehr oft hart und grausam gegen Kranke und Leidende macht, gegen das gelbe Fieber so gleichgültig sind.

b) Unvernünftiges, ja unmenschliches Jagen auf Hamburgs Straßen.

Durch dieses unvernünftige und unmenschliche Jagen sind abermals in einem sehr kurzen Zeitraume sehr viele Menschen verkrüppelt, ja wohl gar getödtet und dennoch unterbleibt es noch nicht merklich. Man behauptet noch immer, (aber ich nicht) daß die Kutscher der Senatoren, die raschesten und hizzigsten Kutscher wären. Aber ich behaupte, weil ich es fast täglich mit meinen eignen gesunden Augen sehe, daß die Drekwagen, welche sich doch am ersten nach den Polizeiverordnungen richten sollten, weil sie unmittelbar unter der Polizei stehen, einen Artikel der Gassenordnung kek und kühnlich übertreten. Es sind derselben oft zwei hintereinander gespannt. So, wie allzuscharf, schartig macht, so ist auch eine gar zu große Schläfrigkeit oder übertriebene Nachsicht in Polizeiangele-

genheiten für den Staat gewiß sehr verderblich. Oder ist an der Gesundheit und dem Leben der Lütgen Lüde etwa nichts gelegen? Diese Frage entscheiden eure Handlungen ganz anders, als euer Herz und Gefühl, meine theuern Mitbürger! Laßt uns Alle erst recht menschlich und dann reich oder arm seyn. Ich verspreche alsdann meinen reichern Mitbürgern die Liebe, Hochachtung und Verehrung aller Aermern, und wahrlich dies ist in der Welt kein kleiner Gewinnst.

c) Der Schuldirektor Gurlitt und die berühmte Sängerin Cannabich.

Daß der bisherige Professor zu Klosterbergen, Herr Gurlitt, zum Direktor des hiesigen Johanneums erwählt ist, und wahrscheinlicher Weise sich bereits in Hamburg auf dem Eimbeckschen Hause (aber nicht als Staatsgefangener, sondern als Gast und künftiger ansehnlicher Bürger dieser guten Stadt) befindet,*) davon wissen wahrlich kaum zweihundert Bürger unsers Staats. Daß aber Madame Cannabich hier ist und durch ihre Silberstimme die breiweichen Herzen der Hamburger bezaubert, das weiß sogar der Lohnbediente und der Arbeitsmann. Die Lohnbedienten sind ihrentwegen auch in außerordentliche Thätigkeit gesezt, welches ihnen wohl zu gönnen ist. Zu Ehren der Madame Cannabich sind schon lange vorher so viele Festins und Schmausereien bestimmt, daß sie schwerlich wird an allen Antheil nehmen können. Kein Hamburger, der sich für reich, gebildet, galant und einen Mann von Geschmak hält, hat es versäumt derselben einen Beweis seiner Hochachtung und Ehrfurcht zu geben. Der gute Gurlitt mag vielleicht bei diesem und jenem braven und ernsthaften Hamburger eine Suppe essen. Aber Ehre, dem Ehre gebührt. Herr Gurlitt versteht

*) Dieser, der Stille gewohnte, Gelehrte ist im Krameramthause untergebracht. D. V.

weiter Nichts, als die Kunst, die Menschen etwas klüger und besser zu machen. Madame Cannabich aber trillert die Menschen nach sehr glaubwürdigen Zeugnissen und Urkunden, in die siebente Region des Himmels.

d) Beweis, daß die Nase der Theaterkritiker noch bei weitem nicht fein genug ist, das Große und Schöne allenthalben zu wittern.

Wegen gar zu großer Vornehmigkeit achten wir sehr selten auf die Vergnügungen und Unterhaltungen der kleinen Leute, welche uns doch in mancherlei Betracht und Rüksicht wichtig seyn sollten. Wer kann es dem Theaterkritiker verdenken, wenn er dem Beispiele der vornehmen und reichen Leute folgt, und seine Beurtheilungen nach dem Geschmakke, der Laune und dem Eigensinne dieser bessern Menschenklasse über den Leisten schlägt. Wir lesen von dem deutschen und französischen Theater in Hamburg, allenfalls auch ein Wörtchen von der altonaischen Bühne, und wenns hoch kommt, auch einen feinen Spott über die privilegirte Bühne in St. Georg. Allein was Herr Schalig in seiner Bretterbude vor dem altonaischen Thore spielt, ist unter der Würde eines Theaterrichters. Auf einem Spazziergange den 7ten September las ich vor dem altonaischen Thore, in der Reperbahn, folgenden Anschlagezettel: „Auf wiederholtes Verlangen wird heute Dienstag den 7ten September zum drittenmal und zwar ganz vollkommen aufgeführt: Faust's Höllenzwang, Trauerspiel in fünf Akten vom Doktor Bahrdt. Personen: Hector Conza, Fürst von Parma; Marinelli, Kammerherr; J. Faust, Professor Theologiae Witemberg; C. Wagner, sein Eleve; die comische Person, ein Bedienter; ein Genius der Menschheit; Charon, Höllenschiffer; Pluto, Fürst der Hölle; das Höllenheer. Zum Voraus versichere ich, daß ein Jeder mit der größten Zufriedenheit den Schauplaz verlassen wird."

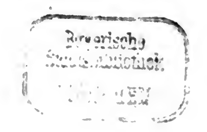
Auf diese theure Versicherung des Prinzipals, Herrn Schalig, gieng ich in den bretternen Tempel der Thalia und ich muß dem Herrn Schalig das aufrichtige Zeugniß geben, daß ich seine Bühne mit Zufriedenheit wieder verlassen habe. Ob diese Zufriedenheit über den Werth und die Darstellung des Stüks entstand, oder durch das selige Ende desselben bewirkt wurde, ist mir noch problematisch. Aufrichtig gestanden, ich habe hier vieles Vergnügen genossen, das ist nun zwar sehr gemein, dies zu bekennen. Allein ich kann mir nicht helfen. Muß nicht jede Kreißende, welche durch den Wundertrank des Doktor Lehnhardts eine leichte Geburt gehabt hat, diesem großen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts öffentlich ihren Dank und ihre Vergötterung bezeugen? Seht, lieben Mitbürger! so geht es mir mit Hrn. Schalig. Er hat mich zu der Geburt von wenigstens hundert Herzensbeängstigungen verholfen; denn es wird Euch doch nicht unbekannt seyn, daß recht herzliches Lachen das Plus der brennbaren Luft aus dem Körper verscheucht. Im Ernst! ich sahe hier ein (deutsches) vaterländisches Schauspiel, und das will schon viel sagen. Ich sahe ein natürliches Schauspiel, und das ist von weit höherm Werth. Auf den vornehmen Theatern leeren die Ritter und Edlen unaufhörlich die Humpen, haben irgend eine Dirne auf Nothzucht eingefangen, welche durch schrekliche Mühseligkeiten und Abentheuer von ihrem Geliebten wieder befreiet werden muß; die heimlichen Gerichte verurtheilen mir Nichts, dir Nichts jeden Tag ein Duzzend Menschen und lassen sie erdrosseln. Bisweilen muß eine edle Dame, die etwas anbrüchig ist, die Feuerprobe bestehen; bisweilen wird Maria Stuart zum allerseitigen Vergnügen der Zuschauer auf der Bühne recht kunstgerecht enthauptet. Kurz, es geschieht da Vieles, was ich in meinem Leben nicht gesehen, und wovon ich gar keinen Begrif habe. Von

der Sprache, welche auf unsern vornehmen Bühnen gesprochen wird, ist es noch nicht entschieden, ob es die Hottentottische, die Malaische, die Chinesische oder die Japanische ist. Hier spricht Doktor Faust so natürlich wie mein Nachbar Heinz, und die Sprache ist doch ein Mittelding zwischen Germanisch Schwäbischen und Germanisch Wienerischen. Also doch immer Deutsch. Freilich muß der arme Faust zur Höllen fahren, aber wäre es dann sonst auch wohl ein Schauspiel? Schauen heißt sehen und wenn wir auf dem Theater Nichts sehen, so gereut uns auch die taube Nuß, welche wir für die Entrée bezahlt haben.

Diejenige Person, welche mich für mein baares Geld gänzlich schadlos hielt und mein Vergnügen zum Entzükken erhöhte, war die lustige oder komische Person, oder auf gut deutsch zu reden, der Harlekin oder Hanswurst, deswegen habe ich sie auch doppelt unterstrichen. Es ist schon ein böses Zeichen, daß Herr Schalig sich schämt, diese komische Person bei ihrem rechten Namen zu nennen. Auf den vornehmen Theatern kommt dieser Hanswurst oder diese komische Person in unendlicher Verschiedenheit der Kleidung und des Kostume vor; allein man kann sie immer an ihren Plattitüden und Zoten erkennen. Hier hat sie noch ihr eigenthümliches Kostum, ihre bunte Jakke und ihr Pritschholz, da sieht man nun gleich, was sie vorstellen soll und nimmt ihr ihre Hanswurstiaden gar nicht übel. Man fühlt es, daß es solcher Hanswurste im gewöhnlichen Leben eine unzählige Menge giebt, die auch Alle ein Abzeichen, entweder an der Stirn oder in der Kleidung haben. Die Sprache des Hanswursts scheint hier auch viel natürlicher, weil er in seiner eigenthümlichen Jakke und nicht im Ordensbande mit Stern und Schlüssel spricht. Kurz, es ist hier Alles so natürlich, daß man beinahe etwas mehr Kunst

wünschen möchte, so wie man auf den vornehmen Theatern etwas mehr Natur verlangen könnte.

Warum man den Doktor Bahrdt als Verfasser dieses großen, schönen und erhabenen Trauerspiels angiebt, will ich meinen Lesern im Vertrauen sagen. Den famösen Doktor Bahrdt hat, wie männiglich bekannt, der Teufel gehohlt, welches er auch seiner vielen Sünden wegen gar wohl verdient hat. Da nun von einem andern eigenthümlichen Sclaven und Unterthan Sr. Satanischen Majestät Niemand besser Bescheid wissen kann, als der sich selbst ihm verschrieben hat: so erreicht es ein sehr günstiges Vorurtheil für diese Tragödie: Fausts Höllenzwang, daß man ihr den Kezzernamen Bahrdt vorgesezt hat. Dies haben die Brettermänner von den großstädtischen Komödianten gelernt, und dieses Mittels bedienen sich alle großen Genies in der Welt. Doktor Dom Juan Peresixes Francescos Garcias de Lima's Lebenstropfen sind von unendlich grösserm Werth, als des ehrlichen Hansens Lebensbalsam, und ein tolles Unding von Kotzebue ist weit vorzüglicher, als ein etwas vernünftigeres Stük von Hinzen oder von Kunzen. Wir wollen darüber nicht rechten, meine theuern Mitbürger! C'est tout comme chez nous. Ihr seyd nicht alberner aber auch nicht weiser, wie andre Großstädter, und wenn Euch die Hanswurststreiche der beblechten Herren Vergnügen machen, so laßt sie Euch alle Komödienabende, und das sind Gottlob! sechse in der Woche, wiederholen.



Inhalt des vierten Bandes,

oder des 10ten, 11ten und 12ten Hefts.

Zehntes Heft.

Eilftes Heft.

Zwölftes Heft.

Seite

An die respektiven Abonnenten.

Der erste Jahrgang dieses Journals schließt mit diesem 12ten Hefte. Es wird in Zukunft ununterbrochen fortgesezt, und prompt an den hier bemerkten Tagen erscheinen:

Das	1.	Heft	des 2ten	Jahrg.	erscheint	d.	8 Nov.	1802.
—	2.	—	—	—	—	—	14. Dec.	—
—	3.	—	—	—	—	—	20. Jan.	1803.
—	4.	—	—	—	—	—	26. Febr.	—
—	5.	—	—	—	—	—	2. April	—
—	6.	—	—	—	—	—	6. May	—
—	7.	—	—	—	—	—	14. Juny	—
—	8.	—	—	—	—	—	20. July	—
—	9.	—	—	—	—	—	26. Aug.	—
—	10.	—	—	—	—	—	2. Oct.	—
—	11.	—	—	—	—	—	8. Nov.	—
—	12.	—	—	—	—	—	15. Dec.	—

Es soll diese kleine Zögerung bei jedem Monat dazu dienen, eine richtige Zeitfolge erhalten und mit dem Ende jedes Jahrs schließen zu können.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, auf allen resp. Postämtern, so wie auch bei unterzeichnetem Verleger, kann man sich für dasselbe, jedoch nicht anders als fürs ganze Jahr, abonniren. Der Preis ist, wie bekannt, achtzehn Mark. Einzelne Hefte werden nicht verkauft.

Hamburg, im October 1802.

F. H. Nestler.

